

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

185



Gramsci und die Zivilgesellschaft

Derek Boothman, Joseph A. Buttigieg, Alex Demirović,
Anne Showstack Sassoon

Singer-Debatte

Zwischen Personalisierung und Kollektivschuld —
Muster der Stalinismuskritik

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

1989/90 schrieben unter anderen

Günther Anders, Etienne Balibar, Volker Braun, Michael Brie, Cynthia Cockburn, Irene Dölling, André Gunder Frank, Heiner Goebbels, Stuart Hall, Sandra Harding, Heiko Haumann, Klaus Heinrich, Eckard Holler, Pierre Juquin, Wilhelm Kempf, Heiner Keupp, Klaus Peter Kisker, Helga Königsdorf, Annette Kuhn, Georges Labica, Eberhard Lammert, Norman Levine, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Claudia Pinl, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Karen Ruoff, Christina Schenk, Klaus Segbers, Su Shaozhi, Christian Sigrüst, Dorothee Sölle, Eckhard Stratmann, Karl Hermann Tjaden, Bernd Jürgen Warneken, Inge Wettig-Danielmeier, Paul Willis

Redaktion

Wolfgang Bialas, Volker Gransow, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Gerhard Zimmer

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Irene Dölling, Soja Fiedler, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Karin Hildebrandt, Barbara Ketelhut, Christina Klenner, Eva Kreisky, Ina Merkel, Jutta Meyer-Siebert, Eva Schäfer, Sabine Schenk, Christiane Schindler, Eva Stäbler, Ellen Woll

Korrespondierende Redaktionsmitglieder

Georg Auernheimer, Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Michael Krätke, Dieter Kramer, Hans-Jürgen Pandel, Ulrich Schmitz, Erich Wulff

Redaktionsanschrift: Onkel-Tom-Straße 64a, 1000 Berlin 37, Tel.: (030) 813 50 24

Redaktionssekretariat: Peter Manz

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Umschlag: Johannes Nawrath *Foto* ©Mirko Krizanovic/FAZ

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Tel.: (040) 45 60 18 u. 45 36 80

Auslieferung

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Tel.: (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehrindamm 51c, 1000 Berlin 61, Tel.: (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1991 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. Satz: Barbara Steinhardt. Druck: alfa Druck, Göttingen. — Januar/Februar 1991. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

	I
Editorial	1
<i>Antonio Gramsci</i>	
Aufbauplan und Statusbestimmung zu den <i>Gefängnisheften</i>	4
<i>Günther Anders: The Biggy</i>	7

Gramsci und die Zivilgesellschaft

<i>Joseph A. Buttigieg</i>	
Gramscis Methode	9
<i>Anne Showstack Sassoon</i>	
Gleichheit und Unterschied: Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft	27
<i>Alex Demirović</i>	
Zivilgesellschaft, Öffentlichkeit, Demokratie	41
<i>Derek Boothman</i>	
Gramsci als Ökonom	57

* * *

<i>Christian Löser: Wolkogonows Stalin-Biographie</i>	71
<i>Hanna Behrend: Kollektivschuld oder Rechtsstaatlichkeit?</i>	75
<i>Stefan Krätke: Umbau der Städte</i>	81
<i>Interventionen</i>	
Gegen die »Rechtfertigung der 'Singer-Debatte'« (K. Gramlich, G. Stilla und A. Kather)	93
Die »Singer-Debatte« vor dem Hintergrund der NS-Vernichtungspolitik (W. Grode)	98

<i>Kongreßbericht</i>	
Entstehungsbedingungen des Rechtsextremismus	
Ankündigung: Konferenz »Gramsci und die Theorie der Zivilgesellschaft«	103

<i>Besprechungen</i>	
Philosophie im Faschismus; Evolutionäre Erkenntnistheorie; Aufklärung; Literatur der Moderne; Identität in der Fremde; Informatik und Gesellschaft; Computerlernen; Emanzipation und Mutterschaft; Antisemitismus; Bucharin; Sozialpolitik	107
VerfasserInnen, Zeitschriftenschau, Summaries	161

Philosophie

<i>Leske, Monika</i> : Philosophen im »Dritten Reich«. Studie zu Hochschul- und Philosophiebetrieb im faschistischen Deutschland (<i>Th.Laugstien</i>)	107
<i>Schorcht, Claudia</i> : Philosophie an den bayerischen Universitäten (<i>Th.Laugstien</i>)	107
<i>Engels, Eve-Marie</i> : Erkenntnis als Anpassung. Eine Studie zur Evoluti- nären Erkenntnistheorie (<i>H.Fallschessel</i>)	110
<i>Hulme, Peter, and Ludmilla Jordanova (Hrsg.)</i> : The Enlightenment and Its Shadows (<i>G.Mackenthun</i>)	112
<i>Förster, Wolfgang (Hrsg.)</i> : Aufklärung in Berlin (<i>H.Breger</i>)	113

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Grewe, Andrea</i> : Monde renversé – theatre renversé. Lesage und das Théâtre de la Foire (P.Jehle)	115
<i>Bürger, Peter</i> : Prosa der Moderne (B.Bergheim)	116
<i>Fischer, Rotraut</i> : Reisen als Erfahrungskunst. Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«: die »Wahrheit« in den »Bildern des Wirklichen« (<i>M.Ewert</i>) .	118
<i>Reichert, Klaus</i> : Vielfacher Schriftsinn. Zu Finnegans Wake (<i>R.Markner</i>)	119
<i>Reeg, Ulrike</i> : Schreiben in der Fremde. Literatur nationaler Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland (<i>H.-D. Grünefeld</i>)	120
<i>Chiellino, Gino</i> : Literatur und Identität in der Fremde. Zur Literatur italieni- scher Autoren in der Bundesrepublik (<i>W.Mackenbach</i>)	121

Soziologie

<i>Minsky, Marvin</i> : Mentopolis (<i>H.Schwarz</i>)	124
<i>Winograd, Terry, und Fernando Flores</i> : Erkenntnis Maschinen Verstehen (<i>Th.Waldhubel</i>)	127
<i>Borst, Arno</i> : Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas (<i>A.Maurer</i>)	131
<i>Endres, Egon</i> : Macht und Solidarität (<i>M.Ahrens</i>)	132
<i>Boeckmann, Klaus-Börge, u.a.</i> : Zweisprachigkeit und Identität (<i>G.Auern- heimer</i>)	133

Erziehungswissenschaften

<i>Petsch, Hans-Joachim, Tietgens, Hans, u.a.</i> : Allgemeinbildung und Com- puter (<i>H.Krause</i>)	135
<i>Sacher, Werner</i> : Computer und die Krise des Lernens. Eine pädagogisch- anthropologische Untersuchung der Zukunft des Lernens in der Informa- tionsgesellschaft (<i>H.Krause</i>)	135
<i>Hansen, Klaus-Henning</i> : Technik als Gegenstand kritisch-historischer Auf- klärung (<i>H.Krause</i>)	135
<i>Fischer, Gero, u.a.</i> : Geordnete Welten. Neues Lernen mit dem Computer? (<i>W.Kunstmann</i>)	138
<i>Sarcinelli, Ulrich, u.a.</i> : Politikvermittlung und Politische Bildung. Heraus- forderungen für die außerschulische politische Bildung (<i>W.Filla</i>)	138
<i>Keim, Wolfgang (Hrsg.)</i> : Erziehungswissenschaft und Nationalsozialismus – eine kritische Positionsbestimmung (<i>Th.Alkemeyer</i>)	140
<i>Schmoldt, Benno (Hrsg.)</i> : Das Schulwesen in Berlin seit 1945. Beiträge zur Entwicklung der Berliner Schule (<i>N.Franck</i>)	141

(Fortsetzung Seite XII)

Editorial

Angesichts des Krieges scheint es absurd, sich mit Zivilgesellschaft zu befassen. Die Herrschaft der reaktualisierten Logik des Krieges über die Politik scheint die zivilgesellschaftlichen Bestrebungen in Luftschlösser zu verwandeln. Ein Krieg neuen Typs, noch kaum analysiert, ermöglicht durch das Ende der Nachkriegsordnung, geführt von der kapitalistischen Supermacht gegen einen Militärstaat der Dritten Welt, aber im Auftrag der Vereinten Nationen und zur Erzwingung ziviler Formen in zwischenstaatlichen Verhältnissen, und wiederum diese UNO-Aktion überdeterminiert durch einen Ölkrieg, konjunkturgerecht für die USA, die ihren im Kalten Krieg aufgebauten militärisch-industriellen Komplex nicht krisenfrei zivilisieren zu können scheinen ... Wir werden versuchen, Analysen zum Begreifen dieser komplex überdeterminierten Situation beizusteuern. Fürs Erste hat die Politik die Initiative eingeübt. Symbolhandlung: Wir hissen die schwarze Fahne der Trauer.

Der hundertste Geburtstag Antonio Gramscis (geboren am 22. Januar 1891 auf Sardinien) wäre für sich Anlaß genug, aktuellen Fragen des Umgangs mit seinem Werk dieses Heft zu widmen. Doch bedürfte es der runden Zahl nicht. Der sich derzeit vollziehende Umbruch der Weltordnung stellt die Fragen in neuer Schärfe. Der unter Stalin eingeschlagene Weg des »Marxismus-Leninismus« hat sich in der Praxis als das erwiesen, was in marxistischer kritischer Theorie (oft halbherzig oder in dissidentischer Zersplitterung) immer wieder und immer deutlicher diagnostiziert worden war: als Sackgasse. Der Rückzug aus dem »staatsmonopolistischen Sozialismus« erweist sich als schier unmöglich. In dieser Situation ist Gramsci zu einem der wichtigsten Vermittler und Erneuerer kritischen Denkens der Praxis geworden.

Im faschistischen Gefängnis hat Antonio Gramsci, Mitgründer und Vorsitzender der Kommunistischen Partei Italiens, um sein geistiges Überleben ringend, fast ein Jahrzehnt lang mit aller aufbietbarer Kraft daran gearbeitet, die kulturellen Grundlagen der Politik bzw. die politischen Funktionen des Kulturellen, die Rolle der Intellektuellen, die Veränderungen der Produktionsweise durch Amerikanismus und Fordismus und viele damit verknüpfte Fragen zu erkunden und durchzudenken. In 29 Notizbüchern, auf tausenden von Seiten und in über 2000 durch Paragraphen voneinander abgehobenen Textstücken, führte er eine vielschichtige und thematisch weitverzweigte Analyse von Materialien durch, die ihm Zeitungen, Zeitschriften und Bücher lieferten oder die sein Gedächtnis hergab. Damit ging nicht nur eine kritische Selbstvergewisserung marxistischen Denkens einher, sondern ein neuer Kontinent, die Kultur, wurde für dieses Denken erschlossen und damit zugleich ein neues Fundament für das Politikverständnis gelegt. Aber nicht schon wieder einzelne Lehren oder gar eine geschlossene Weltanschauung sind es, was den Ertrag der *Gefängnishefte* bildet, sondern die theoretische Produktionsweise selbst, die konkrete Materialanalyse, das tastende sich Vorwagen ins Neue, Ungesicherte. So bilden Gramscis *Gefängnishefte*, in ihrem ebenso riesenhaften wie fragmentarischen Mosaikcharakter in mancher Hinsicht Benjamins Passagenwerk vergleichbar, ein beispielloses Bildungselement für zukunftsfähiges Denken. Nicht nur für linkes Denken.

Gramsci ist nicht Alleinbesitz irgendeiner Richtung. In Italien, ja weltweit, hat Gramsci in allen politischen Lagern eine Anerkennung gefunden, die ihm den Rang eines Klassikers der politischen Philosophie dieses Jahrhunderts eingetragen hat. In der Liste der meistzitierten Autoren der Welt im Bereich der Künste und der Humanwissenschaften, in der außer Gramsci nur vier andere nach dem 16. Jahrhundert geborene Italiener genannt sind, darunter nicht einmal Vico oder Machiavelli, nimmt Gramsci einen prominenten Platz ein.

Die »marxistisch-leninistische« Staatsmacht fand Gramscis Hauptwerk für sich unverdaulich, die Offizialideologie, mit der das Denken diszipliniert werden sollte, gefährlich durcheinanderbringend. So verweigerte sie lange Zeit die nötigen Ressourcen und untersagte immer wieder geplante Übersetzungsprojekte. Diese engstirnige Zensurpolitik, zusammen mit einem gegensätzlich komplementären Versagen der Sozialdemokratie und dem kommerziell bedingten der großen Verlage, gibt einem verlegerischen Winzling einmal mehr die Aufgabe und damit auch die Chance, wie schon bei der Veröffentlichung des Hauptwerks von José Carlos Mariátegui*, den man den lateinamerikanischen Gramsci genannt hat: Kurz nach vorliegendem Heft erscheint im Argument-Verlag der erste Band der auf 10 Bände angelegten deutschen Ausgabe der *Gefängnishefte*. Es spricht für den Rang, der diesem Werk beigemessen wird, daß etwa gleichzeitig bei der Columbia University Press eine englische Übersetzung der Gefängnishefte erscheint.

W.F.H.

Zum vorliegenden Heft

Unser Schwerpunkt schließt an das Thema »Politik des Kulturellen« (Heft 167) an und entwickelt die dort behandelte Frage nach der Bedeutung von »società civile« weiter. Er kommuniziert ferner mit einer Reihe von selbständigen Veröffentlichungen im *Argument*, u.a. dem Band »Die Linie Luxemburg – Gramsci« (AS 159) und Detlev Albers' »Versuch über Otto Bauer und Antonio Gramsci«.

Der amerikanische Gramsci-Herausgeber *Joseph A. Buttigieg* zeigt in dem hier abgedruckten Teil seiner Einleitung zur vollständigen englischen Fassung der *Gefängnishefte*, daß allein mit der Gesamtheit dieser ungeheuren Sammlung von Materialstücken und Reflexionen ein Licht auf Gramscis bislang wenig beachtete Arbeitsweise geworfen werden kann. Gegen die hermeneutische Versuchung, aus den Fragmenten ein kohärentes Ganzes zu rekonstruieren, müssen Gramscis Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die er dem Detail und dem Spezifischen entgegenbringt, studiert werden. Die recht verstandene »Philologie« bannt die ständige Gefahr der falschen Verallgemeinerung und verhindert die Versteinierung von Theorien zu Dogmen.

* José Carlos Mariátegui, *Sieben Versuche, die peruanische Wirklichkeit zu verstehen*, mit einer Einleitung von Kuno Füssel und einem Nachwort von W.F.Haug, Berlin und Freiburg (Schweiz) 1986.

Seit längerem spielen in den Debatten der Linken in Großbritannien die Begriffe »Zivilgesellschaft« und »Staatsbürgerschaft« eine zentrale Rolle. *Anne Showstack Sassoon* kritisiert die Abstraktheit dieser Debatten, weil sie z.B. die feministische Kritik an einem ungeschlechtlichen Begriff der Staatsbürgerschaft kaum aufnehmen. Sie bleiben bei einem auf Politik reduzierten Citoyen stehen, der seine »Rechte des Alltagslebens«, wie etwa Zeit zur Erziehung der Kinder, nicht einklagt. Die sprunghaft gestiegene Frauen-Erwerbsarbeit stelle das duale Muster von privat und öffentlich in Frage und lege ein komplexeres Koordinatensystem nahe, das neben Hausarbeit und Erwerbsarbeit die staatliche Politik berücksichtigt. *Alex Demirović* konfrontiert Habermas' Öffentlichkeitskonzept mit Gramscis Theorie der Zivilgesellschaft. Bei Habermas kann das Fehlen eines Hegemoniekonzepts gar nicht zum Problem werden, weil er eine Grenzschutzkonzeption verfißt, die sich mit dem Schutz der Lebenswelt vor dem Eindringen der Systemimperative zufriedengibt. Der »Kriegszustand«, sagt Demirović, werde lediglich »kommunikativ gehegt«. Folgerichtig kenne Habermas nur professionelle Intellektuelle, die als bekannte einzelne im Namen der Öffentlichkeit Einspruch anmelden. Anders Gramsci, der das intellektuelle Element nicht primär zu einer Berufskompetenz verfestigt, sondern es unter dem Gesichtspunkt seiner Funktion, einen historischen Block zu formieren, auffaßt.

Derek Boothman entwirft das Bild eines an ökonomischen Fragen vielseitig interessierten Gramsci. Die Weltwirtschaftskrise und der Einfluß der ungeschichtlich verfahrenen Grenznutzentheorie sind seine aktuellen Bezugspunkte. Als entschiedener Gegner positivistischer Interpretationen, die Marxens Gesellschaftsanalyse in Vorhersagen naturwissenschaftlichen Typs verwandelten, gilt Gramscis besondere Aufmerksamkeit einem nicht-deterministischen Entwicklungskonzept, etwa dem Begriff des »Tendenzgesetzes«.

Außerhalb des Schwerpunkts befassen sich *Christian Löser* und *Hanna Behrend* kritisch mit Formen der Bewältigung der stalinistischen Vergangenheit. Löser liest die Stalinbiographie des sowjetischen Historikers Dimitri Wolkogonow als den prekären Versuch einer Gegengeschichte, deren Schwierigkeit sich aus dem Gegenstand selbst ergibt. Da die Zerstörung des Stalinmythos auch die kollektive Identität vieler Sowjet-Bürger in Frage stellt, scheint es unausweichlich, daß sie vielfach in denselben Denkmustern befangen bleibt, die sie kritisiert. Behrend zeigt, daß die gegenwärtige Abwicklungs-Praxis mit ihrer pauschalen Verurteilung von Organisationen und Institutionen auf einer Kollektivschuldthese basiert, welche die elementaren Grundsätze der Rechtsstaatlichkeit verletzt. Die in Heft 165 begonnene Fordismus-Diskussion wird von *Stefan Krätke* in bezug auf neue Stadtentwicklungskonzepte fortgeführt. Kaum ein Thema hat in letzter Zeit eine der Position Singers zur Tötung behinderter Neugeborener vergleichbare Resonanz gefunden. Die im letzten Heft begonnene Diskussion wird mit zwei Beiträgen fortgesetzt. P.J.

Antonio Gramsci

Aufbauplan und Statusbestimmung zu den *Gefängnisheften* (1931)

Vorbemerkung: Über Vorgeschichte und Rahmenbedingungen des im folgenden erstmals auf deutsch abgedruckten Aufbauplans schreibt Valentino Gerratana in seiner Einleitung zu den *Gefängnisheften**:

Eine neue Phase der Arbeit der *Hefte* nimmt jedoch ihren Anfang nach der Krise vom 3. August 1931. Bereits in den vorangehenden Monaten hatte er erste Anzeichen einer ernsthaften Schwächung verspürt, die den Rhythmus seiner Arbeit beeinträchtigte**; und gerade am 3. August, wenige Stunden vor der Krise, hatte er daraus trostlose Schlussfolgerungen hinsichtlich der Möglichkeiten gezogen, die begonnenen Untersuchungen zu Ende zu führen: »Man kann sagen, daß ich nunmehr kein wirkliches Studien- und Arbeitsprogramm mehr habe, und das mußte natürlich so kommen. Ich hatte mir vorgenommen, über eine Reihe von Fragen nachzudenken, aber es war klar, daß diese Überlegungen an einem gewissen Punkt in die Dokumentationsphase hätten übergehen müssen, also in eine Arbeits- und Ausarbeitungsphase, die große Bibliotheken verlangt. Das soll nicht besagen, daß ich völlig die Zeit verschwende, aber, nun ja, ich habe keine große Wißbegierde in bestimmten allgemeinen Richtungen mehr, wenigstens nicht jetzt«. Aber die kurz darauf, in der Nacht vom 3. August, folgende Krise wird ein neuer Peitschenhieb, der den bis dahin verfolgten Arbeitsrhythmus beschleunigt. Seine Gesundheit bedürfte jetzt absoluter Ruhe und angemessener Pflege, Dinge, die in seiner Lage unmöglich waren; aber es ist noch nicht einmal mehr an irgendeine Art von Arbeit zu denken, die noch als therapeutisches Mittel dienen könnte. Er gibt in der Tat die Übersetzungsübungen auf und konzentriert sich stattdessen auf die Anstrengung, die Untersuchung zu vertiefen und in einer neuen Reihe von Hefen neu zu strukturieren. Der Arbeitsplan wird (in einem Vorspann zu Heft 8) unter dem allgemeinen Titel *Verstreute Notizen und Aufzeichnungen für eine Geschichte der italienischen Intellektuellen* neu formuliert und ist von einer Liste mit »Themengruppierungen« begleitet, die Gramsci dann dazu dienen wird, in verschiedenen Hefen verstreute und zuvor in Form von Miszellen geschriebene Notizen in »speziellen Hefen«, die jeweils einem einzigen Thema gewidmet sind, zusammenzufassen und auszuarbeiten. Dies wird im wesentlichen der definitive Arbeitsplan der *Hefte* bleiben, auch wenn er im weiteren Verlauf der Arbeit durch einige Anreicherungen und Varianten leicht verändert wird.

Die in dieser zweiten Phase, die von Ende 1931 bis Ende 1933 geht, vollbrachte Arbeit erscheint besonders intensiv und beanspruchend, umso mehr wenn man bedenkt, daß es die beiden schlimmsten Jahre für den Gesundheitszustand Gramscis sind, in denen die natürlichen Kräfte seines Organismus irreparabel angegriffen werden. In diesem Zeitraum kommen zu den sieben bereits begonnenen Hefen (außer den drei Hefen, die nur Übersetzungen enthalten) weitere zehn hinzu***, die einen zentralen Platz in der Struktur der gesamten *Hefte* behalten,

* Vorabdruck aus: Antonio Gramsci, *Gefängnishefte*, Kritische Gesamtausgabe Band 1 (Heft 1), Hamburg und Berlin 1991.

** Vgl. den Brief an Tanja vom 27. Juli 1931: »Es stimmt, daß ich seit einigen Monaten sehr an Vergeblichkeit leide. Ich habe seit einiger Zeit keine starke Migräne mehr gehabt, wie in der Vergangenheit (Migräne, die ich 'absolut' nennen würde), aber dafür verspüre ich relativ häufiger einen Dauerzustand, der zusammenfassend als ein Verdunsten des Gehirns bezeichnet werden kann; verbreitete Müdigkeit, Verwirrung, Konzentrationsschwäche, Gedächtnisschwäche usw.«

*** Das vierte, 1932 geschriebene Heft, das nur Übersetzungen enthält, wird hier nicht berücksichtigt: in Wirklichkeit nur ein wenige Seiten umfassendes Heftchen, lediglich eine Zerstreuung einiger Stunden. In unserer Numerierung ist es das Heft D (XXXI).

auch wenn einige von ihnen erst in der Folgezeit vervollständigt werden. Hefte mit gemischten Aufzeichnungen und »spezielle Hefte« wechseln einander in dieser Arbeitsphase ab: Gramsci erkundet weiterhin sein Untersuchungsgebiet, während er sich gleichzeitig bemüht, das schon gesammelte Material neu zu ordnen, indem er Notizen, die er bereits in den vorangehenden Heften skizziert hatte, in zweiter Fassung neu schreibt. Keinen Augenblick lang ist er jedoch der Meinung, die definitive Form der geplanten »Abhandlungen« erreicht zu haben: diese werden nie geschrieben werden, und an ihnen gemessen stellen alle Notizen der *Hefte* in den verschiedenen Fassungen nur eine Sammlung von Vorbereitungsmaterial dar. Auf den provisorischen Charakter (»erster Annäherung«) seiner Aufzeichnungen hatte Gramsci in einem der ersten Hefte aufmerksam gemacht (Heft 4, §16), und nun, in der neuen Phase seiner Arbeit, verspürt er das Bedürfnis, die gleiche Ermahnung mehrmals zu wiederholen.

[Heft 8]

VERSTREUTE NOTIZEN UND AUFZEICHNUNGEN FÜR EINE GESCHICHTE DER ITALIENISCHEN INTELLEKTUELLEN

1. Provisorischer Charakter – zur Erinnerung – solcher Notizen und Aufzeichnungen; 2. Aus ihnen können selbständige Aufsätze hervorgehen, nicht eine organische Arbeit über das Ganze; 3. Es kann noch keine Unterscheidung zwischen dem Hauptteil und den sekundären {Teilen} der Darstellung geben, zwischen dem, was der »Text« wäre, und dem, was die »Anmerkungen« sein müßten; 4. Es handelt sich oft um ungeprüfte Behauptungen, die als »erste Annäherung« bezeichnet werden könnten: manche von ihnen könnten im Zuge der weiteren Untersuchungen aufgegeben werden, und womöglich könnte sich die entgegengesetzte Behauptung als die richtige herausstellen; 5. Keinen schlechten Eindruck machen darf die Weite und die Ungewißheit der Grenzen des Themas aufgrund des oben Gesagten: es hat keineswegs den Zweck, einen verworrenen Zettelkasten über die Intellektuellen zusammenzustellen, eine enzyklopädische Zusammenstellung, die alle möglichen und vorstellbaren »Lücken« ausfüllen möchte.

Hauptaufsätze: Allgemeine Einführung. Entwicklung der italienischen Intellektuellen bis 1870: unterschiedliche Epochen. – Die Volksliteratur der Fortsetzungsromane. – Folklore und Alltagsverstand. – Die Frage der Schriftsprache und der Dialekte. – Die Enkelchen des Pater Bresciani. – Reform und Renaissance. – Machiavelli. – Die Schule und die nationale Erziehung. – Die Stellung B. Croces in der italienischen Kultur bis zum Weltkrieg. – Das Risorgimento und die Aktionspartei. – Ugo Foscolo und die Ausformung der nationalen Rhetorik. – Das italienische Theater. – Geschichte der katholischen Aktion: Integralisten, Jesuiten, Modernisten. – Die mittelalterliche Kommune, ökonomisch-korporative Phase des Staates. – Kosmopolitische Funktion der italienischen Intellektuellen bis zum 18. Jahrhundert. – Reaktionen auf das Fehlen eines volkstümlich-nationalen Charakters der Kultur in Italien: die Futuristen. – Die Einheitsschule und was sie für die gesamte Organisation der nationalen Kultur bedeutet. – Der »Lorianismus« als einer der Charaktere der italienischen Intellektuellen. – Das

Fehlen von »Jakobinismus« im italienischen Risorgimento. – Machiavelli als Techniker der Politik und als integraler oder tatsächlicher Politiker.

{neue Seite:}

Anhänge: Amerikanismus und Fordismus.

{Rest der Seite freigelassen}

Umgruppierungen von Material:

1. *Intellektuelle. Schulfragen.*
2. *Machiavelli.*
3. *Enzyklopädische Begriffe und Themen der Kultur.*
4. *Einführung ins Studium der Philosophie und kritische Notizen für einen populären Aufsatz über Soziologie.*
5. *Geschichte der Katholischen Aktion. Integralisten – Jesuiten – Modernisten.*
6. *Vermischtes aus verschiedenen Forschungsnotizen (Vergangenheit und Gegenwart).*
7. *Italienisches Risorgimento* (im Sinne von Omodeos *Zeitalter des italienischen Risorgimento*, aber auf den in engerem Sinn italienischen Motiven insistierend).
8. *Die Enkelchen des Pater Bresciani. Die volkstümliche Literatur* (Notizen über Literatur).
9. *Lorianismus.*
10. *Aufzeichnungen über den Journalismus.*

{Rest der Seite sowie die folgende Seite freigelassen}

Aus dem Italienischen von W.F. Haug

Günther Anders

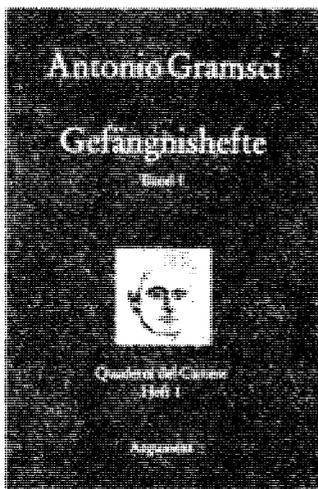
Das lustige Argument

Zum 25. Geburtstag dieser Zeitschrift machte Günther Anders, der 1959 ihr Gründungspate gewesen ist, ihr ein besonders kostbares Geschenk: eine Kolumne, die er *das lustige Argument* oder *das listige Argument* nennen wollte. Das war im Mai 1984. Seitdem hat er fast vierzigmal an dieser Stelle das Wort ergriffen. Jetzt hinderte ihn zum erstenmal Krankheit am Schreiben. In unseren Papieren fanden wir ein Textstück, das zu den »Notizen aus dem Spital« von 1987/88 gehört und das durch die Fernsehversion des Golfkrieges als *entertainment* neue Aktualität erhalten hat. W.F.H.

The Biggy

Las soeben in der der Los Angeles Times. Dort ein Text über das seit Jahren an der Pacific-Küste erwartete, angeblich von Mexiko bis hinaus nach Alaska reichende Erdbeben. Da man von dieser Katastrophe bereits seit Jahrzehnten, eigentlich seit dem Erdbeben von San Francisco spricht, ist sie bereits Vertrautes, darum eigentlich etwas, was schon der Vergangenheit zugehört, und was durch diese zeitliche Verschiebung seine Bedrohlichkeit verloren hat. Aber damit nicht genug. Die Verniedlichung geht so weit, daß man das ungeheuer Große und Furchtbare sprachlich in ein Diminutiv verwandelt hat. Ein angehängtes Y macht im Angelsächsischen, namentlich im Amerikanischen, jedes, selbst jedes monströse Wesen oder Ding oder Ereignis zu etwas Harmlosen, sogar Niedlichen. Aus Ronald macht man z.B. zärtlich Ronny. Ebenso verwandelt man schon heute die für morgen oder übermorgen erwartete kontinentale Katastrophe zärtlich in etwas Nettes. Zwar bleibt diese – denn restlos hat sich die Devise »small is beautiful« noch nicht durchgesetzt – etwas Großes, sie ist »big«. *Dieses Große ist aber zugleich etwas Nett-Kleines, denn die ungeheure Katastrophe heißt nun heute schon in der LA-Times »The biggy«.* Und dieser Kosename, den ich im ersten Augenblick nicht verstand, wird mit solcher Selbstverständlichkeit verwendet und wiederholt, daß es evident ist: die LA-Times erwartet von jedem Leser, daß dieser Ausdruck ihm geläufig sei. Was sind schon Lügen einzelner Mitmenschen neben der Verlogenheit einer Weltsprache?

Gramsci — Marxismus der Moderne



Antonio Gramsci Gefängnishefte

Band 1

(*Quaderni del Carcere: Heft 1*)

Hg. von Klaus Bochmann

Vorwort von Wolfgang Fritz Haug

ca. 400 S., geb., DM 58,-

Subskriptionspreis DM 48,-

Im Januar 1991 jährt sich der Geburtstag des großen marxistischen Theoretikers Antonio Gramsci zum einhundertsten Mal — Anlaß genug, eine seit langem schmerzlich empfundene Lücke endlich zu schließen, und sein Hauptwerk, die »Gefängnishefte« (*Quaderni del carcere*) auch der deutschen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Neben Benedetto Croce ist Antonio Gramsci der bedeutendste sozialphilosophische Denker Italiens in diesem Jahrhundert. Wer immer sich mit politik- und kulturwissen-

schaftlichen Fragen befaßt, kommt an Gramscis innovativen Beiträgen zur Philosophie der Praxis und zur kritischen Kulturtheorie nicht vorbei. Begriffe wie »kulturelle Hegemonie« oder »Zivilgesellschaft« sind längst Allgemeingut der politischen Diskussion geworden, ohne daß der Hintergrund, vor dem sie entwickelt wurden, hinlänglich bekannt wäre.

Um dem abzuhelpen, hat sich der Argument-Verlag entschlossen, eine deutsche Fassung des integralen Textes der »Gefängnishefte« zu edieren. Grundlage ist die von Valentino Gerratana veranstaltete italienische Ausgabe, die mit einem umfangreichen wissenschaftlichen Apparat ausgestattet ist und weltweit als vorbildlich angesehen wird.

Im ersten Band der »Gefängnishefte«, der inhaltlich mit dem *Heft 1* der *Quaderni* korreliert, setzt Gramsci sich bereits mit den zentralen politischen, kulturellen und philosophischen Problemen auseinander, die im weiteren Verlauf immer sieder aufgegriffen, diskutiert und beleuchtet werden. Fragen der kulturellen und politischen Hegemonie im Klassenkampf, fordistische Produktionsweise, Kritik an mechanistischen und idealistischen Interpretationsweisen marxistischer Geschichtsauffassung finden hier ebenso ihren Ort wie Auseinandersetzungen mit der vom Katholizismus geprägten italienischen Volkskultur.

Die deutsche Ausgabe wird 10 Bände (mit insgesamt ca. 4.000 Seiten) umfassen und kann bis zum 31.12.1991 subskribiert werden.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Joseph A. Buttigieg

Gramscis Methode

Welchen Vorteil hat es, Gramscis *Gefängnishefte* in einer Ausgabe lesen zu können, die den Inhalt der ursprünglichen Manuskripte möglichst getreu wiedergibt?* Ich möchte zeigen, warum es wichtig ist, sorgfältig auf die Rhythmen von Gramscis Denken zu achten, auf die chronologische Folge seiner Eintragungen, auf seine Prozeduren und Methoden der Untersuchung und der Komposition, auf die Verschiebungen und Wendungen, denen sein Projekt unterliegt, auf die Einzelheiten, die er einführt, auf die geringfügigen ebenso wie auf die größeren Veränderungen, die er vornimmt, auf seine Anordnung und Umordnung von Materialien, ja selbst auf das Fragmentarische seines gesamten Arbeitsvorhabens. Ich will dies versuchen, indem ich eine Reihe von Ideen verfolge, die zuerst eher harmlos in einer kleinen Gruppe von scheinbar unbedeutenden Notizen auftauchen.

I.

Irgendwann zwischen Juli und Oktober 1929 ließ Gramsci in die vermischten Gedanken und Materialien, die er in seinem ersten Gefängnisheft aufzeichnete und sammelte, die folgende Bemerkung einfließen:

»*Cuivers Knöchelchen*. Mit der vorhergehenden Notiz zusammenhängende Betrachtung. Der Fall Lombroso. Aus einem Mauseknöchelchen hat man manchmal ein Seeungeheuer rekonstruiert.« (Q 1, §26)

Der Leser der vollständigen Ausgabe der *Gefängnishefte* wird, wenn er dieser etwas kryptischen Eintragung begegnet, kaum geneigt sein, ihr weitere Beachtung zu schenken. Denn obgleich sie im Text recht früh auftaucht – nach 28 Seiten im Manuskript – besteht eine Vielzahl der vorangegangenen Eintragungen aus Einzeilern, Namenslisten, kurzen Bemerkungen oder Kommentaren, der Abschrift eines Aphorismus von Rivarol und anderen gesichteten Materialien. So ist dem Leser klar, daß diese unzusammenhängenden Fetzen meist kaum mehr als den Status schneller Notizen haben, die bei späterer Ausarbeitung Bedeutung erlangen könnten oder sich in fester umrissene Kontexte einfügen werden, aus denen dann hervorgeht, wie sie in die übergreifende Form, Struktur oder Entwicklung von Gramscis Projekt »hineinpassen«. Bei dem besonderen Charakter der *Gefängnishefte* wird selbst ein aufmerksamer Leser sich kaum genötigt fühlen, nach der Bedeutung eines jeden kleinen Fragments zu fragen; schließlich hat man es hier nicht mit einem Roman oder einer ausgearbeiteten »wissenschaftlichen« Darlegung zu tun, bei der man annehmen darf, daß jedes Element einer mehr oder minder präzisen Darstellungsabsicht zuzuordnen ist.

* Aus der Einleitung des Herausgebers zur vollständigen engl. Ausgabe von Gramscis *Gefängnisheften* (erscheint Herbst 1991 bei Columbia University Press). Die Übersetzung wurde geringfügig gekürzt. Die Übersetzung der Gramsci-Zitate folgt der ital. Ausgabe der *Quaderni del Carcere* (ed. V.Gerratana, Turin 1975); angegeben ist die Nummer des jeweiligen Heftes und der Paragraph.

Gleichzeitig ist es aber mehr als wahrscheinlich, daß die Leser an den vollständigen Text der Hefte mit einer zumindest generellen Vorstellung von den darin hineingeknüpften großen Themen und zentralen Motiven herangehen; sie werden also geneigt sein, jedem dieser flottierenden Bruchstücke (und sei es provisorisch) einen Ort in einer der umfassenderen Kategorien wie »Hegemonie«, »Kultur«, »Theorie der Intellektuellen« etc. zuzuweisen.

Die Formulierung »mit der vorhergehenden Notiz zusammenhängend« mag den Leser jedoch veranlassen, kurz innezuhalten, denn die »vorhergehende Notiz« enthält in diesem Fall einen Abriß einiger der skurrileren Schriften von Achille Loria. Gewiß sagt der Name Achille Loria den meisten heutigen Lesern, wenn überhaupt, nicht allzuviel – es sei denn, einige erinnern sich an die ätzen-den Polemiken, die Engels ihm im Vorwort und in »Ergänzung und Nachtrag« zum dritten Band des *Kapital* gewidmet hat. Wer mit Gramscis Werk schon etwas vertraut ist, wird zudem wissen, daß eines der späteren Notizbücher dem »Lorianismus« gewidmet ist, der wie »Brescianismus« eine von Gramsci erfundene Kennzeichnung ist, um bestimmte italienische Intellektuellentypen zusammenzufassen. Obwohl also Loria ebensowenig wie der Lorianismus in der Liste der »Hauptthemen« erwähnt ist, die auf der Anfangsseite des Ersten Heftes stehen, sollte es nicht schwer sein, die Verbindung zu finden, die zwischen der Notiz »Achille Loria« und den zwei Themen besteht, die zu Beginn des Heftes tatsächlich mit aufgeführt sind, nämlich: »Herausbildung der italienischen Intellektuellengruppen: Entwicklung, Einstellungen« und »Die Enkelchen des Pater Bresciani«. Wie der »Brescianismus« als nützliches Etikett für eine Gruppe von bürgerlichen Literaten dient, deren reaktionäre Attitüde, ideologische Verworrenheit, Sehnsucht nach der guten alten Zeit und Volkstümlichkeit aus ihnen die späten Erben des streng orthodoxen, erkonservativen Jesuiten und Verfassers populärer historischer Romane und Streitschriften Antonio Bresciani macht, so steht der »Lorianismus« für eine Gruppe von Intellektuellen aus dem Bereich der Sozialwissenschaften, deren kruder Positivismus, Opportunismus, korrupte Denkweise und nachlässiges Wissenschaftsverständnis in Werk und Werdegang des Ökonomieprofessors Achille Loria ein glänzendes (und, wenn man von ihrem weitreichenden Einfluß absehen könnte, höchst vergnügliches) Beispiel finden. Es kann kein bloßer Zufall sein, daß die Notiz mit dem Titel »Achille Loria« unmittelbar auf die erste in einer Reihe von Notizen über »Die Enkelchen des Pater Bresciani« folgt, die durch die gesamten *Gefängnishefte* hindurch verstreut sind.

Die Notiz besteht in der Hauptsache aus der Auflistung und kurzen Beschreibung einiger Veröffentlichungen, die Lorias Hang zu verrückten Theorien dokumentieren. Es folgen einige Bemerkungen über Benedetto Croces Loria-Kommentare. Die Notiz schließt mit der Bemerkung, daß Loria nicht als Unikum betrachtet werden sollte und daß es fruchtbar sein könnte, die Untersuchung seiner Idiosynkrasien auf viele andere Intellektuelle auszudehnen.

»Loria ist kein teratologischer Einzelfall: er ist das vollständigste und vollendetste Beispiel einer Reihe von Vertretern einer bestimmten Intellektuellenschicht einer bestimmten Epoche: im allgemeinen der positivistischen Intellektuellen, die sich mit der Arbeiterfrage befassen und die mehr oder weniger glauben, den Marxismus zu vertiefen, zu korrigieren oder zu über-

winden. (...) Im allgemeinen ist also der Lorianismus ein Wesenszug einer bestimmten literarischen und wissenschaftlichen Produktion in unserem Lande (viele Dokumente desselben finden sich in Croces 'Critica', Prezzolinis 'Voce', in Salvemini's 'Unità'), und hängt mit der geringen Organisation der Kultur und daher mit dem Mangel an Kontrolle und Kritik zusammen.« (Q 1, §25)

Die kurze Notiz über »Cuviers Knöchelchen« ergänzt also die längere Notiz zu »Achille Loria« in zweifacher Hinsicht: sie regt die Aufnahme von Cesare Lombroso in die Liste der Intellektuellen an, die unter der Rubrik »Lorianismus« zu behandeln sind, und sie deutet an, daß die »wissenschaftlichen« Methoden der »Lorianer« denen mancher Paläontologen ähneln, die sich durch den Mißbrauch empirischer Evidenz zu fälschen oder sogar bizarren Schlußfolgerungen verleiten lassen. Ein solcher Hinweis paßt offenbar bestens zu Gramscis bekannter Aversion gegen alles, was den Beigeschmack von Positivismus hat. Wenn man aber noch etwas weiter über »Cuviers Knöchelchen« nachdenkt, ist mehr zu entdecken als bloß eine Breitseite gegen den Positivismus und seine intellektuellen Exponenten.

Wir können selbst in diesem sehr frühen Stadium der Notizen festhalten, daß Gramsci Unterscheidungen zwischen verschiedenen Typen von italienischen Intellektuellen trifft. Die Brescianisten sind Journalisten, Romanciers, Essayisten, Kritiker, kurz: Literaten unterschiedlicher Sorte. Die Lorianer sind, allgemein gesprochen, Sozialwissenschaftler. Darüber hinaus unterscheiden sie sich aber aus einem wichtigeren Grund. Die »Enkelchen des Pater Bresciani« sind Reaktionäre, ob sie sich nun als Hüter der hohen Kultur oder als Wortführer eines nationalistischen und rückwärtsgewandten Populismus aufführen. Die Lorianer betrachten sich dagegen als fortschrittlich; viele von ihnen (darunter der Begründer des italienischen Sozialismus, Filippo Turati) unterstützen aktiv die sozialistische Sache; vielfach meinen sie auch den Marxismus weiterzuentwickeln oder zu verbessern. Wie sich natürlich herausstellt, trugen sowohl die mit dem Brescianismus wie auch die mit dem Lorianismus assoziierten Gestalten vielfach dazu bei, das intellektuelle oder besser kulturelle Klima zu schaffen, das dem Faschismus den Boden bereitete oder ihn mit trug. Dennoch bleibt ein bestimmter Aspekt bei den Lorianern, der nach speziellerer Untersuchung verlangt; nach einer Untersuchung, die darüber Aufschluß geben könnte, in welchem Maße und mit welchen Folgen der Positivismus oder Szientismus das Denken der Linken und insbesondere den Marxismus infizieren konnte. Die Notiz, die unmittelbar auf »Cuviers Knöchelchen« folgt, bestätigt, daß Gramsci diese Frage beschäftigt.

»Hinterlassenschaften der Spätromantik? Die Tendenz der linken Soziologie in Italien, sich mit der Kriminalität zu befassen. Damit verbunden, daß einer solchen Strömung Lombroso und andere zugehörten, die damals als höchster Ausdruck der Wissenschaft galten? Oder eine Hinterlassenschaft der Spätromantik von 48 (Sue usw.)? Oder damit verbunden, daß diese Leute über die große Menge blutiger Verbrechen in Italien erschrocken waren und vermeinten, nicht darüber hinweggehen zu können, ohne diese Erscheinung 'wissenschaftlich' erklärt zu haben?« (Q 1, §27)

Während die Notizen über Brescianismus und Lorianismus offensichtlich dem Generalthema »Herausbildung der italienischen Intellektuellengruppen: Ent-

wicklung, Einstellungen« zuzurechnen sind, ist ebenfalls klar, daß der Ausdruck »Intellektuellengruppen« schon auf den Anfangsseiten des ersten Heftes schärfere Konturen und speziellere Bedeutung annimmt. Wir können festhalten, daß die drei Notizen »Achille Loria«, »Cuviers Knöchelchen« und »Hinterlassenschaften der Spätromantik?« eine kleine Gruppe bilden, die sich von den vorhergehenden und den nachfolgenden Materialien unterscheiden läßt. (Die zwei folgenden Notizen gehen über »Naturrecht« und »Der Sarkasmus als Ausdruck des Übergangs bei den Historikern«. Auf sie folgen wiederum zwei Notizen, die sich mit Lorianern beschäftigen.) Zugleich entdeckt man innerhalb dieser kleinen Gruppe von Notizen eine Bewegung vom Besonderen zum Allgemeinen. Was als eine Dokumentation einiger von Achille Lorias merkwürdigsten Theorien beginnt, führt zur Prägung des Ausdrucks »Lorianismus«, um die Aktivität oder die Mentalität bestimmter Intellektuellentypen zu bezeichnen; als nächstes wird die Arbeit dieser Intellektuellen mit den Unglücksfällen der wissenschaftlichen Methode Cuviers verglichen, und schließlich stellt sich die gesamte Frage nach der Beziehung zwischen der linksgerichteten italienischen Soziologie und der positivistischen Wissenschaft (und nach der Geschichte dieser Beziehung).

II.

Hat der Leser der *Gefängnishefte* diese Fragmente im einzelnen betrachtet, so wird er sich vermutlich der Frage zuwenden, wie die auf den ersten Seiten skizzierten Topoi und Themen weiter ausgearbeitet werden, wie sie sich mit anderen verknüpfen, die in den nachfolgenden Eintragungen aufgestellt und erörtert werden, und wie sie in vielen Fällen in den späteren »Themen«-Heften zusammengefaßt und mehr oder minder systematisch umgruppiert werden. Tatsächlich tauchen die drei zitierten Notizen in modifizierter Form gegen Ende der *Gefängnishefte* wieder auf – allerdings nicht alle drei im selben Heft. Weder die inhaltlichen Veränderungen, die vorgenommen wurden, noch ihre neue Anordnung erscheinen auf den ersten Blick furchtbar bedeutungsvoll. Oder besser, sie mögen für denjenigen eher bedeutungslos erscheinen, der einfach zum direkten Vergleich aus der früheren in die späteren Fassungen hineinspringt. Doch für den aufmerksamen Leser dieser gewaltigen Sammlung von Fragmenten, der die fast 2300 Seiten zwischen der Erst- und der Endfassung dieser drei Notizen durchgegangen ist, haben die Unterschiede eine große Tragweite – nicht, weil irgendeine großartige Lösung erzielt wurde, oder weil die Dinge nun ins Auge springen, sondern weil die revidierten Notizen in Resonanz treten mit der multilinearen und multiperspektivischen Vielschichtigkeit des notwendigerweise un abgeschlossenen Projekts, von dem sie ein kleiner Teil sind.

Die dritte Notiz in der Gruppe behält bis auf den Titel ihre Frageform bei, wenn sie in Heft 25, ziemlich gegen Ende der Gefängnishefte, wieder auftaucht:

»*Szientismus und Hinterlassenschaften der Spätromantik*. Man muß die Tendenz der linken Soziologie in Italien, sich intensiv mit dem Problem der Kriminalität zu befassen, studieren. Hängt dies mit der Tatsache zusammen, daß Lombroso und viele seiner 'brillantesten' Nachfolger, die damals als höchster Ausdruck der Wissenschaft galten und mit all ihren professionellen Deformationen und ihren besonderen Problemen Einfluß ausübten, dieser linken Tendenz zugehörten? Oder handelt es sich um eine Hinterlassenschaft der Spätromantik von

48 (Sue und seine gelehrten Abhandlungen über das romanhaft ausgespinnene Strafrecht)? Oder ist es damit verbunden, daß bestimmte Intellektuellengruppen über die große Menge blutiger Verbrechen in Italien [erschrocken waren] und dachten nicht darüber hinweggehen zu können, ohne diese Erscheinung von 'Barbarei' 'wissenschaftlich' (d.h. naturalistisch) erklärt zu haben?« (Q 25, § 8)

Die Veränderungen scheinen minimal – die Notiz bezieht sich nach wie vor auf denselben Problemkomplex, nämlich auf die Beziehung zwischen der linksgerichteten Soziologie und dem wissenschaftlichen Positivismus, so wie er sich im gelehrten Diskurs der Kriminologie ausdrückt. Doch ist eine Verschiebung des Schwerpunkts eingetreten, weil die revidierte Fassung dieser Notiz nun von den beiden anderen Notizen getrennt und in einen neuen Kontext eingeordnet wurde: in ein thematisch organisiertes Heft mit dem Titel »An den Rändern der Geschichte (Geschichte der subalternen gesellschaftlichen Gruppen)«.

Genau genommen ist es nicht ganz richtig, daß die Umstellung der Notiz über »Szientismus und Hinterlassenschaften der Spätromantik« eine Verschiebung des Schwerpunkts darstellt. Was vielmehr stattgefunden hat, ist eine Ausweitung und Verdickung des Verbindungsnetzes zwischen den verschiedenen Themen, die in der Vielzahl der Fragmente aufgeworfen werden. Die Notiz über Szientismus und Spätromantik regt nämlich sowohl in der späteren wie in der früheren Formulierung eine Untersuchung zur Genealogie eines bestimmten Aspekts des linken soziologischen Diskurses in Italien an – eine Untersuchung, die nicht darauf abzielt, den genauen Ursprung dieses Diskurses zu bestimmen, sondern eher darauf, ihn zu historisieren und das Verständnis für die Herausbildung von Intellektuellengruppen, ihre Entwicklung und ihre Einstellungen zu erweitern. Eine solche Untersuchung muß notwendiger Bestandteil einer jeden Beschäftigung mit dem Phänomen des Lorianismus sein, und zwar weniger mit seinen skurrilen Aspekten als mit dem Amalgam von scheinbar fortschrittlicher oder linker Politik und unhistorischem Positivismus. Sie beschränkt sich aber nicht aufs bloße Studium der Diskursformationen; sie befaßt sich auch mit dem Einfluß, den dieser Diskurs und die von ihm autorisierten Individuen auf die materielle Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte Italiens ausgeübt hatten. Cesare Lombroso (1835-1909) ist für gewöhnlich wegen der Verbesserungen bekannt, die seine »wissenschaftliche« Kriminologie in der Behandlung von Strafgefangenen herbeizuführen half. Bei den wenigen Gelegenheiten, wo sein Name in Gramscis Notizen Erwähnung findet, wird er jedoch mit der einflußreichen Schule von Sozialwissenschaftlern in Verbindung gebracht, deren positivistische Anschauungen eine äußerst schädliche und regressive Wirkung auf die politische Kultur Italiens hatten (und deren Namen über die gesamten Notizbücher verstreut auftauchen, häufig in Verbindung mit dem Lorianismus). Sie trugen unter anderem zur »wissenschaftlichen« Untermauerung der deterministischen (und fatalistischen) Auffassung bei, bestimmte Individuen (z.B. Kriminelle) seien ebenso wie bestimmte Gruppen (z.B. die Südtaliener) von Natur, d.h. in biologischer Hinsicht, »barbarisch« oder primitiv. Eine wichtige Konsequenz dieser Art von Soziologie liegt darin, daß sie es unmöglich macht, der Geschichte der Repression auf den Grund zu gehen – denn es ist die Biologie, die anstelle der Politik von Macht und Herrschaft die Lage der Benachteiligten erklärt. Indem sie also

den Nonkonformismus des »Kriminellen«, die Widerspenstigkeit des »Südtaliansers« und das aufrührerische Verhalten der »depravierten« oder »irrationalen« Massen auf biologisch bestimmte, überhistorische Gesetzmäßigkeiten zurückführt, bestreitet die positivistische Soziologenschule den subalternen Gruppen eine eigene Geschichte.

So hat es seinen Sinn, daß Cesare Lombroso als Haupt dieser Soziologenschule und als graue Eminenz vieler Lorianer nicht nur in der letzten Eintragung von Heft 25 »An den Rändern der Geschichte (Die Geschichte der subalternen gesellschaftlichen Gruppen)« auftaucht, sondern auch im Anfangsparagraphen des Heftes. Gegenstand dieser ersten Notiz ist Davide Lazzaretti, der charismatische Sektenführer einer religiösen Abspaltung, die 1870, in einer Zeit heftiger wirtschaftlicher Krisen und Unruhen, in der Toskana Zulauf hatte. Lombrosos Behandlung von Lazzaretti in seinem Buch über »Wahnsinnige und Anormale« (*Pazzi e anormali*) regt Gramsci zur folgenden Parenthese an.

»... (dies war der kulturelle Brauch der Zeit: anstatt die Ursprünge eines kollektiven Ereignisses und die Gründe seiner Ausbreitung, seines kollektiven Charakters zu studieren, isolierte man den Protagonisten und beschränkte sich auf die Herstellung seiner pathologischen Biographie, allzuoft mithilfe von Ausgangspunkten, die nicht verifizierbar oder unterschiedlich interpretierbar sind: für eine gesellschaftliche Elite haben die Bestandteile der subalternen Gruppen immer etwas Barbarisches oder Pathologisches an sich).« (Q 25, §1)

Man wird festhalten müssen, daß wiederum eine Bemerkung anlässlich eines besonderen, ganz konkreten Details – Lombrosos Charakterisierung Lazzarettis als abnorm oder geisteskrank – zum Ausgangspunkt von sehr viel allgemeineren Betrachtungen zur Kulturgeschichte, zu elitären Diskurspraktiken und zur Marginalisierung der subalternen Gruppen wird. Diese Bewegung vom Besonderen zum Allgemeinen ist für zahllose Notizen in den *Gefängnisheften* kennzeichnend. Kaum einmal ist das Gegenteil der Fall, daß nämlich eine Verallgemeinerung zugrundegelegt und dann angewendet wird, um das Besondere darunter zu subsumieren. Sofern tatsächlich Fragmente, besondere Informationen oder spezielle Beobachtungen zu einer generellen Einsicht oder Verallgemeinerung führen, erlangt diese nicht den Status einer übergreifenden Theorie, die den Besonderheiten eine feststehende Bedeutung gibt, während sie selbst ihnen gegenüber unabhängig bleibt. Die Verallgemeinerungen oder Begriffe sind ihrerseits nie vollständig oder abgeschlossen, sie verbleiben immer in einer flüssigen, zunehmend komplexen Beziehung zu anderen Verallgemeinerungen oder Begriffen. Sie deuten immer auf verschiedene synthetische Verbindungen, ohne je in einer endgültigen Synthese zur Ruhe zu kommen, und sie verlangen stets den Rückgriff auf die besonderen Details, auf die Fragmente, die ihre historische Spezifik auch dann behalten, wenn sie zu neuen und komplexeren Begriffen führen.

III.

Ein paar äußerst wichtige Aspekte der Beziehung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen in den Heften kommen ans Licht, wenn man die erste Notiz zu »Achille Loria« mit ihrer späteren Fassung auf den ersten Seiten eines »Themen«-Heftes mit dem Titel »Lorianismus« vergleicht. Wie die frühere Fassung

liefert auch der lange Einleitungsabsatz dieser Notiz bibliographische Informationen über Lorias seltsamste Publikationen und Beschreibungen derselben. Doch in der Zeit, die zwischen dem ersten (1929) und dem zweiten (1935) Entwurf liegt, wurde eine Bibliographie der Werke Lorias veröffentlicht – von Luigi Einaudi, einer höchst illustren Gestalt auf der wirtschaftswissenschaftlichen, intellektuellen und politischen Bühne. Aus dieser Bibliographie entnommene Daten ergänzen und modifizieren nun einen Teil der Information aus der früheren Notiz, bei der sich Gramsci offenbar auf sein Gedächtnis stützte. (Die Sorgfalt, mit der selbst geringfügige bibliographische Einzelheiten minutiös aufgezeichnet werden, ist frappierend.) Einaudis Bibliographie ist aber mehr als nur ein Hilfsmittel zur Überprüfung bibliographischer Details; sie gibt Anlaß zu einem allgemeinen Kommentar, der gewissermaßen als Präambel der restlichen Eintragung fungiert.

»Liste der wichtigsten 'Dokumente', in denen sich die hauptsächlichlichen 'Skurrilitäten' von Achille Loria finden. (Aus dem Gedächtnis: mittlerweile gibt es die 'Bibliografia di Achille Loria', zusammengestellt von Luigi Einaudi, Ergänzungsband zur *Riforma Sociale*, Nr.5, September-Oktober 1932; die Liste ist offensichtlich unvollständig und läßt möglicherweise 'Skurrilitäten' außer acht, die sehr viel bedeutsamer als die aufgezeichneten sein könnten. Einaudis Arbeit ist auch selbst von Bedeutung, weil sie Lorias wissenschaftliche 'Seriosität' vergrößert und unweigerlich alle Schriften Lorias vor dem heutigen Leser auf dasselbe 'Niveau' stellt, so daß sie die Vorstellungskraft mit der Menge der von Loria vollbrachten 'Arbeit' beeindruckt: 884 Eintragungen in dieser Epoche quantitativer Kultur (*civiltà*). Mit dieser 'Arbeit' hat sich Einaudi einen Ehrenplatz in der Liste der Lorianer verdient: nebenbei sollte festgehalten werden, daß Einaudi als Organisator kultureller Bewegungen für Loria 'Skurrilitäten' Verantwortung trägt, und zu diesem besonderen Punkt müßte eine Notiz verfaßt werden.)« (Q 28, §1)

Es muß nicht weiter erklärt werden, wie diese Hinzufügung das Terrain des Lorianismus durch Hinzunahme der Verbreitungs- und Legitimationsmechanismen erweitert, und wie sie das gesamte Phänomen mit den Überlegungen zur Rolle der Intellektuellen in der Organisation der Kultur verknüpft, die in vielen anderen Abschnitten der *Gefängnishefte* angestellt werden. Gleichwohl verdient die Tatsache Beachtung, daß die Bibliographie Einaudis – ein wissenschaftliches Hilfsmittel, das man normalerweise als ideologisch 'neutral' betrachten und nach objektiven Gültigkeitskriterien (Vollständigkeit, Genauigkeit) bewerten würde – der kritischen Beurteilung nicht entgeht, gerade weil sie als 'nützliches' Werkzeug Verwendung findet. Diese kritische Beurteilung zeigt eben das Fehlen von kritischer Strenge und Seriosität an, das die Zusammenstellung solch eines scheinbar »unschuldigen« Hilfsmittels wie einer Bibliographie kennzeichnet. Dieses »Fehlen« und diese »Unschuld« werden als mitverantwortlich gezeigt.

Die zwei letzten Absätze der revidierten Fassung der Notiz über »Achille Loria« wiederholen die in der ursprünglichen Fassung enthaltene Bewegung vom Besonderen zum Allgemeinen, jedoch mit einer bedeutsamen Abweichung. Die Äußerungen und Auswirkungen des Lorianismus und, noch wichtiger, das Fehlen kritischer Distanz in einer Kultur, die Lorianismus ermöglicht, werden nun als ein europäisches Problem und nicht nur als eine italienische Besonderheit betrachtet. Die Schlußabsätze der »Achille-Loria«- Notiz werden weitgehend revidiert und neu ausgearbeitet unter Berücksichtigung der folgenschweren Entwicklungen, die in den fünf Jahren seit ihrem ersten Entwurf aufgetreten sind.

»Loria ist kein teratologischer Einzelfall: er ist vielmehr das vollständigste und vollendetste Beispiel einer Reihe von Vertretern einer bestimmten intellektuellen Schicht einer bestimmten historischen Epoche; und zwar im großen und ganzen derjenigen Schicht von positivistischen Intellektuellen, die sich mit der Arbeiterfrage beschäftigten und die mehr oder weniger davon überzeugt waren, die Philosophie der Praxis zu vertiefen, zu revidieren und zu überwinden. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß jede Epoche ihren mehr oder weniger vollständigen und vollendeten Lorianismus hat, und daß jedes Land seinen eigenen besitzt: der Hitlerismus hat gezeigt, daß in Deutschland unter der scheinbaren Herrschaft einer seriösen Intellektuellengruppe ein monströser Lorianismus schwelte, der die offizielle Kruste durchbrochen und als die Wissenschaftsauffassung und -methode einer neuen 'Amtlichkeit' Verbreitung gefunden hat. Daß Loria existieren, schreiben, sorgfältig ausarbeiten, auf seine Kosten Bücher und dicke Wälzer drucken konnte, ist überhaupt nicht merkwürdig: es wird immer die Entdecker der beständigen Bewegung und die Dorfpfarrer, die Fortsetzungen des *Befreiten Jerusalem* veröffentlichten, geben. Die Tatsache aber, daß er eine Säule der Kultur, ein 'Meister' wurde, und daß er 'spontan' eine gewaltige Zuhörerschaft fand – das gibt Anlaß zum Nachdenken, wie schwach auch in normalen Zeiten die Dämme der Kritik, die es doch gab, sind: man sollte darüber nachdenken, wie leicht es in den unnormalen Zeiten entfesselter Leidenschaften für solche von interessierten Kräften unterstützte Lorias ist, jeden Damm zu durchbrechen und eine intellektuelle Kulturlandschaft, die noch schwach und haltlos ist, für Jahrzehnte in einen Morast zu verwandeln.

Erst heute (1935), nach den Manifestationen von Brutalität und beispielloser Gemeinheit der vom Hitlerismus beherrschten deutschen 'Kultur', hat mancher Intellektuelle bemerkt, wie brüchig die moderne Zivilisation (*civiltà*) ist (in allen ihren widersprüchlichen, aber in ihrem Widerspruch notwendigen Ausdrucksformen), die aus der Frührenaissance (nach dem Jahr 1000) hervorging und die durch die Französische Revolution und die als 'klassische deutsche Philosophie' und als 'klassische englische Ökonomie' bekannte Ideenbewegung zur Vorherrschaft gelangte. Von daher die leidenschaftliche Kritik von Intellektuellen wie Georges Sorel, wie Spengler, etc., die das kulturelle Leben mit stickigen und sterilisierenden Gasen füllen.« (Q 28, §1)

Ich möchte an dieser Stelle nur auf die zwei in dieser Passage festgehaltenen Beobachtungen aufmerksam machen, die bereits in der früheren (und sehr viel kürzeren) Fassung enthalten waren, aber nun in ihren weiterreichenden Implikationen erkennbar sind: (a) der Positivismus einer bedeutenden Intellektuellen-schicht (der Einfachheit halber als Lorianer bezeichnet), die sich mit den Problemen der Arbeiterklasse befassen und glauben, Marx irgendwie weiterzuentwickeln; (b) die wissenschaftliche Schludrigkeit und Verworrenheit als Symptom für den Mangel an kritischer Strenge und Seriosität in der allgemeinen Bildung. Dieser Mangel wird durch eine Fassade von Wissenschaftlichkeit verdeckt und entzieht sich zugleich den (oder wird zumindest nicht völlig an den Rand gedrängt durch die) Anforderungen der höheren Ebene führender Intellektueller – den angeblich letzten Hütern der Zivilisation. Ein Hauptanliegen in den Notizen über den Lorianismus (und auch anderswo) ist, daß heruntergekommenes Denken, verrückte Theorien, fehlende kritische Sorgfalt und generelle intellektuelle Verantwortungslosigkeit keine exklusiven Merkmale der rechten, reaktionären, konservativen oder liberalen Kulturvertreter sind; sie haben auch fortschrittliches, linksgerichtetes und sogar marxistisches Denken ernsthaft infiziert.

IV.

Aus der detaillierten und konkreten Analyse der Kultur in den Gefängnisheften wird deutlich, daß man nicht nur reaktionäre Elemente für den Aufstieg des Faschismus verantwortlich machen kann. Man entdeckt, wichtiger noch, daß die sozialistischen und sogar im eigentlichen Sinne marxistischen Gegenspieler der herrschenden Kultur vielfach keine zusammenhängende und überzeugende Alternative angeboten haben und auch nicht zu bieten hatten – d.h. nicht effektiv eine Gegenkultur artikulieren konnten –, weil sie selbst nicht über wissenschaftliche Strenge verfügten und *unkritisch* die Methoden und Paradigmen der herrschenden Kultur übernahmen. Am deutlichsten wird dies am pseudo-wissenschaftlichen 'Soziologismus', dem unkontrollierten Positivismus, dem viele Notizen Gramscis die lähmenden Verzerrungen zuschreiben, die den Marxismus vulgarisierten und seine verbreitetsten Versionen wirkungslos machten. Zwei miteinander zusammenhängende Hauptprobleme mit dieser positivistischen Soziologie werden explizit in der revidierten Fassung der Notiz »Cuviers Knöchelchen« angesprochen, die gleich nach der erweiterten Notiz zu »Achille Loria« in Heft 28 kommt:

»Cuviers Knöchelchen. Darstellung des Cuvierschen Prinzips. Aber nicht jeder ist ein Cuvier, und insbesondere die 'Soziologie' ist nicht zu vergleichen mit den Naturwissenschaften. Die willkürlichen und 'skurrilen' Verallgemeinerungen sind in ihr sehr viel eher möglich (und schädlicher für das praktische Leben).« (Q 28, §3)

In einer Hinsicht expliziert diese Fassung nur, was bereits, wenn auch kryptisch, in der früheren Formulierung angedeutet war, daß nämlich der pseudo-wissenschaftliche Lorianismus zu Schlußfolgerungen von gleicher Kuriosität führt, wie sie die Fehlanwendung wissenschaftlicher Methoden produziert. Zugleich wird aber ein weiterer Punkt angesprochen, der in der früheren Erwähnung des Cuvierschen Prinzips nicht (zumindest nicht explizit) auftaucht, der jedoch in zahlreichen Variationen das Heft durchzieht – daß nämlich einer der »soziologischen« Grundirrtümer in der pauschalen und kritiklosen Übernahme einer Methodologie besteht, die unmittelbar den Naturwissenschaften entlehnt ist. Die überragende Bedeutung des Problems dürfte demjenigen Leser klar sein, der die detaillierte und beißende Kritik von Bucharins *Gemeinverständlichem Lehrbuch der marxistischen Soziologie* verfolgt hat, die einen wesentlichen Teil der Hefte einnimmt. Zu beachten sind auch die Anführungszeichen, in denen der Ausdruck 'Soziologie' in der revidierten Fassung von »Cuviers Knöchelchen« steht. In diesem Stadium der Notizen hat der Ausdruck 'Soziologie' spezielle Bedeutung erlangt und wird mit den Theorien und Methodologien sowohl Bucharins wie der Lorianer assoziiert. Zwar wird Bucharin selbst nie zum Mitglied (nicht einmal, wie Luigi Einaudi, zum Ehrenmitglied) der Lorianer-Gesellschaft ernannt, doch werden seine Ideen nichtsdestotrotz ein paarmal direkt mit denen Lorias in Verbindung gebracht (vgl. z.B. Heft 11, §21 und §29). Obwohl also »Cuviers Knöchelchen« im »Lorianismus«-Heft plaziert ist, beschränkt sich die darin skizzierte Untersuchung nicht auf die Besonderheiten der unter dieser Rubrik behandelten Intellektuellengruppe. Was tatsächlich bei den Fragen und Problemen auf dem Spiel steht, die mit der Anspielung auf das »Cuviersche Prinzip« evoziert werden, ist nichts anderes als die Definition des Marxismus

oder historischen Materialismus oder, wie Gramsci es nennt, der »Philosophie der Praxis«.

In seiner *Theorie des historischen Materialismus* (so der Obertitel des »Gemeinverständlichen Lehrbuchs«) setzt Bucharin den historischen Materialismus mit der Soziologie gleich und beschreibt das Verhältnis von Geschichte und Soziologie so, daß die letztere den Vorrang erhält – eine »Soziologie«, die in einem unmißverständlich positivistischen oder mechanizistischen Sinne wissenschaftlich ist. Bucharin schreibt, indem er das Verhältnis von Wissenschaft und Geschichte in der Einleitung schematisch umreißt:

»Unter den Gesellschaftswissenschaften gibt es zwei wichtige Wissenschaften, die nicht ein Einzelglied des gesellschaftlichen Lebens, sondern das ganze Leben der Gesellschaft in all seiner Kompliziertheit betrachten; mit anderen Worten, sie greifen nicht irgend eine Reihe von Erscheinungen heraus ... sondern erforschen das gesamte Leben der Gesellschaft als Ganzes, betrachten die gesellschaftlichen Erscheinungen. Solche Wissenschaften sind die *Geschichte* einerseits und die Soziologie *andererseits*. ... Die *Geschichte* verfolgt und beschreibt, wie der Strom des gesellschaftlichen Lebens zu der und der Zeit an dem und dem Orte verlief. ... Die *Soziologie* dagegen wirft allgemeine Fragen auf: was ist die Gesellschaft, wovon hängt ihre Fortentwicklung oder ihr Untergang ab, in welchem Wechselverhältnis stehen die verschiedenen gesellschaftlichen Erscheinungen (Wirtschaft, Recht, Wissenschaft usw.)? Wodurch ist ihre Entwicklung zu erklären? Welches sind die historischen Formen der Gesellschaft? Wodurch erklärt sich ihr Wechsel? usw. usw. Die Soziologie ist die allgemeinste (abstrakteste) unter den Gesellschaftswissenschaften. Oft wird sie unter anderen Namen, wie 'Philosophie der Geschichte', 'Theorie des historischen Prozesses' usw. dargeboten.« (*Theorie des historischen Materialismus*, Hamburg 1922, 6f)

Dabei handelt es sich aber nicht um eine gleichrangige Beziehung. Bucharin definiert nicht bloß die Diskursphären, die unterschiedlichen Zielsetzungen zweier Wissenschaften – »Geschichte« und »Soziologie«. Nach seinem Schema gibt die Soziologie der Geschichte die Tagesordnung vor; d.h. die Verfahren und Ziele historischer Forschung werden durch die Soziologie vorherbestimmt. Das wird im nächsten Abschnitt klargestellt:

»Da die Soziologie die allgemeinen Gesetze der menschlichen Entwicklung auffindet, so dient sie als *Methode* für die Geschichte. Wenn z.B. die Soziologie den allgemeinen Satz aufstellt, daß die Staatsformen von den Wirtschaftsformen abhängen, so muß der Historiker in jeder beliebigen Epoche namentlich diesen Zusammenhang suchen und finden, und hat zu zeigen, wie er konkret (d.h. im gegebenen Fall) seinen Ausdruck findet.« (Ebd., 7)

Die Sache wird etwas vernebelt im folgenden Satz, der zu beinhalten scheint, daß die Soziologie von der durch historische Forschung gelieferten Information abhängig ist: »Die Geschichte liefert das *Material* für die soziologischen Schlußfolgerungen und Verallgemeinerungen, denn diese Schlußfolgerungen werden nicht aus dem Finger gesogen, sondern aus wirklichen historischen Tatsachen.« Der Schlußsatz des Abschnitts macht jedoch deutlich, daß die Soziologie die Geschichte führt, und nicht umgekehrt: »Die Soziologie weist ihrerseits einen bestimmten Standpunkt auf, die Forschungsart oder, wie man sagt, die *Methode* der Geschichte.« (Ebd.) Das bedeutet also, daß die Soziologie, noch bevor sie ihr Material von der Geschichte empfängt, weiß, daß es Gesetze gibt, die die Geschichte lenken; nach diesem Schema begibt sich die Geschichte als Disziplin stets mit einer wissenschaftlichen Methode an ihre Forschungen, die von der

Soziologie im vorhinein geliefert wird, einer Methode, die sicherstellt, daß die Geschichte immer zur Entdeckung oder Bestätigung allgemeiner Gesetze gelangt. Diese Auffassung wird am Schluß von Bucharins Einleitung noch bekräftigt.

»Welchen Platz nimmt die Theorie des historischen Materialismus ein? Sie ist nicht politische Ökonomie. Sie ist nicht Geschichte. Sie ist die allgemeine Lehre von der Gesellschaft und den Gesetzen ihrer Entwicklung, d.h. Soziologie. ... durch den Umstand, daß sie (die Theorie des historischen Materialismus) eine *Methode* der Geschichte ist, (wird) keineswegs ihre Bedeutung als soziologische *Theorie* aufgehoben. Sehr oft liefert eine abstraktere Wissenschaft der weniger abstrakten den Gesichtspunkt (d.h. die Methode). So verhält es sich auch hier ...« (Ebd., 8)

Der Hauptvorwurf gegen Bucharin in den *Gefängnisheften* ist, daß er unter dem Anspruch einer Darlegung der »wahren« Theorie der »Philosophie der Praxis« keine »logische und kohärente Ordnung jener philosophischen Begriffe« anbietet, »die hier und da unter dem Namen Historischer Materialismus bekannt sind (und die oft unauthentisch sind und als solche kritisiert und eliminiert werden sollten)« (Q II, §26). Statt dessen macht er aus der 'Soziologie' selbst eine Philosophie – die Philosophie der Praxis. Doch »jede Soziologie« setzt »eine Philosophie, eine Weltanschauung voraus, deren untergeordneter Teil sie ist« (ebd.). Und die Soziologie Bucharins macht keine Ausnahme; tatsächlich beruht seine Soziologie auf einer materialistischen Philosophie. Statt den historischen Materialismus als eigenständige, wahrhaft revolutionäre, alternative Weltanschauung zu festigen, ordnet Bucharin ihn einer prä-existierenden Philosophie (d.h. dem positivistischen Materialismus) unter, einer Philosophie, die der hegemonialen Kultur entspringt.

»Die Soziologie war ein Versuch, eine Methode der historisch-politischen Wissenschaft zu schaffen, abhängig von einem bereits ausgearbeiteten philosophischen System, dem evolutionistischen Positivismus, auf den die Soziologie, wenn auch nur teilweise, reagierte. Die Soziologie ist dann zu einer Tendenz an sich, zur Philosophie der Nichtphilosophen geworden, zu einem Versuch, historische und politische Tatsachen mit Hilfe von Kriterien, die nach dem Modell der Naturwissenschaften konstruiert waren, schematisch zu beschreiben und zu klassifizieren. Die Soziologie ist also ein Versuch, die Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft 'experimentell' zu gewinnen, um die Zukunft mit der gleichen Sicherheit 'vorherzusehen', wie man vorhersieht, daß aus einer Eichel eine Eiche entsteht. Der vulgäre Evolutionismus ist die Grundlage der Soziologie, die das dialektische Prinzip vom Übergang der Quantität in die Qualität nicht kennt.« (Ebd.)

Der Irrtum Bucharins ähnelt dem der Lorianer: er macht sich zum Sklaven der Naturwissenschaften. (Interessanterweise sucht Bucharin in der *Theorie des historischen Materialismus* sogar mit den Naturwissenschaften zu belegen, daß ein revolutionäres Eintreten von »plötzlichen Wendungen« oder »heftigen Veränderungen« nicht der Evolutionstheorie widerspricht, und erwähnt in diesem Kontext auch die – von ihm als »naiv« beschriebene – Katastrophentheorie von Cuvier.) Die Beobachtungen in der Notiz »Cuviers Knöchelchen« können als Warnung gegen Bucharins gesamtes Herangehen gelesen werden. Zuallererst ist »die 'Soziologie' nicht zu vergleichen mit den Naturwissenschaften«, und man kann deshalb die Gesellschaftsentwicklung weder in der gleichen Weise wie das Wachstum einer Eiche oder einer Eichel beschreiben, noch kann man die

Geschichte nach Art eines Paläontologen konstruieren, der nach dem Cuvierschen Prinzip einen Dinosaurier aus einem seiner Knochen rekonstruiert. Zweitens führt die falsche Anwendung naturwissenschaftlicher Prinzipien auf die Soziologie zu »bizarren« Folgerungen mit schädlichen Konsequenzen in der Praxis. Die Notizen zu Loria und den Lorianern liefern für die Resultate positivistischer Soziologie zahlreiche Beispiele. In der Reihe von Notizen gegen Bucharin finden sich aber auch ein paar sehr aufschlußreiche Bemerkungen über die schreckliche Wirkung positivistischer Soziologie auf die politische Wirksamkeit des Marxismus. Eine dieser Notizen trägt den Titel »Reduktion der Philosophie der Praxis auf eine Soziologie« – eine recht lange und äußerst wichtige Notiz, die an eine Vielzahl zentraler Fragen rührt. Ich zitiere zunächst eine Passage, die sich unmittelbar mit dem Schaden befaßt, den der soziologische Szientismus anrichtet.

»Im übrigen kann die Ausweitung des statistischen Gesetzes auf die Wissenschaft und die politische Kunst sehr schwerwiegende Konsequenzen haben, sobald sie der Aufstellung von Perspektiven und Aktionsprogrammen dienen soll; wenn in den Naturwissenschaften das Gesetz lediglich Dummheiten und Schnitzer zur Folge haben kann, die durch neue Untersuchungen leicht zu korrigieren sein werden und jedenfalls nur den einzelnen Wissenschaftler, der sich dieses Gesetzes bediente, lächerlich machen, so kann es in der Wissenschaft und in der politischen Kunst wahre Katastrophen verursachen, deren 'herbe' Schäden nie wiedergutmacht werden können. In der Tat ist in der Politik die Übernahme des statistischen Gesetzes als wesentliches, schicksalhaft wirkendes Gesetz nicht allein wissenschaftlicher Irrtum, sondern wird praktischer Irrtum beim Handeln: es begünstigt außerdem die geistige Trägheit und die programmatische Oberflächlichkeit. Man muß darauf achten, daß die politische Tat gerade dahin tendiert, die Massen aus der Passivität herauszuholen, d. h. das Gesetz der großen Zahl zunichte zu machen; wie kann man es also für ein soziologisches Gesetz halten?« (Q II. §25)

Die Notiz führt dann weiter aus, warum positivistische Soziologie mit dem politischen Programm des Marxismus unvereinbar ist. Deterministische Philosophie (d. h. philosophischer Materialismus) ist ein Mittel der Passivierung, sie macht die Massen empfänglich für den Zauber charismatischer Führer, die den mechanischen »Standardisierungsprozeß der Gefühle des Volkes« (ebd.) verewigen. Ziel der »Massenpartei« ist dagegen, die alte »naturalistische« Ordnung durch die Förderung kritischen Bewußtseins umzustößen. Mit anderen Worten, der historische Materialismus richtet sich an die Massen als Macher der Geschichte und nicht als unbewußte Akteure eines mechanistischen Dramas, das sich nach unveränderlichen Naturgesetzen entfaltet – wobei dies Gesetze sind, die diejenigen privilegieren, die beanspruchen, sie entdeckt zu haben und sich aufgrund ihrer »wissenschaftlichen« Kenntnis das Recht zur Führung anmaßen.

Allein aus diesem Fragment läßt sich ersehen, wie die Bucharin-Kritik nicht nur mit den Attacken gegen den Positivismus zusammenhängt, von denen alle Schriften Gramscis durchdrungen sind, sondern auch mit seinem Begriff des Sozialismus als einer eigenen Kultur, seinem Beharren auf der Notwendigkeit, die Massen so zu erziehen, daß sie ein kritisches Bewußtsein erlangen können, mit seinem Anti-Dogmatismus und fundamentalem Demokratismus, vor allem aber mit seinen umfassenden Erörterungen von Charakter und Rolle der kommunistischen Partei, des »modernen Fürsten« (und so auch mit seiner Behandlung Machiavellis). Diese spezielle Notiz bestätigt auch die beständige Beschäftigung

mit Geschichte. Sie ruft sofort die Kommentare über Lombrosos Soziologenschule ins Gedächtnis, deren »wissenschaftliche« Erklärungen abweichenden Verhaltens die Möglichkeit einer Geschichte der subalternen Gruppen ausschaltet. In der Tat trägt diese Notiz zum besseren Verständnis des bekannten Satzes bei, daß man bei der Formel »historischer Materialismus« daran denken soll, »die Betonung auf den ersten Term, 'historisch', und nicht auf den zweiten zu legen, der metaphysischen Ursprungs ist« (Q 11, §27).

Der einleitende Abschnitt der Notiz über »Reduktion der Philosophie der Praxis auf eine Soziologie« legt nahe, daß die reduktive soziologistische Version des historischen Materialismus vom Unvermögen herrührt, die Bedeutung und die Vielschichtigkeit der Geschichte richtig einzuschätzen; ein Versagen, das verantwortlich ist für die Deformation des Marxismus und für die Merkwürdigkeiten, die ihre vermeintlich orthodoxen (z.B. Bucharin) und weniger orthodoxen Anhänger (z.B. die Lorianer) hervorgebracht haben.

»Diese Reduktion stellte die Verfestigung der schon von Engels kritisierten schlechten Tendenz dar (in den Briefen an die zwei Studenten, die im *Sozialistischen Akademiker* veröffentlicht sind [vgl. MEW 37, 462-65 und MEW 39, 205ff]) und besteht darin, daß eine Weltanschauung auf eine mechanische Formelsammlung reduziert wird, die den Eindruck vermittelt, man habe die ganze Geschichte in der Tasche. Dies war der beste Anreiz zu den leichtfertigen journalistischen Improvisationen der 'Genialoiden'.« (Q 11, §25)

Anders gesagt, die »Soziologisten« gehen an die Geschichte heran wie Cuvier an einzelne Knochen. Ausgerüstet mit einem Satz methodologischer Prinzipien, ordnen sie jede Einzelheit an ihrem richtigen Platz in eine vorherbestimmte Totalität ein. Da sie ihre mechanistischen Formeln mit der Geschichte selbst verwechseln, gibt es keine historische Erfahrung und kein Ereignis, das sie in seiner Besonderheit gelten lassen. Jede von historischer Forschung zutagegeförderte Einzelheit dient lediglich zur Ausfüllung und zur Bestätigung der Stimmigkeit des allgemeinen Bildes. Das ist es, was geschieht, wenn Philosophie und Sozialwissenschaft von der gleichen Art »Naturalismus« geleitet sind, wie er sich im Cuvierschen Prinzip verkörpert. (Gramsci greift Cuviers Theorie als solche nicht an; nur der Mißbrauch und die falsche Anwendung wissenschaftlicher Begriffe entfachen seinen kritischen Zorn.)

V.

Die nächsten Sätze derselben Notiz bringen eine alternative Version des historischen Materialismus vor. Die Philosophie der Praxis ist demnach keine Soziologie, sondern Geschichte, und die ihr entsprechende Methodologie wäre nicht aus den Naturwissenschaften herzuleiten, sondern aus dem Bereich von Textkritik und Interpretation, d.h. aus der »Philologie«.

»Die Erfahrung, auf der die Philosophie der Praxis gründet, kann nicht schematisiert werden: sie ist die Geschichte selbst, in ihrer unendlichen Verschiedenheit und Vielfalt, deren Studium Anlaß geben kann zur Entstehung der 'Philologie' als Methode der Gelehrsamkeit zur Feststellung der Einzel Tatsachen und zur Entstehung der Philosophie, verstanden als allgemeine Methodologie der Geschichte. Dies meinten vielleicht diejenigen Autoren, die, wie im ersten Kapitel des *Lehrbuchs* flüchtig angedeutet, verneinen, daß man eine Soziologie der Philosophie der Praxis konstruieren könne, und die behaupten, daß die Philosophie der Praxis nur in den besonderen historischen Aufsätzen lebe (diese Behauptung, so ohne Wenn und Aber, ist

sicher irrig und wäre eine neue merkwürdige Form von Nominalismus und philosophischem Skeptizismus). Zu verneinen, daß man eine Soziologie, verstanden als Wissenschaft von der Gesellschaft, d.h. als Wissenschaft von der Geschichte und Politik, die nicht die Philosophie der Praxis selbst ist, konstruieren kann, bedeutet nicht, daß man nicht eine empirische Zusammenstellung von praktischen Beobachtungen, die die Sphäre der Philologie, wie sie traditionell verstanden wird, erweitern, konstruieren kann. Wenn die Philologie der methodologische Ausdruck des wichtigen Umstands ist, daß die Einzeltatsachen in ihrer unverwechselbaren 'Individualität' festgestellt und präzisiert werden, kann die praktische Nützlichkeit der Identifizierung gewisser allgemeinerer 'Tendenzgesetze', die in der Politik den Gesetzen der Statistik und der großen Zahl entsprechen, die dem Fortschritt einiger Naturwissenschaften förderlich waren, nicht ausgeschlossen werden. Aber es wurde nicht betont, daß das statistische Gesetz in der Wissenschaft und in der Kunst der Politik nur solange verwendet werden kann, als die großen Massen der Bevölkerung wesentlich passiv bleiben – soweit es die den Historiker und den Politiker interessierenden Fragen betrifft – oder man diese Passivität voraussetzt.« (Q II, §25)

In der ersten Fassung der gleichen Notiz werden die Beziehungen zwischen Marxismus, Geschichte und Philologie noch bündiger umschrieben: »Die 'Erfahrung' des historischen Materialismus ist die Geschichte selbst, das Studium der Einzeltatsachen, die 'Philologie' ... Die 'Philologie' ist der methodologische Ausdruck für die Bedeutung der Einzeltatsachen, die als bestimmte und exakte 'Individualitäten' verstanden werden.« (Q 7, §6)

Während für Bucharin die Geschichte ein Handeln oder ein Forschungsfeld ist, das durch soziologische Gesetze gelenkt wird, gibt es in Gramscis Notizen einen nahezu totalen Bruch in der Beziehung zwischen Geschichte und Soziologie: die positivistische Soziologie handelt von allgemeinen abstrakten Gesetzen, die von der gelebten Erfahrung der Geschichte geschieden sind, und es ist gerade das Ziel des historischen Materialismus, diese Gesetze zu brechen, sie zu überwinden, um sicherzustellen, daß die Menschen ihre Geschichte selbst machen können. Die Notiz fährt deshalb fort mit dem Satz, daß die vom historischen Materialismus angestrebte politische Partei (»der Kollektivorganismus«) ihre Kenntnis der »Gefühle des Volkes« nicht durch statistische Gesetze erlangt, wie sie von der quantitativen Soziologie hervorgebracht werden; sie erlangt dieses Wissen vielmehr »durch 'aktive und bewußte Teilnahme', 'Mit-Leidenschaft', Erfahrung der unmittelbaren Einzelheiten, durch ein System, das man als 'lebendige Philologie' bezeichnen könnte« (Q II, §25).

Dies bedeutet nicht, daß die Soziologie nutzlos ist; nur, daß ihre Ansprüche in Schach gehalten werden müssen, ihre totalisierende Macht zu delegitimieren ist. Ihr Nutzen wäre sorgfältig zu umschreiben, und ihre 'wissenschaftlichen' Resultate müssen stets historischer Kritik ausgesetzt sein, statt umgekehrt. Den Nutzen der Soziologie erörtert Gramsci in anderem Zusammenhang in einer Notiz »Kulturelle Argumente. Cuviers Knöchelchen«. In dieser Notiz erscheint die Soziologie in einem positiven Licht, aber nur, weil sie als Hilfsmittel zur Konstruktion von Hypothesen und nicht zur Formulierung allgemeiner Wahrheiten betrachtet wird. Ihre von den Naturwissenschaften abgeleiteten Methoden werden als fehlbar angesehen – und dies nicht nur in ihrer Anwendung auf die Sozialwissenschaften, sondern auch in der Anwendung auf Naturerscheinungen. Darüber hinaus wird sie eindeutig der Geschichte untergeordnet, die sie ergänzen, aber niemals ersetzen kann.

»Cuviers Prinzip der Korrelation der einzelnen organischen Teile eines Körpers, weshalb man den gesamten Körper aus einem seiner Teile (sofern dieses in sich vollständig ist) rekonstruieren kann (freilich muß Cuviers Lehre sorgfältig rekapituliert werden, um sein Denken exakt darzustellen), ist zweifellos in die Tradition des französischen Denkens einzuordnen, in die französische 'Logik', und muß mit dem Tier-Maschine-Prinzip in Zusammenhang gebracht werden. Es ist nicht nötig, zu überprüfen, ob das Prinzip in der Biologie noch als restlos gültig angesehen werden kann; dies scheint nicht möglich (man erinnere sich an das große Schnabeltier, dessen Struktur keine 'Logik' hat, etc.); man muß untersuchen, ob das Prinzip der Korrelation in der Soziologie, abgesehen von der Metapher, nützlich, exakt und fruchtbar ist. Die Antwort scheint eindeutig ja. Aber eines muß klar sein: im Falle der vergangenen Geschichte kann das Korrelationsprinzip (wie das Analogieprinzip) nicht das Dokument ersetzen, d.h. es kann nichts anderes liefern als hypothetische Geschichte, wahrscheinliche, aber hypothetische. Der Fall liegt jedoch anders, wenn es um politisches Handeln geht und um das Korrelationsprinzip (wie auch das Analogieprinzip) in der Anwendung auf das Vorhersehbare, auf die Konstruktion möglicher Hypothesen und Aussichten. Das Prinzip ist nützlich, richtig und fruchtbar genau im Bereich der Hypothese, und es geht darum, herauszufinden, welche Hypothese die wahrscheinlichste ist. ... Sicher ist, daß bei der Anwendung des Korrelationsprinzips auf die Handlungen eines Individuums oder auch einer Gruppe immer die Gefahr besteht, in Beliebigkeit zu verfallen: Sowohl Individuen wie Gruppen handeln nicht immer 'logisch', 'kohärent', konsequent usw.; doch ist es immer nützlich, von der Prämisse auszugehen, daß sie in dieser Weise handeln. Es hat keinerlei Wert, die Prämisse von der 'Irrationalität' der Handlungsmotive aufzustellen; dies kann nur einen polemischen Sinn haben, um dann mit den Scholastikern sagen zu können: *'ex absurdo sequitur quodlibet.'*« (Q 14, §29)

So betrachtet und mit aller Vorsicht gehandhabt, können die Methoden der Soziologie als politisch nützlich erscheinen. Wird das Cuviersche Prinzip auf den Bereich des Hypothetischen in einem klar begrenzten Kontext eingeschränkt, ist man vor der Gefahr (und gegen die Versuchung) gefeit, es in den Status einer Weltanschauung, einer Philosophie zu erheben. Letztendlich sind nämlich die Positivismus-Kritik und die Anti-Bucharin-Passagen in den Gefängnisheften, nicht viel anders als die Abschnitte gegen Croce, durch ein dringend empfundenes Bedürfnis motiviert, den historischen Materialismus vor den Einbrüchen der Metaphysik (und vor der Inbesitznahme durch diese) zu schützen. Die Betonung auf der Geschichte – im Sinne von Differenz, Vielheit, der Spezifik des Besonderen – bedeutet nicht mehr und nicht weniger als Verteidigung und aktiven Widerstand gegen die Metaphysik in ihren verschiedenen Verkleidungen, insbesondere gegen den philosophischen Materialismus und Idealismus. Während der metaphysische Impuls achtlos das Besondere im Allgemeinen verschluckt und individuelle Wirklichkeit den Erfordernissen der Totalität unterwirft, sucht Geschichte, wie sie in den Notizbüchern konzipiert wird, nach Wegen, das Fragment zu retten und wiederherzustellen, seine Besonderheit zu ermitteln und seine Differenz festzuhalten. Sie erreicht dies, indem sie den privilegierten Ausgangspunkt der Kontemplation umgeht und sich statt dessen in den praktischen und weltlichen Aktivitäten von Philologie und Kritik engagiert. Genau wie nämlich das Fehlen von kritischer Strenge und der Mangel an philologischer Sorgfalt zu den Vulgarisierungen und Verzerrungen des Marxismus führte, so bedarf es der Kritik und der Philologie zur Erhaltung der einzigartigen, nämlich revolutionären Qualität des historischen Materialismus. Eine Eintragung, die ursprünglich »Machiavelli und Marx« hieß und deren überarbeitete

Fassung in ein Heft mit »Notizen zu Machiavellis Politik« eingeordnet wurde, enthält die folgende Feststellung:

»Die grundlegende Neuerung, die die Philosophie der Praxis der politischen und historischen Wissenschaft brachte, ist der Beweis, daß es keine abstrakte, fixe und unveränderliche 'menschliche Natur' gibt (eine Auffassung, die sicherlich dem religiösen Denken und der Transzendenz entspringt), sondern daß die menschliche Natur das Ensemble der historisch bestimmten gesellschaftlichen Verhältnisse ist, das heißt eine innerhalb gewisser Grenzen mit den Methoden der Philologie und der Kritik feststellbare historische Tatsache.« (Q 13, §20)

Die Methoden von Philologie und Kritik zeigen sich in Gramscis Gefängnisheften durchgängig am Werk. Die gründlichen kritischen Analysen zu Croce, die einen wesentlichen Teil der Hefte einnehmen, sind bekannt, und ihre Bedeutung wurde von zahllosen Kritikern vermerkt. Weniger bekannt, obwohl in gleicher Weise substantiell, ist die detaillierte Bucharin-Kritik. Desgleichen weiß man, daß zahlreiche Notizen sich der kritischen Analyse der italienischen Kultur, speziell der Literatur, widmen. Nicht genug gewürdigt und weithin unbekannt ist jedoch die riesige Menge detaillierter Tatsacheninformation, die in den Notizbüchern aufgezeichnet ist – irgendwie hat die »philologische« Methode, die in ihnen am Werk ist, nicht viel Beachtung gefunden. Warum, ist nicht schwer zu begreifen. Jede Beschreibung und Diskussion von Gramscis Text enthält im Grunde eine Beobachtung zu dessen fragmentarischem, unfertigem Charakter. Beobachtungen dieser Art gehen häufig mit der Annahme einher, der Gramscianische Wissenschaftler habe die Aufgabe, aus diesen Fragmenten ein kohärentes Ganzes zu konstruieren. Für gewöhnlich wird der fragmentarische Charakter der Notizbücher implizit oder explizit den brutalen Bedingungen zugeschrieben, unter denen sie zusammengestellt wurden. Die Fragmentierung wird, anders gesagt, als unglückliches Hindernis behandelt, des dem Verständnis dessen entgegensteht, was Gramsci sagen wollte oder gesagt hätte, wenn er nur die Zeit und die Mittel gehabt hätte, ein 'normales' Buch oder eine Folge von Büchern zu produzieren. Daher die Bemühungen, die Hefte zu 'organisieren', die Fragmente um bestimmte Themen oder unter bestimmten Rubriken zu sammeln. Häufig sind diese Themen oder Rubriken von den Titeln abgeleitet, die auf den Notizbüchern selbst stehen: »Die Philosophie von Benedetto Croce«, »Niccolò Machiavelli«, »Notizen und verstreute Bemerkungen für eine Gruppe von Aufsätzen zur Geschichte der Intellektuellen«, »Amerikanismus und Fordismus«, »Literaturkritik« usw. Bis zu einem gewissen Grade ist dies durchaus sinnvoll, berücksichtigt man die bloße Gestalt der Hefte, die Notwendigkeit, sie »lesbar« zu präsentieren und die *dem Anschein nach* relative Bedeutungslosigkeit vieler Einzelheiten. Der Gramsci-Herausgeber, -Wissenschaftler oder -Kommentator fühlt sich deshalb genötigt, wie ein literarischer Nachfahre Cuviers die Stücke zusammenzufügen. Manchmal wird diese Rekonstruktionstätigkeit zwar verantwortungsbewußt durchgeführt, d.h. mit dem kritischen Wissen um ihre Grenzen. Nicht selten erfolgt sie aber in der Fehlannahme, man sei tatsächlich in der Lage, nicht nur Gramscis Denken, sondern Gramsci selbst zu rekonstruieren. Eine solche Operation zeitigt dann Ergebnisse wie den »Leninisten Gramsci«, den »Croceanischen Idealisten Gramsci« oder irgendwelche anderen Gramscis. Selbst die Rufe nach »Befreiung Gramscis« von verschiedenen Aneignungen sind häufig

von der Überzeugung geleitet, man könne zu den fragmentarischen Hefen zurückgehen und daraus den einen, einzig »wirklichen« Gramsci rekonstruieren. In diesen Fällen werden die Hefte zu einem Steinbruch, dem man fröhlich entnimmt, was »bedeutsam« ist, während das als »nebensächlich« Betrachtete zur Seite gelegt wird – und natürlich beschuldigt jeder jeden, die »richtigen« Bruchstücke und ihre »tatsächliche« Beziehung nicht identifiziert oder die Bedeutung bestimmter Details auf Kosten anderer überbetont zu haben.

Es wäre vergeblich, zu glauben, man könne diesem Spiel ein Ende setzen. Auch die akkuratere und kompletteste Wiedergabe von Gramscis Manuskript wird den Streit nicht beilegen, sowenig wie sie die Forderung nach Rekonstruktion des »tatsächlichen« Gramsci verstummen läßt. Doch nur im Durchgang durch den vollständigen Text läßt sich genauer ermesen, was es heißt, die Geschichte »in ihrer unendlichen Vielfalt und Mannigfaltigkeit« zu betonen. Der Fragmentcharakter der Hefte ist, zumindest teilweise, der »philologischen« Methode ihrer Komposition geschuldet. Die »Philologie« erfordert die sorgfältige Beachtung des Einzelnen, sie versucht die Spezifik des Besonderen festzustellen. Genau das tun viele der Elemente, aus denen die Notizbücher bestehen – sie zeichnen die Geschichte in ihrer unendlichen Vielfalt und Mannigfaltigkeit auf. Gewiß werden zwischen diesen Einzelheiten komplexe Beziehungsnetze hergestellt, und sie lassen wiederum allgemeine Begriffe und Theorien entstehen – wobei »Hegemonie« der berühmteste dieser Begriffe ist. Wenn jedoch die detailgetreue Aufzeichnung des Besonderen verschwinden dürfte, wenn die Beziehung zwischen den Fragmenten ein für allemal fixiert würde, dann bestünde die Gefahr, daß die Begriffe und Theorien sich zu Dogmen verfestigen. Um die Beziehungen zwischen den Fragmenten, aus denen die *Gefängnishefte* bestehen, zu stabilisieren, müßte man die »Philologie« dem Cuvierschen Prinzip opfern. Man hätte jedes Stück in einer notwendigen und festen Beziehung zu anderen Teilen anzuordnen, um auf diese Weise eine totale Struktur herzustellen, die sich nur in ihrer Gesamtheit betrachten ließe. Aber die Geschichte stellt sich in den Notizbüchern als »Erfahrung« und nicht als Betrachtung, nicht kontemplativ, dar; und die »Erfahrung, auf die die Philosophie der Praxis gründet, kann nicht schematisiert werden« (Q 11, §25).

Die Anspielung auf Cuvier auf den ersten Seiten des ersten Hefes enthält eine implizite Warnung und eine Anregung. Sie warnt vor der Gefahr voreiliger Schlüsse, und sie regt zur Aufmerksamkeit für das Besondere an. Gramsci wiederholt die Warnung und die Anregung bei zahllosen Gelegenheiten – das Manuskript ist voll von Wendungen wie »dies muß überprüft werden«, »dies verlangt weitere Untersuchung«, »man muß diese Tatsache belegen« usw. Die Einleitungsabschnitte der Hefte 8 und 11 betonen eindringlich den vorläufigen Charakter der Notizen und die Möglichkeit, daß bestimmte Schlußfolgerungen ganz falsch sein können. Am 30. Dezember 1929, ein paar Monate, nachdem er die Notiz über »Cuviers Knöchelchen« geschrieben hatte, schloß Gramsci einen Brief an seine Frau Julia Schucht mit folgender Bemerkung:

»Möglicherweise, oder vielmehr höchstwahrscheinlich, sind einige meiner Urteile übertrieben oder geradezu falsch. Aus einem Knöchelchen ein Megatherium oder ein Mastodon zu rekonstruieren, das konnte Cuvier, aber es kann auch passieren, daß man aus einem Stückchen

Mauseschwanz ein Seeungeheuer rekonstruiert.« (*Briefe aus dem Kerker*, hrsgg.v. G.Roth, Frankfurt/M. 1972, 34f)

Das sicherste Mittel gegen solche Schnitzer ist, wie die Gefängnishefte nahelegen, die Treue zu den Methoden der Kritik und der Philologie. Wie sie in den Heften angewandt sind, wirken diese Methoden zugleich als Waffe und als Schutzschild gegen jede Form von Dogmatismus und Mystifikation. Die Theorie und Praxis philologischer Kritik, die sich in den Heften findet, stellt *als solche* einen hochwichtigen Beitrag zur Ausarbeitung einer anti-dogmatischen Philosophie der Praxis dar.

Aus dem Amerikanischen von Thomas Laugstien

Weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Juha Koivisto: Umkämpfte Philosophie. Marx, Labriola, Gramsci. *Argument* 182 (1990)
- H.-P. Krebs: Führt die Philosophie ein geschichtliches Eigenleben? Gramscis Umgang mit G. Vico und der Geschichte der Philosophie. *Argument* 182 (1990)
- Volker Gransow: Zivilgesellschaft und demokratische Frage. Ein Literaturbericht. *Argument* 180 (1990)
- Alex Demirović: Marx und die Aporien der Demokratietheorie. *Argument* 172 (1988)
- Pietro Ingrao: Togliatti und Gramsci. *Argument* 170 (1988)
- Wolfgang Fritz Haug: Gramsci und die Politik des Kulturellen. *Argument* 167 (1988)
- Utz Maas: Der Sprachwissenschaftler Gramsci. *Argument* 167 (1988)
- Giorgio Baratta: Gramsci befreien. *Argument* 162 (1987)
- Otto Kallscheuer: Wie von Gramsci lernen? *Argument* 130 (1981)
- Ulrich Schreiber: Die politische Theorie A. Gramscis. *Argument-Studienheft* 55 (3. Auflage 1990)
- Die Linie Gramsci–Luxemburg. *Argument-Sonderband* 159 (1989)
- Detlev Albers: Versuch über Bauer und Gramsci. *Argument-Verlag*, Berlin (1983)
- Christine Buci-Glucksmann: Formen der Politik und Konzeptionen der Macht. *Argument-Sonderband* 78 (1982)
- Wieland Elfferding und Eckhard Volker: Società civile, Hegemonie und Intellektuelle bei Gramsci. *Argument Sonderband* 40 (1979)

Anne Showstack Sassoon

Gleichheit und Unterschied

Das Entstehen eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft*

Eine unausweichliche Herausforderung sozialistischer Politik, die bis in die siebziger Jahre zurückgeht und mit den Ereignissen der letzten Monate und Jahre in Mittel- und Osteuropa kulminiert, ist die Notwendigkeit, unsere Beziehung zur Tradition politischen Denkens neu zu betrachten. Das Wort Notwendigkeit wird mit Bedacht gewählt, denn das Neudenken, das wir unternehmen müssen, ist durch die Wandlungen der gegenwärtigen Periode notwendig geworden. Es ist keine zusätzliche Option. Es ist nicht einfach eine Antwort auf die Politik der Rechten, sondern auf sozio-ökonomische Veränderungen. Der folgende Text ist angeregt durch den Versuch, einige der theoretischen Implikationen von Veränderungen in der sozio-ökonomischen Rolle von Frauen durchzudenken, die einen besonders nützlichen Ausschnitt der fundamentalen Neustrukturierung der Beziehung zwischen verschiedenen Gesellschaftssphären darstellt. Die Tatsache, daß die meisten Frauen die meiste Zeit ihres Lebens – einschließlich der Zeit der Kinderbetreuung – im formellen Arbeitsleben sind, ist eine Neuerung, welche die uns zur Verfügung stehenden Begriffe zur Analyse der Realität herausfordert. Wir beginnen z.B. zu würdigen, wie die begriffliche Trennung zwischen Öffentlichem und Privatem immer ephemerer wird, wenn wir die empirische Komplexität der Wechselbeziehungen zwischen den häuslichen Bedürfnissen, der Arbeitswelt und der Staatspolitik in der gegenwärtigen Gesellschaft untersuchen. Es ist das »wirkliche Leben«, das uns auf einen neuen Weg des Denkens zwingt.

Zivilgesellschaft und Staatsbürgerschaft

In den letzten Jahren haben die Begriffe der Zivilgesellschaft und der Staatsbürgerschaft (*citizenship*) einen herausragenden Platz in den Debatten der Linken in Großbritannien gewonnen.¹ Ein verwandter Begriff ohne die gleiche Prominenz, wahrscheinlich verbunden mit der Unterminierung des Nachkriegskonsensus, dem politischen Aufstieg der Rechten und der Entwicklung der »Zwei-Drittel-Gesellschaft«, ist der liberale Begriff der Gleichheit. Es ist wichtig zu berücksichtigen, daß diese Ideen nicht nur eine Geschichte als Ideen haben, sondern auch nicht getrennt werden können von einer ganzen historischen Epoche, der Entwicklung der modernen nachfeudalen Gesellschaft und des modernen Staates, in der wir über voneinander unterschiedene öffentliche und private Sphären zu sprechen beginnen, mit allem, was darin impliziert ist. Dies erlaubt uns, ihre Neuheit zu ihrer eigenen Zeit zu begreifen, ihre Nützlichkeit heute zu analysieren und die konkreten historischen und politischen Gründe

* Erscheint vollständig in: David McLellan, Sean Sayers (Hrsg.): *Democracy and Socialism* (i.E).

zu verstehen, warum wir immer noch verpflichtet sind, uns auf sie zu beziehen. Wenn Begriffe wie Zivilgesellschaft und Staatsbürgerschaft nicht als historisch überholte Ideen »in die Rumpelkammer gepackt«² werden können, dann hat das sehr reale Ursachen. Und doch können wir aus anderen ebenso realen konkreten Gründen sie nicht einfach als Alternative zu dem verelendeten Denken akzeptieren, das so lange den linken politischen Diskurs dominiert hat. Die gegenwärtigen Bedingungen verlangen von uns sowohl diese Begriffe zu nutzen, da sie eine neue Bedeutung bekommen, als auch über sie hinauszugehen.³ Wenn wir z. B. den Begriff der Staatsbürgerschaft historisieren und konkretisieren, müßten wir das Terrain untersuchen, auf dem sie heute ausgeübt wird. Dieses Terrain schließt den Sozialstaat ein. Und was noch ins Spiel kommt, ist eine hochkomplexe und differenzierte Beziehung zum Staat, die durch eine Menge Institutionen vermittelt wird, in denen die Differenzen zwischen Leuten, je nach Ressourcen und Bedürfnissen, Familiensituation und Abschnitt des Lebenszyklus oder der Lebensgeschichte bezogen auf die Arbeitswelt genauso kennzeichnend sind wie Gleichheit vor dem Gesetz oder gleiche politische Rechte (vgl. Saraceno 1988).

Die abstrakte Natur der jüngsten Diskussionen über die Begriffe der Zivilgesellschaft und der Staatsbürgerschaft hat trotz ihrer Reaktion auf einen sehr realen politischen Kontext die Möglichkeit ausgeschlossen, daß diese Begriffe angereichert werden, indem sie für uns heute durch Verortung in ihrem konkreten Terrain nützlicher gemacht werden. Das bedeutet auf keinen Fall, die Wichtigkeit des Bestehens auf den Bedürfnissen nach gesetzlichen Garantien und dem Schutz bürgerlicher Freiheiten herabzuwürdigen. Ein Aspekt der abstrakten und allgemeinen Natur eines Großteils dieser Debatte ist, daß Fragen von Rasse und Nationalität oft nicht das Gewicht hatten, das angemessen die Auswirkungen der Regierungspolitik auf ethnische Minderheiten reflektiert – dies ist bezeichnend für eine Linke, die so oft »schwerhörig« gegenüber den Ansprüchen dieser Gruppen ist. Gleichzeitig findet die ausführliche und reichhaltige feministische Literatur, die eine Kritik am ungeschlechtlichen Begriff der Staatsbürgerschaft bietet, kein Echo in der herrschenden Diskussion. Und Bürgerrechte sind auch nicht neu definiert worden, um soziale Bürgerrechte oder das, was man Rechte des Alltagslebens nennen könnte, mit einzuschließen.

Das gegenwärtige Interesse am Begriff der Zivilgesellschaft in Großbritannien ist teilweise eine Antwort auf die Neuorganisation der Beziehung von Staat und Gesellschaft unter Thatcher, für die es Parallelen in verschiedenen Formen in ganz Europa gibt. Aber die Debatte ist auch durch Entwicklungen in Osteuropa angetrieben worden, wo der Begriff der Zivilgesellschaft einem wichtigen politischen Zweck gedient hat, der sich sowohl aus seiner politischen Funktion wie seinen normativen Ansprüchen ergibt (vgl. Gáthy 1989 und Keane 1988). Im geringeren Ausmaß ist das erneuerte Interesse an einer regenerierten und gestärkten Zivilgesellschaft im Westen angeregt durch das Bewußtsein, daß der Kampf um progressive Politik nicht die Form einer gänzlichen Verteidigung des Sozialstaates und der traditionellen Sozialdemokratie annehmen kann. Dies ist teilweise so, weil nach mehr als zehn Jahren Thatcher, drei Wahlniederlagen für die Labour Party und einem fundamentalen sozio-ökonomischen Wandel in

Großbritannien wie in ganz Europa die Gesellschaft nicht mehr das ist, was sie war. – Doch es gibt eine Gefahr in der Art, wie die Termini eines Großteils der Debatte dargestellt wurden. Es war wieder abstrakt, nicht verwurzelt im gesellschaftlichen Geschehen. Denn ironischerweise hat die Konzentration auf die politische Form der Wandlungen, d.h. auf die Art, wie diese Periode von einer besonderen Art von Politik geformt war, die politischen Implikationen der unterliegenden sozio-ökonomischen Trends verwischt, z.B. den gestiegenen Frauenanteil im Arbeitspotential oder die zunehmende Komplexität individueller und sozialer Bedürfnisse. Das heißt, die Signifikanz der komplexen Dynamik und Organisation der Gesellschaft beim Zusammenstoß mit dem Staat oder anders gesagt, die Notwendigkeit, wegen dieser zugrundeliegenden Wandlungen die Rolle des Staates neu zu denken, wurde ansatzweise verwischt. Obwohl es so etwas wie Anerkennung gab für das Bedürfnis, die Rolle des Staates neu zu denken, ging es hauptsächlich um eine Antwort auf eine politische und ideologische Offensive, die folglich einen defensiven Charakter hatte. »Auch wir kritisieren den Staat«. Dies ist nicht aus einer Analyse der Implikationen sozio-ökonomischer Bedingungen abgeleitet; es reflektiert nicht, daß wir in der Tat gezwungen sind, den Staat neu zu denken, weil die Gesellschaft sich verändert. Diesem Denken ist es insofern tatsächlich mißlungen, eine wichtige Dimension der Tradition politischen Denkens nachzubilden, die wir beerben.

Seit den Klassikern des Liberalismus, aber auch bei Hegel und dem jungen Marx war die Definition der Zivilgesellschaft traditionell mit einer Analyse der Entstehung des modernen Staates verknüpft. Um ein neueres Beispiel anzuführen: Gramscis These, daß es ein Potential für die Ausdehnung der Zivilgesellschaft und die Reduktion der Staatsmacht gibt, gründet in den gleichzeitigen Komplexitäten und Widersprüchen von Staat und Zivilgesellschaft in ihrer bestehenden Form. Tatsächlich setzt Gramsci eine lange Tradition politischen Denkens fort, wenn er fragt, was uns sozio-ökonomische Wandlungen sagen über die klassische Frage der politischen Wissenschaft, jeder politischen Wissenschaft, der Frage nach dem Gegensatz von Führern und Geführten.

Und doch geht er über diese Tradition hinaus, wenn er argumentiert, daß aus konkreten historischen Gründen, d.h. wegen der realen Entwicklung der Gesellschaft, eine neue beispiellose Frage auf der historischen Tagesordnung steht: die Möglichkeit, diesen Gegensatz zu überwinden. Diese Frage war auch von Marx gestellt worden, aber sie war von Gramsci mit neuer Dringlichkeit betrachtet worden – aus historischen Gründen, zu denen der erste konkrete Versuch eines Aufbaus des Sozialismus gehört, aber ebenso, wenn nicht noch wichtiger für Gramsci, die neuesten Entwicklungen des Kapitalismus. Dies sind Phänomene, die eine weitere Ausdehnung und Entwicklung der Zivilgesellschaft und eine beispiellose Entwicklung der Demokratie ermöglichen, während sie zur gleichen Zeit konkret alle Probleme stellten, die dieser Entwicklung inhärent waren (vgl. Sassoon 1987). Demokratie stand auf der historischen Tagesordnung trotz der Neuzusammensetzung von Herrschaft und Unterordnung, die Gramsci passive Revolution nennt, ersichtlich in der Politik mehrerer Regime, die die progressiven Möglichkeiten des gegenwärtigen Moments zusammenfassen (vgl. ebd., Kap.13; de Felice 1977, Buci-Glucksmann 1988).

Was in den heutigen Debatten fehlt, ist eine parallele Analyse des Potentials und der Probleme, die den jüngsten Entwicklungen der Gesellschaft inhärent sind, Entwicklungen, die nicht aus der Tatsache herrühren, daß die eine oder andere Partei an der Macht ist. Die jüngste Aufmerksamkeit für Zivilgesellschaft hat dazu tendiert, die andere Seite der Medaille zu ignorieren, nämlich den Staat. Wenn es z.B. eine überzentralisierte, hierarchische und bürokratische Organisation von Dienstleistungen in ganz Europa und einen Rekurs auf neue Formen der Sozialfürsorge gibt, die die Grenzen des Privaten und des Öffentlichen überschreiten, wenn der Staat dabei eine dies mehr ermöglichende Rolle annimmt, dann ist das so, weil die Komplexität und Vielfalt der sozialen Bedürfnisse eine neue Beziehung zwischen Zivilgesellschaft und Staat verlangt. D.h. jede notwendige Erneuerung der Zivilgesellschaft impliziert die Neukonstruktion des Staates, nicht einfach weniger Staat, sondern eine Modifikation und ein verändertes Netz von Beziehungen mit der Gesellschaft.

Es ist natürlich leichter, das »Alte« zu kritisieren, als das entstehende »Neue« zu analysieren. Vielleicht ist intellektuelle Bescheidenheit kaum fehl am Platz, wenn man die verbreitete Desillusionierung gegenüber großen Entwürfen und technokratischen Utopien bedenkt, die die Postmodernisten metanarrativ nennen. Und es stimmt auch, daß unsere alte begriffliche Brille uns besser das Alte als das Neue zu sehen erlaubt. Aber vielleicht ist die Aufgabe selbst mißverstanden. Wenn Intellektuellen zunehmend bewußt wird, daß sie sich nicht einfach Utopien ausdenken können, ist es vielleicht ihre Berufung, sich darauf zu konzentrieren, die richtigen Fragen zu dem zu stellen, was ist, was schon vor unseren Augen geschieht, wenn wir es nur sehen könnten, um die Möglichkeiten dessen zu verstehen, was sein könnte.

Welche Möglichkeiten, Dilemmata und Widersprüche z.B. sind enthalten in einer größeren sozial-ökonomischen Wandlung wie der dramatischen Zunahme des Frauenanteils im formellen Arbeitsmarkt oder den Komplexitäten der Befriedigung sozialer Bedürfnisse im modernen Sozialstaat? Was sagt uns die Dynamik sozialer Realität über Begriffe wie Zivilgesellschaft, Staat, Staatsbürgerschaft, Gleichheit, Unterschied, öffentlich und privat? Sind die Kategorien, die wir besitzen, angemessen, die Dynamik dieser fragmentierten, widersprüchlichen Gesellschaft zu fassen? Wie verstehen wir die objektiven und subjektiven Aspekte von Phänomenen, die das Produkt von Entscheidungen von Millionen Individuen sind, die von der allgemeinen Politik wie daher auch von einzelnen Politiken betroffen sind, die aber außerhalb der Kontrolle jeder politischen Kraft stehen, deren Formen von Land zu Land variieren wegen verschiedener Traditionen, Kulturen und institutionellen Vorbedingungen, während sie ähnliche Muster enthüllen? Wie behalten wir all die verschiedenen Perspektiven im Blick: Makro und Mikro, individuelle Wahl und politische Entscheidungen von staatlichen oder wirtschaftlichen Gebilden, historische, kulturelle und nationale Besonderheiten und langfristige internationale Trends? Ist es z.B. möglich, daß wir gezwungen sind, neu über Begriffe wie Individuum, Gleichheit und Unterschied nachzudenken – schon durch den Versuch einer Analyse der materiellen Tatsache, daß Millionen Frauen öffentliche und private Sphären, Familienbedürfnisse und Teilnahme an formaler Erwerbsarbeit verbinden?

Individuum, Gleichheit und Unterschied

Ein wichtiger Aspekt der Debatte über Zivilgesellschaft ist eine Neubewertung der staatsbürgerlichen Rolle der Individuen. Das führt uns zu einem anderen Begriff aus dem klassischen liberalen Denken, dem Individuum. Der Begriff der Zivilgesellschaft aus der Vertragstheorie und dem liberalen politischen Denken kann nicht getrennt werden von dem Begriff eines autonomen, vereinzelt Individuums, einer universellen Figur, deren Wesen definiert ist durch seine (sic!) Beziehung zur Herrschaft des Rechts, dessen Gleichheit sich daraus ergibt, daß aus dieser Beziehung alle Hinweise auf sozialen Status, sozio-ökonomische Stellung, Rasse, Geschlecht usw. entfernt werden. Daher die Symbolik der Justitia mit den erbundenen Augen. Wie das Entstehen der Zivilgesellschaft, die Herrschaft des Gesetzes und der moderne Staat seinerzeit ein großer Fortschritt waren, so war das Bestehen auf den universellen Aspekten des Staatsbürgers, unabhängig von Besonderheit und Unterschied, ein Schritt heraus aus den Fesseln der Feudalgesellschaft und der traditioneller Sozialbeziehungen, da der Stand nicht mehr die formale rechtliche Beziehung zwischen Bürger und Staat bestimmte.

Die Realität dieses Fortschritts wird nicht negiert durch die Anerkennung ihres geschlechtsspezifischen Charakters oder durch die Tatsache, daß neue Umstände ihrerseits zu weiteren Fortschritten und neuen Widersprüchen führen. Während rechtliche und verfassungsmäßige Garantien von Bürgerrechten langsam etabliert wurden, eröffnete der Kampf für eine Ausdehnung demokratischer politischer Rechte seinerseits die Möglichkeit, daß der Kampf für Sozialreformen und für soziale Bürgerrechte in dem Maße auf die Tagesordnung gesetzt werden konnte, wie sich die politische Landschaft durch die Ausdehnung des Wahlrechts veränderte. Was vorher als private Bedürfnisse definiert worden war, konnte nun aufgrund einer gleichzeitigen Entwicklung als politische Ansprüche gegenüber dem Staat artikuliert werden. D.h. die Garantie politischer Rechte für Individuen ging Hand in Hand mit dem zunehmenden Gewicht organisierter Gruppen in der Politik, wobei die Vereinigungsfreiheit den Individuen die Möglichkeit gab, gleichzeitig als Gruppenmitglieder eine korporative Präsenz in der Politik wahrzunehmen. Staatsbürgerschaft kennzeichnet nun sowohl die rechtliche, verfassungsmäßige Repräsentation des Individuums, zuerst der Männer und dann der Frauen, und die de facto Repräsentation organisierter Gruppen. Während sich die Bedeutung von Staatsbürgerschaft ausdehnt, um nicht nur bürgerliche, sondern auch politische Rechte einzuschließen, werden die Bedingungen für eine größere Veränderung geschaffen. Die konkrete Übersetzung von bürgerlichen und politischen Rechten in die Artikulation von sozialen Bedürfnissen als Ansprüchen an den Staat durch politische Parteien und Interessengruppen und die daraus folgende Ausdehnung von Sozialpolitik und Staatsintervention in die Gesellschaft schafft ein komplexes und widersprüchliches Bild, in dem die Beziehung zwischen Individuum und Staat, und damit die Staatsbürgerschaft, politisch wie sozial durch die Schaffung und Ausdehnung des Sozialstaates transformiert wird.⁴

In welcher Weise funktioniert nun der abstrakte Begriff des Individuums trotz

seiner Beschränkungen weiter, und warum ist er, zumindest in einer bestimmten Version, immer noch notwendig? Wenn der Begriff des Individuums auch das Merkmal der Differenz ausschließt, d.h. universell und abstrakt dasteht, so erkennt er doch implizit die Differenz durchaus an (vgl. Scott 1988).⁵ Er impliziert, daß Menschen vereinzelt sind und auf der Basis verschiedener Bedürfnisse und verschiedener Begierden handeln. Es ist notwendig, die Wichtigkeit dessen zu unterstreichen, was man als Ausdruck des liberalen Begriffs der Gleichheit vor dem Gesetz bezeichnen kann, d.h. Chancengleichheit, was wiederum nicht mehr ist als die Gewähr, daß irrelevante Differenzen die Individuen nicht hindern sollten, nach gleichen Regeln zu konkurrieren. Auch hier also werden, ähnlich widersprüchlich, Unterschiede zwar anerkannt, aber nur dann, wenn ihr Status und ihre Bedeutung der gesellschaftlichen Sphäre zugewiesen und vom Gesetz oder von den Spielregeln abstrahiert werden, die in solchen Institutionen wie Arbeit oder Ausbildung herrschen⁶. Was konstituiert wird, ist eine Hierarchie mit dem Universellen, dem Allgemeinen, dem Abstrakten an der Spitze, und dem Besonderen, dem Konkreten, als untergeordnet, als Bedrohung der Gesellschaftsordnung, wenn es nicht in den Grenzen der Herrschaft des Gesetzes gehalten wird, weil individuelle Bedürfnisse hauptsächlich als separat und widersprüchlich angesehen wurden.

Aber wenn wir diese Fragen von einem neueren Blickwinkel her betrachten und sie konkret stellen, dann gelangen wir in eine andere Dimension. In der Perspektive der Bedürfnisse des Individuums in der gegenwärtigen Gesellschaft, im Kontext des Wohlfahrtsstaates und mit dem zunehmenden Anteil von Frauen in der Arbeitswelt gelangen wir zu einem Bild der Komplexität und sozialen Interdependenz. Von der Verantwortlichkeit her hat jeder von uns Erwachsenen für sich selbst und andere zu sorgen, für Kinder, Partner oder Eltern, und um die Myriaden von häuslichen Bedürfnissen abzudecken, unterscheiden sich die Bedürfnisse einer Person ständig von denen einer anderen. Unter modernen Bedingungen des Sozialstaates und fortgeschrittener Industriegesellschaft, wo sowohl Männer wie Frauen in formeller Erwerbsarbeit stehen, haben diese Differenzen die Arena der Öffentlichkeit betreten. Sie können nicht länger als privat konzeptualisiert werden. In Ergänzung zu ihrer Strukturierung durch Geschlechtszugehörigkeit und durch gegenwärtige Formen der geschlechtlichen Arbeitsteilung, worin Frauen die hauptsächlichlichen Betreuungs-Verantwortlichkeiten haben, aber auch, anders als früher, formelle Erwerbsarbeit leisten, hängt die Befriedigung von Bedürfnissen und die Definition von Unterschieden, sowohl in Bezug auf verfügbare Dienstleistungen wie auf die Organisation von Arbeit und Zeit, von einem viel komplexeren Bedingungs- und Institutionengefüge ab.⁷ Jeder Begriff des Individuums, der den gegenwärtigen Bedingungen adäquat sein will, muß notwendig diese Komplexitäten und Unterschiede mit einschließen. Ferner machen die durch ein Gewebe von Institutionen, die die Grenzen zwischen Zivilgesellschaft und Staat überschreiten, hochvermittelten Beziehungen zwischen Individuum und Staat viel von dem begrifflichen Rahmen liberalen politischen Denkens fragwürdig, der auf einer unmittelbaren Beziehung zwischen Individuum und Staat beruht, und dies zu einem Zeitpunkt, da andere seiner Voraussetzungen, die auf solch einer unmittelbaren Beziehung

beruhen – wie die Herrschaft des Gesetzes –, so bedeutsam wie eh und je sind. – Der Begriff des Individuums kann noch aus einer anderen Perspektive betrachtet werden, mit einem Wissen, das früher nicht zur Verfügung stand. Die Einsichten z.B. der Psychoanalyse machen uns bewußt, daß konkrete Individuen unterschiedliche Lebensgeschichten und komplexe, sich entwickelnde innere Dynamiken und Identitäten haben. Wie auch immer durch äußere Einflüsse, Institutionen und Praxen eingezwängt, ist unsere Subjektivität und Identität komplex und hoch individualisiert. Auf verschiedenen Ebenen und von verschiedenen Perspektiven benötigen wir dann den Begriff des Individuums, aber das kann nicht bedeuten, daß der Inhalt dieses Begriffes das bleiben kann, was er im liberalen politischen Denken ist, oder daß das breite Feld der Kritik dieses Begriffes des abstrakten Individuums und des damit verbundenen Begriffes der Gleichheit ignoriert werden könnte. Vielleicht am Vertrautesten ist ein Bestehen auf den sozialen Bedingungen, die es unmöglich für alle Individuen machen, tatsächlich die vollen Vorteile des Schutzes des Rechtsstaats und der Bürgerrechte zu genießen, wegen der unterschiedlichen kulturellen ebenso wie wirtschaftlichen oder sozialen Ressourcen, die sie besitzen. Zusätzlich würde ein marxistischer Ansatz die Universalität des Begriffes als unhistorisch kritisieren und auch z.B. als Verwischung des unausweichlichen strukturellen Ungleichgewichts der Macht zwischen Individuen, die tatsächlich in Klassen gegliedert sind, ein Ungleichgewicht, das durch die Produktionsverhältnisse erzwungen wird.

Neuere antirassistische und feministische Kritik führt uns zu neuen Dimensionen. Sie gehen über einen Anspruch auf Chancengleichheit hinaus. Sie sind gespeist durch die Anerkennung der differenzierten Wirkungen einer gleichen Anwendung von Regeln auf Leute, die verschieden sind. Zum einen ist dies so, weil die Regeln selbst Annahmen enthalten, die weit von Neutralität oder Universalität entfernt sind. Zum anderen bekommt gerade der Begriff des Universellen beim Dämpfen von Unterschieden seine Bedeutung aus der Subordination und Marginalisierung der anderen, des Besonderen, des Partikularen, des Verschiedenen. Auf einer konkreten, praktischen Ebene sind gleiche Errungenschaften, die auf Integration ins dominante Modell beruhen, unmöglich. Konsequenter behaupten diese Kritiken den Wert und die Gültigkeit verschiedener Identitäten, von Rasse, Nationalität, Religion und Geschlecht.⁸

Ein neues Konzept von Staatsbürgerschaft

Im politischen Prozeß wurde ein Widerspruch bestimmend, der aus der Ausbreitung von Demokratie und Bürgerrechten resultierte. Verbunden mit dem Bedarf an zunehmender Staats-Intervention im Zuge der Entwicklung moderner industrieller Gesellschaft, der Erkämpfung des Wahlrechts durch das Volk und seiner Organisation in Parteien, Gewerkschaften und Interessenverbänden bekam das alte utilitaristische Ziel, den Staat für die Wünsche des Volkes empfänglich zu machen, eine neue Bedeutung. Die Ausbreitung des Wohlfahrtsstaates war zum Teil das Ergebnis dessen, daß eine Reihe von sozialen Bedürfnissen auf die politische Tagesordnung gesetzt wurde. Das Verhältnis von Individuum und Staat wurde, praktisch, wenn nicht wörtlich, in Begriffen von Gleichheit, gleicher

Behandlung durch das Gesetz, und von Differenz, entsprechend der Ausdifferenzierung der Bedürfnisse, bestimmt. Ich bin ein Staatsbürger mit bestimmten Rechten. Diese Rechte, bürgerliche, politische oder soziale, sind – in der Perspektive von T.H. Marshall (1963) – gleich für alle Bürger, aber die Bedürfnisse der Individuen variieren enorm. Vom Standpunkt des Individuums variieren unsere Bedürfnisse (nicht nur unsere Ressourcen) im Laufe des Lebens ebenso wie unser Verhältnis zum Staat. Und zu jedem Zeitpunkt schließt Staatsbürgerschaft ein hoch differenziertes Verhältnis zum Staat ein.

Der Widerspruch bestimmt ebenfalls die Welt der Produktion (Sassoon 1987a). Das Prinzip einer ökonomischen Organisation, das sich auf Sozialismus wie Kapitalismus anwenden läßt, ist, daß Arbeiter für ihre Arbeit bezahlt werden, unabhängig von allen Differenzen zwischen ihnen. Hier gibt es eine Parallele in der Kritik des geschlechtsspezifischen Charakters der praktischen Anwendung dieses Prinzips wie auch der in ihm implizierten Universalität. Gleicher Zugang zum Beruf und gleiche Behandlung der Arbeit sind Ideal und Ziel, Gegenstand des Kampfes für Gleichheit. Wenn die Menschen verschiedene Bedürfnisse außerhalb der Arbeit haben, sind sie gehalten, sie zu vergessen oder sie durch den Markt befriedigen zu lassen (wobei die Dienstleistungsarbeit von Frauen getan wird) oder durch den Staat. Die Organisation der Arbeit hat verbundene Augen wie *Justitia*, weil sie konkreten sozialen Formen gegenübersteht, mit einer enormen Palette hoch differenzierter Bedürfnisse zu jedem Zeitpunkt und – für das Individuum – während der Lebenszeit. Dies war in der modernen industriellen Gesellschaft immer der Fall, aber wenn erst einmal diese sozialen Formen in wachsendem Maße von Frauen besetzt werden, kann von Bedürfnissen immer weniger gesagt werden, daß sie zu einer anderen gesellschaftlichen Sphäre gehören. Die klassische Reservearmee der Dienstleister, Frauen, die darum kämpfen, Arbeit und privates Leben zusammenzubringen, macht einen Widerspruch deutlich, der bisher durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verborgen blieb. Bezahlte Arbeit stößt mit ihrer Fähigkeit zusammen, soziale Bedürfnisse zu befriedigen, und ihre Verantwortlichkeit für soziale Bedürfnisse stößt mit ihrem Leben in der Produktionssphäre zusammen und kann nicht dem Staat oder dem Markt überantwortet werden und wurde es auch nicht.

In dieser Situation ist es notwendig, die Logik der Produktion zu ändern, nach der die Marxsche Bestimmung des Kommunismus (»jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen«) geschlechtsspezifisch beschränkt ist, konkret gesagt, nicht länger auf eine ökonomische Kalkulation zu reduzieren und der sozialen Organisation Rechnung zu tragen. Der zentrale Stellenwert bezahlter Arbeit, die Überdetermination unseres Lebens durch rigide unflexible Berufsstrukturen ist herausgefordert. Dies ist der Kontext für eine weitere Neudefinition von Staatsbürgerschaft, von sozialen Rechten, eingeschlossen die Rechte des Alltagslebens und ausgeweitet auf das Recht der Zeit für Reproduktionsarbeit, für Männer wie für Frauen.⁹ Selbst wenn wir zu den fortgeschrittensten Wohlfahrtsstaaten, den skandinavischen Ländern, blicken, können wir uns nicht vorstellen, daß aller Bedarf an sozialen Diensten vom Staat, vom Markt oder von Freiwilligen-Organisationen der Zivilgesellschaft übernommen

wird. Wir brauchen garantierte Zeit für Reproduktionsarbeit und Flexibilität in unserem Arbeitsleben, in der Organisation von Arbeit und in sozialen Institutionen, um Zeitpolitik zu reflektieren.¹⁰ Was in diesem Zusammenhang vom Staat zu verlangen ist, ist ziemlich traditionell: gesetzliche Regulierung. Aber ihr Gegenstand ist neu und verweist auf ein neues Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Staat und Individuum: die Ermöglichung und Förderung unserer individuellen und sozialen Kreativität. Veränderungen werden hier umwälzend wirken. Sie werden revolutionär sein, aber nicht utopisch, weil sie auf wirkliche soziale Bedürfnisse im Leben von Millionen antworten.

Aus dieser Perspektive bilden das Private, das Soziale, die Ökonomie, die Politik, die Zivilgesellschaft, der Staat ein solches Gewebe wechselseitiger Abhängigkeiten, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, sie unabhängig voneinander zu denken. Wenn diese Kategorien, wie das Konzept der Staatsbürgerschaft, noch benutzt werden, einen Sinn haben und also noch notwendig sind, dann bedeuten Veränderungen in der Gesellschaft und im Alltagsleben, daß sie dabei sind, neu formuliert und angereichert zu werden. Ihre wachsende Komplexität spiegelt die Komplexität der Gesellschaft selbst, des täglichen Lebens von Millionen von Menschen. In dem Maße, wie sie einfach, allgemein, unhistorisch, abstrakt bleiben, hören sie auf, diese Wirklichkeit zu spiegeln.

Die Einführung der Kategorie Geschlecht in unser Denken untergräbt die Universalität traditioneller Begrifflichkeit. Die reichhaltige intellektuelle Produktion von Feministinnen, die Geschlecht auf die intellektuelle Tagesordnung gesetzt hat, wird durch die tägliche Erfahrung von Millionen von Frauen gestützt, die die verschiedenen Bereiche der Gesellschaft als Erwachsene mit voller Verantwortlichkeit für Reproduktionsarbeit vermitteln, die gleichzeitig bezahlte Arbeit auf sich nehmen, mit allen Zwängen, die darin stecken, die in Institutionen leben müssen, die auf Annahmen, Werten, Symbolen aufgebaut sind (oft nur implizit und daher um so mehr unser Selbstverständnis untergrabend), die uns entfremden und unproduktiv machen. Was sie, wir, erfahren, ist die Unmöglichkeit für Frauen, in einer Welt sich zwanglos zu fühlen, die nach einem männlichen Modell eingerichtet ist.

Was intellektuelle Reflexion aus dem Dunkel ans Tageslicht geholt hat, ist, daß dieses Modell zum Teil darum männlich ist, weil die Öffentlichkeit von Männern gebildet und geformt wurde. Aber vielleicht bezeichnender in Begriffen eines Projekts der Umwälzung der Bedingungen von Herrschaft und Unterordnung ist die Vorstellung, daß Begriffsrahmen und symbolische Ordnung in der Moderne eine Struktur und eine Rechtfertigung für diese Bedingungen bereitstellen. Das politische System, die Welt der Arbeit, die theoretischen Diskurse haben alle eine Konzept des Universalen zur Voraussetzung, das den Anspruch nährt, abstrakt und allgemein zu bleiben. Die Art und Weise, wie Institutionen organisiert sind, die Regeln, die ihre Praktiken steuern, unsere Sprache und Begriffe, unsere Vorstellung von Vernunft – all das stellt sich (wie *Justitia*) als blind gegenüber dem Geschlecht dar, in dem Maße, wie es sich als universal aus gibt.¹¹

Wir können den Anspruch des Universalen »dekonstruieren« und diese Blindheit und dieses Schweigen aufdecken, wenn wir ihn aus zwei Perspektiven, einer historischen und einer ahistorischen, untersuchen. Mit seiner Entwicklung in

der modernen post-feudalen und dann industriellen Gesellschaft und seiner begrifflichen Formung in der Aufklärung hat der Anspruch blinder neutraler Universalität zur konkret historischen Unterordnung und Marginalisierung der Frauen beigetragen und die historische Herrschaft der Männer legitimiert, die die Öffentlichkeit der Institutionen und Begriffe konstituierten. Die Verbannung des Besonderen, des Konkreten, des Anderen durch das moderne Denken auf einen niedrigeren Status war Teil eines Versuches, eine unübersichtliche Wirklichkeit mit Hilfe allgemeiner, universaler Kategorien zu verstehen, zu ordnen und zu steuern. Dieses Projekt reicht zurück bis zu den Griechen, bekommt aber eine besondere Macht über die Masse der Bevölkerung in dem Maße, wie es ein Gewebe von Institutionen beseelt, das deren Lebensverhältnisse unmittelbar beeinflusst, und jenseits der Provinz der Philosophen-Könige die Denkstrukturen von Staatsbeamten, Politikern und Sozialwissenschaftlern prägt.

Die Unzulänglichkeit modernen universalisierenden Denkens läßt sich weiter durch Konzentration auf einen anderen ahistorischen Aspekt aufdecken: die Tatsache, daß die Welt aus zwei Geschlechtern gemacht ist. Was dies bedeutet, was es heißt, weiblich oder männlich zu sein, die wechselseitige Abhängigkeit zwischen der Definition des einen und des anderen, das ist historisch, sozial, kulturell determiniert. Das Argument ist nicht von einem biologischen Essentialismus abgeleitet. Biologie ist in jedem Fall ein Aspekt eines weit komplexeren Phänomens, und ihre Bedeutung wird von gesellschaftlicher und technischer Entwicklung überformt. Die innere Komplexität von Männlichkeit und Weiblichkeit bedeutet, daß wir niemals eines als das Gegenteil des anderen denken können. Wie wir jeder eine unterschiedliche Mischung aus Weiblichkeit und Männlichkeit, aber unsere Identitäten durch das eine oder andere überdeterminiert sind, ist es unmöglich, Zweigeschlechtigkeit zu konzeptualisieren. Aber was immer das heißt zu einem besonderen Zeitpunkt oder für ein besonderes Individuum, wie immer unsere Geschlechts-Identitäten durch Regeln, Normen, Symbole, Ideen, Praktiken (bezogen auf unser biologisch-körperliches Dasein oder unsere soziale Rolle) gefesselt, reguliert, beeinflusst sind – es folgt wie die Nacht dem Tag, daß die Welt unterschiedliche Geschlechter hat und immer haben wird.

Die Notwendigkeit, Geschlecht zu denken, ist nicht historisch oder politisch bedingt, obwohl sie das auch ist. Obwohl es konkrete historische und politische Gründe geben mag, warum sie jetzt auf die Tagesordnung kommt, hängt die Notwendigkeit, Unterschied zu konzeptualisieren, nicht (zum Beispiel) von einer Bewegung ab, die in der Öffentlichkeit eine vorgeprägte Struktur von Unterschieden darstellt, so wie die Arbeiterklasse. Das heißt, es geht nicht um die Bildung eines Interesses gleich anderen Interessen, die in das politische System eingebaut sein mögen oder auch nicht, wie ökonomische oder auch Klassen-Interessen. Statt dessen hängt die Notwendigkeit, Unterschied zu konzeptualisieren, von etwas weit Grundsätzlicherem ab. Unsere Identitäten sind durch Geschlechter-Verhältnisse strukturiert, die Institutionen und Praktiken durchdringen. Kein Projekt ist möglich, das Unterschied universalisiert oder Konflikte, die auf Unterschied basieren, mediatisiert oder schlichtet.

Was auf der historischen Tagesordnung steht, ist ein anderes Projekt: der

Aufbau einer Welt (mitsamt den angemessenen Ideen, Institutionen und Praxen), in der Unterschiede und Konflikte existieren und anerkannt sind und in der ein dynamisches, organisch differenziertes Konzept von Einigkeit die falschen Voraussetzungen der traditionellen sozialen und politischen Institutionen und Praktiken ersetzt. Konkret haben wir darüber nachzudenken, wie wir eine frauenfreundliche Welt schaffen, in der Frauen zwanglos leben können. Eine Welt, die für zwei Geschlechter eingerichtet ist, könnte die Entfremdung nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer überwinden. Um die Diskussion zu erweitern: wir könnten uns ebenso befähigen, ethnische Unterschiede anzuerkennen, nicht den anderen als geringer, sondern als unterschiedlich, damit wir begreifen, wie sehr wir jeder Teil einer Minderheit sind. In die Grundlage von Politik wird der Konflikt eingebaut, wie der unschlichtbare Unterschied, eingeprägt in die Geschlechterstruktur unserer Identitäten, dem universalistischen Anspruch sozialer und politischer Institutionen und Theoriebildung entgegentritt. Eine Schlußfolgerung ist die, daß die Unmöglichkeit für Frauen oder Männer, ihre geschlechtsspezifische Identität zu verlassen, wenn sie in der Öffentlichkeit handeln, ausgesprochen und berücksichtigt wird. Das heißt, unsere geschlechtsspezifischen Identitäten nötigen dazu, Frauen zu befähigen, in der Öffentlichkeit als Frauen zu handeln und nicht als Ersatz-Männer.

Es ist nicht überraschend, daß es viel Unschlüssigkeit gibt, sich auf diesen Weg zu begeben. Unterschied ist ausgesprochen worden in der Form von Geschlechter-Stereotypen und als Teil einer öffentlichen und privaten Struktur von Herrschaft und Unterordnung. Wir sind noch vorsichtig wegen der Geburtsumstände des schmerzhaften Kampfes um Gleichheit. Die Institutionen und Praktiken, die die Male des Alten taten, sind das Produkt historischer Herrschaft eines Geschlechts. Das Konzept des Universalen oder die Praktiken dieser Institutionen, die unfähig sind, Geschlecht oder Unterschied auszusprechen, bauen an der Unterdrückung der Frauen. Uns selbst für den Unterschied blind zu machen, bedeutet nicht, daß er zu existieren aufhört. Wir werden schlicht versäumen, die Frage zu stellen (unabhängig von der gesellschaftlichen Organisation), wie Bedingungen für eine fruchtbare Theorie und Praxis der Gleichheit geschaffen werden können. Wenn das Konzept allgemeiner Gleichheit vor dem Gesetz in Begriffen bürgerlicher Rechte und gleicher Möglichkeiten noch notwendig ist, so bleibt daneben die Notwendigkeit, Unterschied und Besonderheit zu denken, eine Notwendigkeit, die uns durch sozio-ökonomische Veränderungen auferlegt ist, die konsequente Transformation sozialer Bedürfnisse auf den neuen Wegen, auf denen wir unsere Subjektivität artikulieren und unsere Identität wahrnehmen.

Was wir beobachten können, sind verschiedene Herausforderungen traditioneller Politik und politischer Wissenschaft, der Rolle der Intellektuellen als Experten und der Sozialpolitik. Indem wir Unterschied, Komplexität und Konflikt in die Grundlagen politischer und sozialer Theorie und Praxis einführen, verändert sich die Aufgabenstellung von Politik und Sozialpolitik. Notwendig ist ein Prozeß, in dem Unterschiede und hoch differenzierte Bedürfnisse in ihrer Besonderheit angesprochen werden, in dem anerkannt wird, daß das Universale so irreführend sein kann wie das Besondere, und daß die Notwendigkeit, Demo-

kratie und demokratische Institutionen neu zu denken, sich aus der Entwicklung der Moderne ergibt. Wir erfahren die Neuartikulation der Bedeutung des Individuums und das Hervortreten eines neuen Konzepts von Staatsbürgerschaft.

Wir leben in einer Periode, in der die alten Linien des Öffentlichen und des Privaten, des Staates und der Zivilgesellschaft verändert werden, ob wir das mögen oder nicht. Was weiterhin mit neuen Begriffen geprüft wird, sind die Bedingungen, unter denen Frauen am öffentlichen Leben teilnehmen. Verstehen, erst recht eingreifen in diese Wirklichkeit ist eine beängstigend schwierige Aufgabe. Bedeutet Abschaffung des Universalen die Aufgabe jeden Versuchs einer allgemeinen Einsicht, wie die Postmodernismus-Debatte nahelegt? Sind wir beschränkt auf partielles und zufallabhängiges Wissen? Oder sind wir gezwungen, einen neuen Weg des Denkens und Verstehens von Wirklichkeit zu entwickeln? Wenn die Aufgabe überwältigend zu sein scheint, ist die schlichte Anerkennung dessen, was uns bevorsteht, der erste Schritt zu jener moralischen und intellektuellen Revolution, von der Gramsci behauptete, sie sei das Herz politischer Veränderung.

Aus dem Englischen von Volker Gransow und Werner van Treeck

Anmerkungen

- 1 Die Linke hat das Thema der Staatsbürgerschaft als Antwort auf Margaret Thatchers und anderer Forderungen aufgegriffen, das Volk solle aktive Bürger werden, die ihre bürgerlichen Verantwortungen übernehmen und weniger vom Staat erwarten. Es ist ebenso eine Antwort auf die großen Gefahren, die den bürgerlichen Freiheiten wie Pressefreiheit und kommunaler Selbstverwaltung seitens der Regierungspolitik drohen. Die Tyrannei breiter parlamentarischer Mehrheiten auf der Grundlage von wenig mehr als 40 Prozent der Wählerstimmen, nahezu 12 Jahre konservativer Herrschaft von Westminster aus über Schottland, das über eine breite Labour-Mehrheit und beträchtliche Unterstützung für die Schottische Nationalistische Partei verfügt, wachsende Kritik an der Inkompetenz der britischen Regierung und wachsendes Bewußtsein des Zurückbleibens Großbritanniens im Vergleich mit dem restlichen Europa: das sind nur einige der Themen, die in einer weiten Debatte über Verfassungsreform, einschließlich der Forderung nach Änderung des Wahlsystems, einer geschriebenen Verfassung, einer Bill of Rights resultieren. Die Bürgerbewegung Charter 88 agiert hier am bemerkenswertesten. Das ist der Kontext für die große Resonanz des Konzeptes der Zivilgesellschaft.
- 2 Das war Benedetto Croce's Vorschlag, was mit dem Marxismus am Ende des letzten Jahrhunderts geschehen sollte.
- 3 Das tut Gramsci mit einer Reihe von Begriffen wie Intellektueller, Zivilgesellschaft, Staat, Hegemonie. Vgl. Sassoon 1991.
- 4 Ich ignoriere nicht die Thesen von Foucault und anderen zur Konstitution von Machtbeziehungen, wenn ich die Errichtung moderner staatlicher Institutionen und die Effekte von Sozialpolitik und Expertenmacht einbeziehe (vgl. Thane 1982). Ich möchte nur die Bedeutung einer multidimensionalen Analyse betonen, die vermeidet, die Entwicklung moderner Sozialpolitik auf einen Ausdruck von Herrschaft zu reduzieren.
- 5 Die scharfe Kritik von Carole Pateman (1988) am liberalen Konzept des Individuums als Konstruktion von Frauen-Unterdrückung ist nützlich, betont aber nur einen Aspekt.
- 6 Die hochempfindliche Natur der Beziehung zwischen Gleichheit und Differenz und die fortwährende Macht sexueller Stereotypisierungen, um Diskriminierungs-Praktiken zu rechtfertigen, wurde kürzlich in den USA in einem Fall der Equal Employment Opportunity Commission gegen die Firma Sears, Roebuck illustriert. Sears hatte erfolgreich die Beschäftigung von Frauen in geringer bezahlten Jobs unter Berufung auf das Gutachten eines Historikers verteidigt, daß

- Frauen historisch bestimmte Arbeiten gewählt hätten (vgl. Scott 1988 und Kessler-Harris 1987; Alice Kessler-Harris war die Historikerin, die gegen die Position von Sears argumentierte).
- 7 Das Frauen-Komitee der italienischen Kommunistischen Partei hat ein interessantes Dokument veröffentlicht, das die Diskussion über Fragen der Differenz und der Zeitpolitik unter den Feministinnen reflektiert. Eine breite Debatte innerhalb und außerhalb der Partei hat eine deutliche Verschiebung in den Leitbegriffen der italienischen Linken verursacht (vgl. PCI 1987).
 - 8 Die feministische Kritik ist nicht identisch mit und verläuft auch nicht parallel zu den Einsichten aus der Diskussion über Rasse und Ethnizität. Es würde sich lohnen, die Differenzen zu untersuchen. In der Literatur, die die feministische Arbeit herausfordert, über das Problem des Ethnozentrismus hinauszugehen, fand ich einen Artikel von Chandra Mohanty (1988) besonders anregend.
 - 9 In Schweden wurde ein Bericht über die Implikationen dieser Perspektive für die Sozialpolitik erarbeitet (vgl. Lagergren u.a. 1984). Die skandinavische Diskussion hat ein bemerkenswertes Echo in Italien gehabt (vgl. Balbo und Nowotny 1986).
 - 10 Ein Gesetz, das – unter anderem – ausgedehnten Erziehungs-Urlaub, eine Verkürzung der Wochenarbeitszeit auf 35 Stunden, ein-Jahres-Sabbaticals alle sieben Jahre und den Kommunalverwaltungen Macht verschafft, die Zeitpläne der Geschäfte, Dienste etc. zu ändern, um so den Bedürfnissen des privaten Lebens sich besser anzupassen, ist in Italien vom Frauen-Komitee des PCI vorgeschlagen worden (vgl. PCI 1987).
 - 11 Zum Verhältnis von Vernunftbegriff (so wie er sich historisch entwickelt hat) und Geschlecht vgl. Lloyd 1984 und Harding 1990. Aus Frankreich sind die Arbeiten von Cixous und Irigaray wichtig für diese Diskussion. Die italienischen Debatten, die politischer sind, haben die Denkweise dieses Artikels beeinflusst (vgl. Cavarero u.a. 1987, Marcuzzo und Rossi-Doria 1987, Boccia und Peretti 1988 sowie die Publikationen der Libreria delle donne in Mailand).

Literaturverzeichnis

- Balbo, Laura, und Helga Nowotny (Hrsg.), 1986: *Time to Care in Tomorrow's Welfare Systems: the Nordic Experience and the Italian Case*. Wien
- Boccia, Maria Luisa, und Isabella Peretti (Hrsg.), 1988: *Il genere della rappresentanza*. Suppl. zu *Democrazia e diritto*. H.1
- Buci-Glucksmann, Christine. 1981: *Gramsci und der Staat*. Köln
- Cavarero, Adriana, u.a., 1987: *Diotima. Il pensiero della differenza sessuale*. Milano
- de Felice, Franco, 1977: *Rivoluzione passiva, fascismo, americanismo in Gramsci*. In: Franco Ferri (Hrsg.), *Politica e storia in Gramsci*. Roma
- Gáthy, Vera (Hrsg.), 1989: *State and Civil Society: Relationships in Flux*. Budapest
- Harding, Sandra, 1990: *Feministische Wissenschaftstheorie*. Hamburg
- Keane, John, 1988: *Democracy and Civil Society*. London
- Keane, John (Hrsg.), 1988: *Civil Society and the State*. London
- Kessler-Harris, Alice, 1987: *Equal Employment Opportunity Commission v. Sears, Roebuck and Company: a Personal Account*. In: *Feminist Review* 25
- Lagergren, Marten, u.a., 1984: *Time to Care*. Oxford
- Lloyd, Genevieve, 1984: *The Man of Reason. »Male« and »Female« in Western Philosophy*. London
- Marcuzzo, Maria Christina, und Anna Rossi-Doria, 1987: *La ricerca delle donne. Studi femministi in Italia*. Turin
- Marshall, T.H., 1963: *Citizenship and Social Class*. In: *Sociology at the Crossroads*. London
- Mohanty, Chandra, 1988: *Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses*. In: *Feminist Review* 30
- Pateman, Carole, 1988: *The Sexual Contract*. Oxford
- PCI 1987: *Sezione femminile della Direzione del PCI. Dalle donne alle donne. Carta itinerante*. Rom
- Saraceno, Chiara, 1988: *La struttura di genere della cittadinanza*. In: *Democrazia e diritto*, H.1
- Scott, Joan W., 1988: *Deconstruction Equality-versus-Difference: or the Uses of Poststructuralist Theory for Feminism*. In: *Feminist Studies*, H.1.
- Sassoon, Anne Showstack, 1987: *Gramsci's Politics*. London
- dies., 1987a: *Women's new Social Role: Contradictions of the Welfare State*. In: dies. (Hrsg.), *Women and the State. The Shifting Boundaries of Public and Private*. London
- dies., 1991: *Gramsci's Subversion of the Language of Politics*. In: *Rethinking Marxism* (i.E)
- Thane, Pat, 1982: *The Foundations of the Welfare State*. London

Aktualität des Marxismus



Die »Linie Luxemburg - Gramsci«

Zur Aktualität marxistischen Denkens

Argument-Sonderband AS 159

148 S., br., DM 18,50/15,50 f. Stud.

Mit der Absicht, herrschende Vorurteile über zwei Klassiker des Marxismus zu korrigieren, dokumentiert der Band zehn Vorträge, die 1985 in Hamburg auf einem Kongreß mit dem Titel »Antonio Gramsci — Rosa Luxemburg« gehalten wurden. Die Beiträge erblicken die Gemeinsamkeit der beiden Theoretiker in einer Konzeption des Marxismus, die von den Tabus und Fehlern der eigenen Organisation nicht haltmacht, damit die überwältigende Mehrheit der »subaltern Gehaltene« zu politischem Handeln bewegt werden kann.

Raúl Rojas

Das unvollendete Projekt

Zur Entstehungsgeschichte von Marx' Kapital

Edition Philosophie und Sozialwissenschaften EPS 14

380 S., br., DM 28,—

Dies Buch begreift und analysiert *Das Kapital* im Zusammenhang mit seinen historischen und theoretischen Voraussetzungen. Das Marxsche Projekt wird in eine Reihe von theoretischen Krisen eingebettet, auf die es eine wissenschaftlich-revolutionäre Antwort gibt, die unvollendet und an manchen Stellen in sich widersprüchlich ist.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Raúl Rojas

Das unvollendete Projekt

Zur Entstehungsgeschichte
von Marx' Kapital

Edition
Philosophie und Sozialwissenschaften 14

Alex Demirović

Zivilgesellschaft, Öffentlichkeit, Demokratie

Schon seit geraumer Zeit, nicht erst seit den jüngsten Umwälzungen in Osteuropa, werden die Veränderungen vor allem in Ungarn und Polen – die Ablösung des autoritär-bürokratischen Staates der Einparteien-Herrschaft durch Formen organisierter gesellschaftlicher Gegenmacht in der Gewerkschaft Solidarnosc und informeller Macht der Kirchen, durch die Ausbildung von Mehrparteiensystemen, die realen Möglichkeiten der individuellen Inanspruchnahme bürgerlicher Freiheitsrechte, die Entwicklung von alternativen Öffentlichkeiten, getragen von Untergrund-Verlagen, Diskussionszirkeln und dissidenten Intellektuellen, kurz: durch Demokratisierung der Gesellschaft – als ein Prozeß der Herausbildung von Zivilgesellschaften als einer Sphäre der freien, pluralen, öffentlichen Kommunikation zu begreifen versucht (vgl. Gransow 1990; Deppe u.a. 1990). Auf den ersten Blick scheint damit Gramscis geographisch-soziale Unterscheidung zwischen West- und Ost-Europa, wonach die revolutionäre Eroberung der Staatsmacht in Rußland gelang, weil es dort keine Zivilgesellschaft gab, hinfällig zu werden. Der lange und brutale Weg durch den Stalinismus und die 'Volksdemokratien' hätte schließlich nach tragischen historischen Verwicklungen dorthin geführt, wo West-Europa schon in den zwanziger und dreißiger Jahren war. Demgegenüber zeichnen sich jedoch durchaus neue Verwerfungen ab. Andrew Arato sah optimistisch eine wesentliche Differenz darin, daß Zivilgesellschaft im Westen von oben durchgesetzt wurde und sich vor allem um Staat und Markt herum bildete, während im Osten Europas die Zivilgesellschaften sich von unten, weil nachindustriell und gegen den Staat, bilden konnten und deswegen ihr institutionelles Zentrum eher in Öffentlichkeit finden können (vgl. Arato 1982, 47ff.). Bekämen aus dieser Sicht die Zivilgesellschaften des Westens vielleicht sogar einen neuen Impuls, so befürchtet Thomas Schmid – vor allem mit Blick auf die deutsche Entwicklung – einen Rückfall (Schmid 1990, 149ff.). In Westdeutschland war, seiner Meinung nach, eine politische Kultur der aus der Gesellschaft kommenden politischen Selbsttätigkeit am Entstehen, die ein machtvolles politisches Handeln blockierte, dessen Folgen bleibende politische Schäden gewesen wären. Mit dem Einigungsprozeß setzten sich erneut materielle Orientierungen, rigides Entscheidungshandeln der politischen Klasse und in der Öffentlichkeit politische Feindbilder fest. Gerade die Befreiung des Ostens von einem autoritären Regime würde die zivile Gesellschaft des Westens zerstören. So interessant die damit angesprochenen empirischen Fragen sind, so möchte ich mich im folgenden darauf beschränken, die Verbindung von Zivilgesellschaft mit Öffentlichkeit und Demokratie unter dem Gesichtspunkt zu diskutieren, wieweit diese Begriffe tatsächlich den emanzipatorischen Anspruch einlösen können, der mit ihnen verbunden wird. Nicht, daß nicht vieles von dem verwirklicht werden sollte, was hier demokratietheoretisch gefordert wird – doch sind vielleicht die konstatierten negativen Veränderungen der zivilen Gesellschaft kein bloß äußerlicher Zufall, sind die Prinzipien der Öffentlichkeit,

der Zivilgesellschaft und der demokratischen Selbstregierung selbst durch innere Grenzen gekennzeichnet. Die Frage ist also letztlich, ob und wie die subalternen sozialen Gruppen ihre spezifische Lebensweise und ihre Gesichtspunkte im 'Gesellschaftsvertrag' geltend machen und wie sie sich von Regierung und Führung emanzipieren können.

Erweiterung des Staatsbegriffs

Der Rückgriff auf Gramsci kann zeigen, daß der Begriff der Zivilgesellschaft keineswegs selbstverständlich mit Demokratie, sondern ebenso sehr mit Klassenherrschaft verbunden ist, daß die Zivilgesellschaft also mindestens eine widersprüchliche Konstellation von sozialen Kräften anzeigt. Der Begriff bezeichnet bei Gramsci eine Erweiterung des bürgerlichen Staates in den westeuropäischen Gesellschaften. Dieser besteht nicht allein aus einem repressiven, sondern auch einem hegemonialen Apparat, der den gesellschaftlichen Konsens, mit anderen Worten: die freiwillige Unterwerfung, ausarbeitet und organisiert. Konsens meint hier nicht nur eine Mentalität, sondern kollektive Praktiken, eine Vielzahl von privaten Initiativen, die aus der Gesellschaft hervorgehen und den Staat faktisch tragen. Mit dieser Analyse versuchte Gramsci sich zu erklären, warum trotz einer Welle revolutionärer Bewegungen in Westeuropa und einer Krise der Staatsapparate diese dennoch sehr schnell wieder stabilisiert werden konnten. Der Zivilgesellschaft haftet – nach dieser Erfahrung eines zu langer Haft verurteilten kommunistischen Abgeordneten des italienischen Parlaments – wenig ziviles an; auch autoritäre Staaten haben eine Zivilgesellschaft, da andernfalls die staatliche Macht zusammenbrechen würde. Es sind die privaten Bürger, Intellektuelle, die in Eigeninitiative und Selbsttätigkeit terroristische Organisationen schaffen, den Staat schützen und in öffentlichen und privaten Diskussionen und Interaktionen einen faschistischen Konsens ausarbeiten (vgl. Gramsci 1967, 343). Doch geht es Gramsci nicht allein um die faschistische Initiative. Vielmehr will er mit seinem Begriff der Zivilgesellschaft eine spezifische Realität demokratischer Gesellschaften in den Blick nehmen, den umfassenden Komplex von Institutionen – von den Sportvereinen über die Straßennamen, die Arztpraxis und die sonntägliche Predigt bis zu den wissenschaftlichen Diskussionen und öffentlichen Meinungsäußerungen großer Philosophen und Schriftsteller –, in dem sich jene private Initiative zur Ausarbeitung eines für alle verbindlichen Konsenses entfalten kann, und in dem die gesellschaftlichen Widersprüche auf spezifische Weise, nämlich im Nahbereich von Interaktionen, alltäglichen Gewohnheiten, Erfahrungen und Überzeugungen wie auch öffentlich vorgebrachten philosophischen und wissenschaftlichen Argumenten, ausgetragen werden. Von ihm in einer Reihe von Notizen seiner *Gefängnishefte* nur angedeutet, sah es Gramsci als eine zukünftige Forschungsaufgabe an, die nationalstaatspezifischen Muster der Entstehung und Entwicklung von Zivilgesellschaften in den westeuropäischen Gesellschaften und den USA zu untersuchen (vgl. Kebir 1989). Mit einem solchen Ensemble zivilgesellschaftlicher Apparate in den jeweiligen Gesellschaften variieren auch die Typen von Intellektuellen, die in ihnen aktiv sind.

Intellektuelle sind für Gramsci die eigentlichen Akteure und Organisatoren der Zivilgesellschaft. Sie verfügen über die zeitlichen und materiellen Ressourcen zur Diskussion und Meinungsbildung. Sie stellen aktiv Konsens her, indem sie sich um Ansehen und Vertrauen bemühen; sie nehmen eigeninitiativ die professionalisierten Kompetenzen öffentlicher Äußerung wahr. Im Rat für Patienten und in der Seelsorge der Gläubigen, der Expertise für politische Stellen, der Organisation von Verbänden, dem Artikel in der Fachzeitschrift wie in der feuilletonistischen Wertung tragen sie zur Festlegung von Alltagspraktiken und kollektiven Gewohnheiten bei. Sie greifen aus einer Vielzahl von alltäglichen Äußerungen Themen heraus, bestimmen die relevanten Gegenstände, das gültige Wissen und die Rationalitätsstandards derer, die sich an der Diskussion beteiligen dürfen.

Dieser zivilgesellschaftlichen Praxis der Führung der gesellschaftlichen Gruppen durch ihre Zustimmung und freiwillige Unterwerfung hatte die revolutionäre Arbeiterbewegung aus der Sicht Gramscis zu wenig Beachtung geschenkt. Sie hatte geglaubt, daß sie alle gesellschaftlichen Kräfte auf ihrer Seite und nur gegen die vereinigte Staatsmacht einer Minderheit, der Bourgeoisie, zu kämpfen hätte. Doch die Strategie, den Staat zu erobern, mußte scheitern, wenn die Kräfte der revolutionären Bewegung schon durch die Eroberung der weitläufig gegliederten »Schützengräben« kultureller Herrschaft ermattet wurden. Gramsci sieht hier in der Gesellschaft einen ähnlichen Prozeß am Werk wie in den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs, in denen Unzählige den Tod fanden, ohne daß es noch zu militärischen Entscheidungen hätte kommen können.

Eine begriffliche Unschärfe in seinen Formulierungen zeigt, daß Gramsci in der Zivilgesellschaft nicht nur eine Erweiterung, einen äußeren Verteidigungsring des bürgerlichen Staates im engeren Sinn sah, sondern die Basis des bürgerlichen Staates selbst. Der Staat setzt, so läßt sich Gramsci (auch) verstehen, nicht neben dem Mittel der Repression virtuos auch noch das Mittel des Konsenses ein. Vielmehr ist der Staat im engeren Sinn, sind die Elemente der Diktatur und Repression die Oberfläche, die äußerste Spitze einer Politik des Konsenses und der Führung der Regierten. Da sich Zivilgesellschaft aber theoretisch nicht mehr als ein Entscheidungszentrum und im Bild einer (Staats-)Maschine begreifen läßt, vielmehr eine dezentrierte Struktur ist, ist demnach auch der Staat im engeren Sinn, insofern er die Fortsetzung der zivilgesellschaftlich ausgearbeiteten Führungs- und Konsenspraktiken mit anderen Mitteln ist, pluralisiert.¹ Der repressive Apparat wäre demnach kein einheitliches Herrschaftszentrum, keine vorgelagerte Festung, die sich in einem einmaligen Ansturm erobern ließe; der 'Staat' transformiert sich in eine Vielzahl von Herrschaftstechnologien, die jeweils dosiert als Teil einer Regierungsmentalität und Führungspraxis in lokalen Konflikten eingesetzt werden. Die Erwartung eines triumphalen Augenblicks der militärischen Eroberung wäre historisch obsolet, weil die sozialen Widersprüche und Machtkonfrontationen sich jeweils an vielen Punkten in der Zivilgesellschaft verdichteten. Für diese Situation hat Foucault sehr viel später die Formel gefunden, wonach Machtverhältnisse, als Politik oder Krieg codiert, blitzschnell ineinander umschlagen können (vgl. Foucault 1977, 114f.). Die historische

Zeit, so deutet Gramsci schon an, der großen Armeen und globalen Parteien, die sich in schnellen Entscheidungsschlachten einander gegenüber stehen, ist vorüber. Es gibt nur noch lokale Konflikte, deren Austragungsform, Politik oder Krieg, selbst noch durch die Form der Macht und durch die Dialektik der Auseinandersetzung in den jeweiligen Konstellationen festgelegt wird.

Für eine sozialistische Perspektive zog Gramsci aus dieser Vorstellung eine radikale Konsequenz. Es gibt für die soziale Emanzipation keine einheitliche Strategie mehr, keinen privilegierten Weg, von dem revolutionäre Gruppen nur um den Preis ihres konterrevolutionären Verrats und ihres Niedergangs abweichen könnten. Ist die Zivilgesellschaft ein Raum der vielfältigen privaten Initiative, ergibt sich die sozialistische Transformation aus der Eigeninitiative einer Vielzahl von unterschiedlichen Gruppen, die alle ihre eigenen Vorstellungen der Emanzipation verfolgen werden. Diese unterschiedlichen Strategien können und dürfen nicht mehr vereinheitlicht werden; ein Kollektivwille darf sich nur auf der Grundlage der Vielzahl von Einzelinitiativen bilden (vgl. Gramsci 1967, 422ff.).

Neben diesen sehr weitreichenden Elementen in den Überlegungen Gramscis sind aber solche zu finden, die durchaus problematisch sind. Gramsci selbst sprach davon, daß die militärischen Metaphern für die Analyse der politischen Situation unangemessen seien, daß Elemente des Bewegungs- und des Stellungskrieges kombiniert werden müßten und daß in der Politik das Element der Bewegung den Vorrang hätte (vgl. ebd., 343) – was einer pluralisierten Zivilgesellschaft sicherlich angemessener ist. Dennoch legt er selbst nahe, daß mit der Herausbildung einer Zivilgesellschaft ein langanhaltender Stellungskrieg verbunden ist. Damit sei aber eine besonders zugespitzte Kräftekonstellation gegeben, da Stellungskriege endgültige politische Entscheidungen mit sich brächten (vgl. ebd., 348). Bezieht sich die Endgültigkeit auf die historische Durchsetzung totalitärer Krisenlösungen mit ihren langwirkenden Regulativen, so hat Gramsci nicht unrecht; bezieht sie sich auf die langfristigen Kräftekonstellationen in den Zivilgesellschaften, so ist es falsch. Auseinandersetzungen um kulturelle Hegemonie sind zwar nicht reversibel, doch kennt ihr Verlauf offensichtlich auch keine endgültigen Entscheidungen, das Element der Bewegung, der plötzlichen Bildung von Macht und Gegenmacht, des Aufeinandertreffens von Normalität und kultureller Selbstverständlichkeit mit Subversion und Gegengedächtnis, überwiegt.

Öffentlichkeit bei Habermas

Gramsci kritisiert das zivilgesellschaftliche Verhältnis von Intellektuellen, Staat und Öffentlichkeit, weil diese Konfiguration die Emanzipation der Subalternen, ihre Fähigkeit zur Selbstregierung, verhindert und den herrschaftlichen Anspruch auf Führung und Regierung verkörpert. Selbstregierung ist das Ziel eines emphatischen Begriffs von Zivilgesellschaft, wie ihn die neuere Diskussion versteht. Als das institutionelle Zentrum einer so verstandenen Zivilgesellschaft gilt Öffentlichkeit. Da die Theorie von Jürgen Habermas die Grundlage

dieses Verständnisses abgibt (vgl. Schmalz-Bruns 1989, 22), möchte ich darauf eingehen, wie sie das Verhältnis jener drei Begriffe bestimmt.

Wie Gramsci geht auch Habermas davon aus, daß Intellektuelle, trotz ihres universalistischen Selbstverständnisses, ihre Funktion in einer nationalstaatlichen Kultur ausüben. Denn sie agieren, so Habermas, in einer politischen Öffentlichkeit, auf deren Meinungsbildung sie mit Argumenten für »verletzte Rechte und unterdrückte Wahrheiten, für fällige Neuerungen und verzögerte Fortschritte« versuchen, Einfluß zu nehmen (Habermas 1987, 29). Die öffentliche Meinungsbildung, die sich mit dem modernen Verfassungsstaat und seinen Institutionen der Grundrechte, der Parteien und der Presse, herausbildete, sei direkt auf die staatlichen Entscheidungsinstanzen hin zentriert: Für den Intellektuellen »ist die politische Willensbildung gewiß auf das von Berufspolitikern beherrschte System bezogen« (ebd., 43). Der Intellektuelle, der öffentlich Kritik und Widerspruch anmelden und der öffentlichen Meinung damit eine bestimmte Richtung geben soll, die zur Grundlage und Orientierung staatlichen Handelns würde, wird zu einem spezifischen Politiker im Vorfeld des Staates: Er »ergänzt« die staatlichen Institutionen, ohne aber unmittelbar zum Staatsapparat zu gehören (ebd., 29).

Diese Zwitterstellung des Intellektuellen als eines staatszentrierten politischen Akteurs im unpolitischen Vorfeld des Staates charakterisiert auch die Öffentlichkeit insgesamt. Diese wird als ein Bereich zwischen den eigensinnigen Sphären von Politik und Wissenschaft bestimmt, in denen Handeln sich nach der je eigensinnigen Logik von Macht und Wahrheit richtet. Der Intellektuelle verstehe sich ausdrücklich als Mittler zwischen ihnen. Er übersetze Wahrheitsfragen durch rational argumentierendes Engagement in der Öffentlichkeit in Politik. Aufgrund der Transformation der Philosophie und des Wahrheitsbegriffs maße er sich damit aber keineswegs ein Wissensmonopol an (so Brunkhorst 1987, 41ff.). Denn der wissenschaftlich rationalisierte Wahrheitsbegriff sei demokratisch, insofern nun jede Aussage intersubjektiv überprüfbar und fallibel sei. Damit wird der wissenschaftliche Prozeß zur treibenden Kraft auch gesellschaftlicher Rationalität. Denn überträgt der Intellektuelle dessen Rationalitätsstandard in die Öffentlichkeit, dann, so wird angenommen, setzt er Verhaltensautomatismen und Handlungsorientierungen dem Zwang des einsichtigen und nachvollziehbaren, darum selbst zwanglosen Arguments aus. Rationalität wirkt selbstselektiv: rationales Verhalten zieht rationales Verhalten nach sich. Da der Intellektuelle – in normativer Hinsicht, nicht unbedingt empirisch – Rationalität und herrschaftskritisches Verhalten verkörpert, allerdings in dem sehr begrenzten Maße, daß es sich um die Herrschaft »überkommener Lebensformen und der starren Organisation der Gesellschaft« handelt, also nicht mit rationalen Argumenten gerechtfertigte Herrschaft (Brunkhorst 1989, 436), emanzipiert er sich von als selbstverständlich unterstellten, traditionellen Normen und Klassenstrukturen. Anders als bei Gramsci bleibt diese Emanzipation auf den Intellektuellen beschränkt – es werden nicht alle Menschen zu den Intellektuellen, die sie immer schon sind. Denn mit der Logik der Ausdifferenzierung der Sphären von Öffentlichkeit, Politik und Ökonomie werden auch die jeweiligen Tätigkeiten dieser Sphären ausdifferenziert und professionalisiert. Dies bedeutet, daß auch unmittelbar

körperliche Tätigkeiten als professionelle Rollen und Lebensschicksale festgeschrieben werden.

Das Modell der öffentlichen Auseinandersetzung ist charakterisiert durch den einfachen Gegensatz zwischen einerseits einer politischen Herrschaft, die immer wieder von neuem nach nicht für alle rational einsichtigen Argumenten entscheidet, und andererseits den wissenschaftlich untermauerten, rationalen Argumenten der Intellektuellen, die gleichwohl wissen, daß auch die von ihnen in Anspruch genommenen Rationalitätsstandards sich in der öffentlichen Diskussion immer erst noch bewähren müssen. Politik und Öffentlichkeit bleiben aber getrennte und nach eigensinnigen Logiken operierende Sphären: Die öffentliche Sphäre ist gekennzeichnet durch eine universalistische Basismoral, in der alle Varianten von konkreten Lebensentwürfen diskutiert und gegebenenfalls mit guten Argumenten verallgemeinert werden können. Demgegenüber bleiben politische Entscheidungsprozesse von moralischen Kriterien und Ansprüchen entlastet, damit sie nicht in Entscheidungsunfähigkeit enden. Ist die Logik der Politik durch Tendenzen der Beharrung, der Zementierung von Interessen und der Irrationalisierung durch paradoxe Effekte wie Bürokratisierung und Verrechtlichung, ökologische Schädigungen etc. gekennzeichnet, so hat sie ihr kritisches Korrektiv an der Instanz der diskutierenden Öffentlichkeit, die gerade durch die Freiheit von Entscheidung und Macht gekennzeichnet ist. Vor der Öffentlichkeit sind – wohlgerne normativ – alle Argumente gleich. Alle haben sie das 'Bürgerrecht', weder eingeschränkt durch Gesichtspunkte der Praktikabilität, noch eingeschüchtert durch institutionelle Machtpositionen. Politik wird demnach ständig auf sklerotische Prozesse hin durchmustert und dem öffentlichen Druck zur Revision und Beweglichkeit ausgesetzt. Die Wertung, wonach Politik eine entfremdete, inflexible und daher strukturell konservative, Öffentlichkeit eine intersubjektive und dynamische Sphäre sei, legt schließlich nahe, das Verhältnis zwischen beiden Bereichen als ein Machtverhältnis zu fassen. Denn auch wenn die diskutierende Öffentlichkeit intern als eine machtfreie Sphäre konzipiert ist, bleibt sie doch immer auf den Staat bezogen und unterliegt damit Macht und politischen Strategien. Die diskutierende Öffentlichkeit erzeugt den zwanglosen Zwang des Arguments; und diese kommunikativ erzeugte Macht ermöglicht es, den Staat zu belagern: »Kommunikative Macht wird ausgeübt im Modus der Belagerung. Sie wirkt auf die Prämissen der Entscheidungsprozesse des Verwaltungssystems ohne Eroberungsabsicht ein, um in der einzigen Sprache, die die belagerte Festung versteht, ihre Imperative einzubringen« (Habermas 1989, 475). Die Wahl dieses Bildes ist paradox, insofern es Elemente des Krieges mit denen der zivilen Gesellschaft mischt: Mit dem Bild der Belagerung wird noch hinter das historische Niveau des Bewegungs- und des Stellungskrieges in einer vielfach gegliederten Zivilgesellschaft zurückgegangen; gleichzeitig soll Öffentlichkeit einen neuartigen Vergesellschaftungsmodus verkörpern. Der Staat erscheint erneut als ein deutlich markiertes politisches Entscheidungszentrum. Dennoch soll die langanhaltende Belagerung der Festung nicht durch die kommunikative Eroberung gekrönt sein. Eher handelt es sich um eine präventive Belagerung, die das Herausdringen staatlicher Mächte in die Lebenswelt verhindern und Druck auf interne Entscheidungsparameter ausüben soll. So bleibt

der Kriegszustand kommunikativ gehegt, aber dauerhaft. Die Öffentlichkeit muß sich auf eine endlose Belagerung einstellen. Bilden Gramsci zufolge Staat und Zivilgesellschaft (einschließlich der Öffentlichkeit) in der einen oder anderen Weise eine Einheit, so werden sich, Habermas zufolge, Öffentlichkeit und Staat immer als feindliche Mächte einander gegenüberstehen.

Dieser Belagerungszustand, in dem die sozialen Kräfte letztlich ohne Perspektive verharren, ist konstitutiv mit einer zweiten Machtkonstellation verbunden. Der Prozeß der Bearbeitung wissenschaftlicher Einsichten zu öffentlichen Argumenten, die Vermittlung zwischen allgemeinverbindlichen wissenschaftlichen Erkenntnissen und den besonderen Ansprüchen der einzelnen durch Intellektuelle, übermächtig diejenigen, die (noch) nicht den Standards einer rationalen Diskussion entsprechen können. Den einer diskutierenden Öffentlichkeit vorgeschlagenen Argumenten müssen, wenn nicht faktisch, doch der Möglichkeit nach, alle Gesellschaftsmitglieder zustimmen können. Die Intellektuellen sind nicht einfach neutrale Mittler. Mit ihrer Praxis rationalen Argumentierens schaffen sie Öffentlichkeit allererst: Sie sind die »Geburtshelfer einer politischen Öffentlichkeit« (Habermas 1987, 30). Durch eine spezifische Praxis hervorgebracht, ist dieser Raum konstitutiv an die Regeln rationaler Diskurse gebunden. Äußerungen können hier nur Geltung beanspruchen, wenn sie Äußerungen von Intellektuellen sind: Öffentlichkeit ist die dem Intellektuellen »vorbehaltene Arena der öffentlichen Meinung« (ebd.). So definieren sich Öffentlichkeit und Intellektueller wechselseitig. In der von ihm hervorgebrachten und ihm vorbehaltenen Öffentlichkeit trifft der Intellektuelle nur noch auf sich selbst. Öffentlichkeit wird – wie Habermas es auch möchte – selbstbezüglich oder, negativ formuliert, autistisch. Trotz und gerade wegen des normativen Anspruchs auf Offenheit für alle Argumente wirken die impliziten professionalisierten Rationalitätsstandards und die Anschlußfähigkeit öffentlicher Kommunikationen an staatliche Entscheidungen selektiv und ausschließend. Die beherrschte und abhängige Mehrheit der Bevölkerung wird – der inneren Logik der Öffentlichkeit zufolge – von Politik ausgegrenzt, nimmt an der Belagerung gar nicht teil. Öffentlichkeit ist von vornherein davon entlastet, wirklich alle Argumente berücksichtigen zu müssen; sie ist durch repräsentative Mechanismen gekennzeichnet, in denen nur Argumente lizenzierten und selbst schon öffentlich – und das heißt in Deutschland ja auch immer staatlich – anerkannter Wissensarten öffentliche Resonanz finden. Dies ist der innere Widerspruch des an sich nicht unberechtigten Anliegens einer entsubstantialisierten Volkssouveränität (vgl. Habermas 1989, 475). Wird Volkssouveränität kommunikativ verflüssigt und besteht sie nur noch im Fluß einer permanenten öffentlichen Meinungs- und Willensbildung, dann werden diejenigen, die als Subalterne außerhalb von Öffentlichkeit, Politik und Intellektualität stehen, die die Sprache der Politik nicht sprechen, die nicht anschlufähig sind (vgl. Bourdieu 1982, 620ff.), auch programmatisch ausgeschlossen. Volkssouveränität wird zur Souveränität derjenigen, die immer schon kommunizieren und sich immer schon verstanden haben.

Radikale Demokratie

Dieser kritische Einwand wird im Kern auch von Rödel, Frankenberg und Dubiel vorgebracht, die die Zivilgesellschaft ins Zentrum ihrer Überlegungen stellen (Rödel u.a. 1989).² Sie radikalisieren die radikaldemokratischen Ambitionen Habermas', um über die Beschränkungen und Begrenzungen des Konzepts diskutierender Öffentlichkeiten hinauszugehen. Politische Kommunikation dürfe ihre Grenze ebensowenig an den systemischen Arkana von Ökonomie und Politik haben, wie sie Halt und Sicherheit an einer zugrundeliegenden kommunikativen Rationalität und evolutionstheoretisch fixierten Moralstufen suchen dürfe. Der mit den bürgerlichen Revolutionen des 18. Jahrhunderts durch das Zusammenhandeln der Bürger institutionalisierte Raum öffentlicher Kommunikation impliziere immer auch ein Recht auf das Recht zur Kommunikation. Diese selbstbezügliche Verdoppelung bedeutet, daß die Grenze des Raumes öffentlicher Kommunikation durch keine Macht, auch nicht durch Prinzipien der Kommunikation, beschränkt werden kann und darf, sondern – wenn auch nicht faktisch, so doch der Norm nach, die im historischen Prozeß nur gilt, insofern sie von den Aktivbürgern wahrgenommen wird – allein durch die kommunizierenden Bürger selbst. Doch stoßen die Autoren hier auf eine klassische demokratietheoretische Aporie: der Raum öffentlicher Kommunikation kann nicht grenzenlos sein. Würden Gleichheit und Freiheit von allen gleichzeitig und gleichermaßen beansprucht, würde sich die Gesellschaft auflösen. Prozeduralisierung soll diese Aporie auflösen: Die historisch vorhandenen Grenzen sind nicht ein für allemal festgelegt, sondern verschieben sich in einem offenen Prozeß je nach den öffentlich geäußerten Interessenlagen pluraler gesellschaftlicher Gruppen. Es gilt als das zentrale Merkmal einer radikal säkularisierten und weltimmanent gewordenen Politik, daß diese ihre Legitimationsgrundlagen nur noch im Zusammenhandeln der Aktivbürger und in deren zur Zivilgesellschaft horizontal verknüpften Assoziationen und Netzwerken findet. In diesem Sinn ist die Zivilgesellschaft auch eine zivile Gesellschaft, die weder die Belagerung noch den Eroberungs- bzw. Stellungskrieg kennt. Das Zusammenhandeln der Aktivbürger konstituiert einen symbolischen Raum der öffentlichen Kommunikation, in dem soziale Konflikte wiederum durch kommunikatives Zusammenhandeln gelöst werden. Dieser öffentliche Raum wird durch Verfassungsnormen repräsentiert, mit denen sich das Volk die Kommunikationsrechte vorbehält – das Volk, symbolisiert in einer Vielfalt von unterschiedlichen und miteinander kommunizierenden Minderheiten. Kein Allgemeinwille ist hier unterstellt, in dessen Namen ein einzelner Sprecher das Recht hätte, die Stelle der Macht zu besetzen und die gesamte Gesellschaft aus der Fülle der in Anspruch genommenen Macht zu lenken und ihr einen Einheitswillen aufzuherrschen. Dies zielt kritisch auf die Tradition der Arbeiterbewegung, die glaubte, den Allgemeinwillen des Volkes gegen die Partikularinteressen der Bourgeoisie, ja den Willen der Menschheit als Gattung selbst zu verkörpern. Ebenso wird damit auch ein Verfassungsverständnis kritisiert, wonach die Verfassung durch substantielle und immergültige Werte gekennzeichnet sei. Dem halten die Autoren entgegen, daß die Verfassung zwar den öffentlichen Raum hege, jedoch keineswegs als der auf Ewigkeit garantierte

und unverbrüchliche Rahmen gelten kann, in dem sich die Konfliktparteien für alle Zeiten bewegen müssen. Vielmehr ist auch ihre Geltung und ihre Aktualisierung in der Form der Auslegung immer wieder von neuem der offenen und öffentlichen Kommunikation der pluralen Gruppen der Zivilgesellschaft ausgesetzt.

Die Zivilgesellschaft wird von Rödel u.a. nicht als eine in sich widersprüchliche Form konsensueller Herrschaft verstanden, sondern kritisch jeder Herrschaft entgegengestellt, die politische Kommunikationsrechte beschränken möchte und muß. Anders als bei Gramscis Vorschlag, handelt es sich bei diesem Begriff der Zivilgesellschaft um eine von der weiteren historischen Entwicklung noch zu erreichende Norm. Zivilgesellschaft ist, diesen Überlegungen zufolge, ein Vergesellschaftungsmodus, der sich vor allem in der amerikanischen Revolution herausbildete und mit einer eigenartigen Dynamik immer weiter um sich greift. In welchem Maße, wäre historisch zu bestimmen. Die Französische Revolution sei hinter der Norm der Zivilgesellschaft zurückgeblieben, weil sie selbst sich noch in der Identität eines nationalen Volkes symbolisierte, in dessen Namen Politik gemacht wurde. In Deutschland realisiere sich Zivilgesellschaft erst selektiv mit der spezifischen Protestpraxis des zivilen Ungehorsams, wie sie von Teilen der neuen sozialen Bewegungen während der 70er und 80er Jahre entwickelt wurde. Im Unterschied zu Gramsci kommen Rödel u.a. also zu dem Ergebnis, daß die Zivilgesellschaft auch in Westeuropa offensichtlich erst noch zu entwickeln ist.

Die Frage wäre allerdings, warum diese untergründig schon seit 200 Jahren wirkende Norm in der Realität immer noch so wenig erreicht hat. Rödel u.a. geben darauf die Antwort, daß es immer wieder soziale Gruppen gibt, die die leere Stelle der Macht zu besetzen versuchen und glauben, die Selbstrepräsentation der Gesellschaft mit ihrem Partikularinteresse identifizieren zu können – klassische Formeln wären die von Sieyès, wonach der dritte Stand die gesamte Nation, oder die marxistische, daß die Arbeiterklasse die Interessen der Nation und der Menschheit schlechthin verkörpere. Selbstmißverständnisse, Rückgriffe auf quasi-transzendente Rechtfertigungen und totalitäre Usurpationen ergeben sich als nicht auszuschließende Möglichkeit aus der Logik des öffentlichen Raumes der Zivilgesellschaft. Trifft dies zu und läßt sich der Stalinismus tatsächlich als eine totalitäre Usurpation verstehen (vgl. ebd., 83), dann setzt dies voraus, daß auch in der Sowjetunion längst schon eine Zivilgesellschaft vorhanden gewesen sein muß. Die Usurpation der Zivilgesellschaft wird also ideologiekritisch mit Selbstmißverständnissen und falschen politischen Theorien der sozialen Akteure erklärt, die immer noch davon ausgingen, daß es untergründige Gesetzmäßigkeiten der Geschichte oder übergesellschaftliche Normen gebe, die eine Herrschaft in ihrem Namen rechtfertigten. Deshalb konnte dem Anderen und seinen Kommunikationsrechten kein Platz eingeräumt werden. Doch warum mißverstehen die sozialen Akteure überhaupt die Bedingungen ihres politischen Handelns? Warum handeln sie der historischen Konstruktion eines symbolischen Raumes öffentlicher Kommunikation nicht adäquat? Im folgenden möchte ich zeigen, daß dieses Selbstmißverständnis der Akteure sich aus dem Prozeß öffentlicher Kommunikation selbst ergibt und schließlich auch kein Selbstmiß-

verständnis ist. Zunächst sollen zwei Beispiele zeigen, daß auch Rödel u.a. selbst, gegen ihre eigenen Absichten, zu diesem Selbstmißverständnis und damit zu Ausgrenzungen tendieren.

Zivilgesellschaft ist ein symbolischer Raum öffentlicher Kommunikation, die alle gleichermaßen beanspruchen können. Dieses Recht auf freie Meinungsäußerung wird ausdrücklich auch Rechtsextremisten eingeräumt. Es ist aber nicht nur formal zu verstehen. Vielmehr fordert es gegebenenfalls eine Sozialpolitik, die die Individuen in die Lage versetzt, dieses Recht wahrzunehmen. Mit dieser Vorstellung einer Hilfe zur Selbsthilfe verbindet sich aber auch die Hoffnung, daß der Rechtsradikalismus letztlich seine materielle Grundlage verliert. Werden Wohnungslosigkeit, Arbeitslosigkeit etc. öffentlich skandalisiert, dann werden die auf diesem Nährboden gedeihenden »politischen Ressentiments« wohl abgebaut (ebd., 190). Unter demokratietheoretischen Gesichtspunkten erscheint dies inkonsequent, da öffentlich geäußerte Meinungen als Ressentiments charakterisiert werden und angenommen wird, daß eine wie auch immer ausgestaltete Sozialalimentierung letztlich dazu führen wird, daß Menschen ihre Meinungen ändern. Zudem wird der endemische Rechtsradikalismus, der nicht auf »Problemgruppen« beschränkt, sondern in weiten Teilen der Bevölkerung und durch alle politischen Lager hindurch anzutreffen ist, ignoriert.

Eine ähnliche Inkonsequenz belegt ein weiteres Beispiel. Es wird konservativen Kritikern des Wohlfahrtsstaats vorgeworfen, daß sie »ein kaum verhülltes politisches Interesse« an dessen Scheitern hätten (ebd., 184). Worin besteht der Einwand? Darin, daß das Interesse nicht verhüllt ist? Darin, daß das Interesse schlecht oder überhaupt zu verhüllen versucht wird? Aber kann man, demokratietheoretisch gesprochen, jemandem vorschreiben, in welcher Weise er sein Interesse äußern darf, damit es akzeptabel ist? Besteht schließlich der Einwand darin, daß es sich um ein politisches Interesse handelt? Dem wäre entgegenzuhalten, daß in einer säkularisierten politischen Öffentlichkeit die Individuen und Gruppen ihre Kommunikationsrechte für alles mögliche, auch für eigennützige und falsch verstandene oder dargestellte Interessen einzusetzen berechtigt sind. Diese Kritiken und Ausgrenzungen vertragen sich auf den ersten Blick nicht mit dem Anspruch kommunizierender Öffentlichkeiten. Doch könnte man annehmen, daß es sich nicht um Inkonsequenzen, sondern selbst um Stellungnahmen in einem demokratischen Aushandlungsprozeß handelt, wenn kritisch auf Ressentiments und Interessen hingewiesen wird. Doch dieser Versuch, Positionen ideologiekritisch aus dem öffentlichen Raum zu verdrängen, ist selbst Ergebnis des normativen Begriffs der Zivilgesellschaft und eine Konsequenz, die systematisch angelegt ist.

Die Säkularisierung der politischen Handlungsgrundlagen bedeutet, daß die vorgebrachten Interessen alle gleichermaßen ihr Recht haben; doch wenn sie nicht vertreten werden, kann nicht in irgendeinem metaphysischen oder theologischen Sinn auf zugrundeliegende Gesetzmäßigkeiten der natürlichen oder sozialen Physik hingewiesen werden, in deren Namen irgendjemand beanspruchen könnte zu handeln. Individuen und Gruppen, die im Raum der symbolischen Selbstrepräsentation einer Gesellschaft nicht präsent sind, haben das Recht, die Legitimität dieser Nicht-Präsenz anzuzweifeln. Der symbolische Raum ist also

koextensiv mit all denen, die kommunizieren oder den Anspruch erheben, zur Kommunikation zugelassen zu werden, die aber bereits in dem Augenblick, in dem sie dies tun, den symbolischen Raum erweitern. Der öffentliche Raum ist also konstitutiv konflikthaft, weil seine Grenzen ständig zur Disposition stehen. Doch das eigentliche Problem sind nicht Konflikte, sondern Konflikttypen. Unzweifelhaft sind die ArbeiterInnen, die Frauen und schließlich die Schwarzen in den öffentlichen Raum eingedrungen und haben ihn soweit verändert, daß er tatsächlich als stabiler Raum demokratischer und öffentlicher Kommunikation überhaupt erst institutionalisiert wurde. Die Kosten dafür waren und sind immer noch sehr hoch, nicht nur, um in die offiziellen Öffentlichkeiten einzudringen, sondern oft mehr noch, um in ihnen bleiben zu können oder auch, ihren Zusammenhang zu erhalten, der die Bedingung politikrelevanter Kommunikationsflüsse ist. Denn gerade weil es ein demokratisch offener Prozeß ist, liegt es auch theoretisch und normativ nahe, geäußerte Interessen oder erwartbare Äußerungen aus dem öffentlichen Raum durch eine Neudefinition der Legitimität wieder herauszudrängen. Das Herausdrängen von Interessen, der Versuch, sie als bloß partikuläre hinzustellen, kann demokratietheoretisch als legitim gelten. Als möglich gilt diese Verdrängung also nicht durch Rückgriff auf Macht als solche und ökonomische Ressourcen, sondern aufgrund von demokratietheoretischen Gründen.³ Zwar wird von Rödel u.a. die Präsenz des/der Anderen im Raum der Verfassung gefordert. Doch soll es gleichwohl keine überhistorische Garantie außerhalb des kommunikativen Prozesses dafür geben, an der Kommunikation per se, also aufgrund eines irgendwie unterstellten Interesses und Willens, immer schon teilzuhaben. Dies bedeutet aber letztlich für jeden Teilnehmer an der öffentlichen Diskussion, daß er die Verdrängung aus dem politischen Raum antizipieren muß, wenn er über eine in der Zukunft liegende längere Frist hinweg kein Interesse zu artikulieren hätte. Er muß also aus präventiven Gründen Politik machen, sein eigenes Interesse von vornherein schon so generalisieren, daß es unter dem Druck von konkurrierenden Themen nicht aus dem Spiel der öffentlichen Meinungsbildung herausfallen kann. Um dieses Spiel der Konkurrenz zu unterlaufen, wird man schließlich zur Überpolitisierung und Überverallgemeinerung von Interessen kommen, die die Möglichkeiten der pluralen Interessenartikulation von neuem beschränken. Fundamentalismen sind also keine Selbstmißverständnisse der politischen Akteure aufgrund eines Mangels an Demokratietheorie. Im Gegenteil sind sie der Demokratie angemessene und legitime Versuche, sich durch eine totalisierende Interessenaggregation im Kampf um öffentliche Anerkennung auch langfristig zu behaupten.

Wenn der Raum der öffentlichen Kommunikation offen ist, dann muß er auch offen sein für Vorschläge zur Abschaffung bestimmter Konflikttypen, die genau zu dem eben genannten Paradox führen. Gerade weil die Geschichte offen und eben nicht die Wiederholung des Ewiggleichen und Ewiggestrigen ist, sollte es auch möglich sein, einen bestimmten Typ von Gegensatz und Konflikt historisch zu überwinden. Denn wenn niemand sonst als die Menschen ihre Geschichte machen, dann haben soziale Akteure das Recht darauf, einen bestimmten Typ von Konflikt, nämlich den immerwährenden Kampf um politische Selbstbehauptung und Eintritt in die Öffentlichkeit, nicht länger führen zu müssen und deshalb

Strukturveränderungen vorzuschlagen, die ein soziales Interesse historisch obsolet machen, das sie zu dieser ständigen Politisierung immer von neuem zwingt. Mit anderen Worten, es müßte eine plurale Selbstkoordination zustande kommen, in der der Kampf um das, was als partikular gelten und verdrängt werden soll, nicht geführt werden muß. So wären bspw. Frauen nicht gezwungen, das Recht auf Teilnahme an der Öffentlichkeit immer erst noch einklagen zu müssen; es wäre eine Willensbildung über Produkte, Produktionsverfahren und Investitionsrichtung denkbar, die grundsätzlich von Interessen der unmittelbaren Produzenten, Konsumenten und aller von der Produktion Betroffenen ausgeht. Daß auch dann Konflikte über gesellschaftliche Entwicklungspfade und Ressourcen notwendig sein würden, ist wahrscheinlich. Aber da es sich um normative Überlegungen handelt, könnte man vielleicht sogar noch weitergehen und sich fragen, ob der soziale Verkehr zwischen Individuen und Gruppen welthistorisch tatsächlich immer konflikthaft verlaufen muß: »Antwortet man (auf die Idee des ewigen Friedens; AD) mit der Sorge, ob denn nun wirklich eine friedliche Gesellschaft nicht einschlafen, nicht stagnieren würde und sonst was, dann würde ich zunächst einmal ganz einfach sagen, das sind curae posteriores. Die Möglichkeit, daß die Welt zu schön werde, ist für mich so arg schreckhaft nicht.« (Adorno 1968, 105) In einem Sinne hat Adorno unrecht – es sind keine zurückzustellenden Sorgen, die Zukunft ist immer die Zukunft, die wir heute, als ZeitgenossInnen, festlegen.

· Hat der demokratiethoretische Begriff der Zivilgesellschaft die paradoxe Wirkung der Ausgrenzung und eines immerwährenden Kampfes um Selbstbehauptung, so zielte Gramsci auf eine »regulierte Gesellschaft«, die über die Zivilgesellschaft hinausgehen sollte. Damit meinte er – mit Marx –, daß die Menschen endlich aus ihrer Vorgeschichte heraustreten und ihre Geschichte selbst machen könnten und nicht zusätzlich – neben Markt und Staat – auch noch in der Zivilgesellschaft zu Konkurrenz und Selbstbehauptung gezwungen werden. Das Medium dieser historischen Immanenz gesellschaftlicher Organisation wäre Zivilgesellschaft als Raum öffentlicher Kommunikation nur dann, wenn sich aus ihr heraus auch die Möglichkeit ergäbe, die Verhältnisse, die die Menschen eingehen müssen, die Verhältnisse aller gesellschaftlichen Lebensbereiche intern und zueinander nach dem Willen der miteinander Diskutierenden und Handelnden zu reorganisieren. Darin wäre schließlich auch die Möglichkeit impliziert, sich von einer Reihe von Konflikttypen wie auch dem Zwang zur Politik zu befreien – nicht um in Stumpfsinn und privatisierende Apathie zu verfallen, sondern um die markt- und zivilgesellschaftliche Drohung, möglicherweise zu kurz kommen zu können, zu überwinden.

Pluralisierter Volkssouverän und reflexive Komplexität

Ein Vergleich der drei Konzeptionen von Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft ergibt: In allen wird die Vorstellung eines dem geschichtlichen Prozeß zugrundeliegenden Einheitswillens irgendeines gesellschaftlichen Subjekts, in dessen Namen eine Gruppe beanspruchen könnte, politische Forderungen zu erheben, kritisiert. Gemessen am Maß der historischen Weltimmanenz ist der Begriff der

Zivilgesellschaft radikaler als der der Öffentlichkeit. Das sich selbst als pluralisierter Souverän symbolisierende Volk ist die letzte Instanz aller demokratischen Entscheidungen. Auch die Subsysteme von Ökonomie und Politik sollen schließlich der öffentlichen Diskussion nicht mehr entzogen bleiben. Damit umfaßt der Begriff der Zivilgesellschaft, im Unterschied zu dem der Öffentlichkeit, alle gesellschaftlichen Bereiche, einschließlich des Staates. Dennoch gibt es gerade hier einen wichtigen Unterschied in der Reichweite des Begriffs. Die Annahme säkularisierter Herrschaftsgrundlagen weist auf die Historizität des gesellschaftlichen Handelns hin: die Individuen handeln jeweils historisch konkret zusammen. Aber immer noch handelt es sich um Herrschaft. Wird die Säkularisierung jedoch radikal verstanden, dann haben die Toten in keiner Hinsicht das Recht, die Lebenden zu binden, noch haben die Lebenden das Recht, die Zukunft festzulegen (vgl. Paine 1973, 48f.). Genau dies tut ein normativer Begriff der Zivilgesellschaft, wie er in der aktuellen Diskussion Verwendung findet, insofern die institutionelle Gliederung der gegenwärtigen Industriegesellschaften, ihre Logik der Ausdifferenzierung in Ökonomie und Politik und ihre Komplexität als höchster Maßstab gesellschaftlicher Rationalität nicht nur akzeptiert, sondern auch anti-utopisch festgeschrieben werden soll (vgl. Schmalz-Bruns 1989, 22). Auch wenn das zivilgesellschaftliche Zusammenhandeln der Individuen der Konzeption nach jeweils ein genuiner Schöpfungsakt, ein immer neues Gründungshandeln sein soll, so ist es doch auf eine historisch spezifische Form des Zusammenhandelns festgelegt, einen bestimmten Typ von gesellschaftlicher Komplexität, der die *Form der Politik*, und damit die Unterscheidung von Führenden und Geführten, von Regierenden und Regierten, von öffentlich und privat impliziert. Zwar mag die Unterscheidung von Regierenden und Regierten durch das Zusammenhandeln der Aktivbürger dynamisiert sein, so daß virtuell immer andere Bürgergruppen die Regierung übernehmen könnten. Doch unterstellt dies eben, wie oben gezeigt, einen grundsätzlich politisierten Aktivbürger, der weiß, wann er sich selbst politisch zu engagieren oder in eine jeweils neu definierte Privatsphäre zurückzuziehen hat. Gerade unter demokratietheoretischen Gesichtspunkten muß dabei immer berücksichtigt werden, daß neben der Aufforderung zum politisch aktiven Handeln immer auch demokratietheoretische Positionen vertreten sind, die genau das Gegenteil fordern und, nicht zu Unrecht, vor einer totalen Politisierung aller Lebensbereiche warnen (so Bobbio 1988). Diese Auseinandersetzung um die Grenze zwischen Regierenden und Regierten zieht diese immer wieder von neuem und schafft (ant)agonistische Verhältnisse. Dieser Gegensatz und friedlose Zustand selbst aber müßte infrage gestellt werden.⁴

Gramscis Kritik an der Zivilgesellschaft als herrschaftlich organisierter, widersprüchlicher Sphäre der Öffentlichkeit zielt genau auf diese quasi naturgesetzliche Notwendigkeit, daß den Geführten ihre Subalternität und ein Anspruch auf Führung immer wieder durch die Organisation der kollektiven Lebensweise aufgeherrscht und ihnen die Intellektualität, Kompetenz und Professionalität abgesprochen wird, sich selbst zu regieren. Die Unterscheidung von Führern und Geführten, von Regierenden und Regierten ist, Gramsci zufolge, ein Zeichen dafür, daß es dem Bürgertum nicht gelungen ist und, aufgrund seiner Lebensweise, auch nicht gelingen kann, eine radikale Historizität seiner eigenen

Lebensgrundlagen zu erreichen, sondern immer wieder dazu tendiert, sich auf theologische, quasi-transzendente oder naturalisierte Repräsentationen sozialer Verhältnisse – u.a. die von der ausdifferenzierten und komplexen Gesellschaft – zurückzuziehen. Eine radikale Säkularisierung und Selbstregierung der assoziierten Individuen müßte deswegen die immer noch naturwüchsige kapitalistische Arbeitsteilung, die die Logik der Differenzierung und den Typ der Komplexität bestimmt, selbst zur Disposition stellen. Dies erst würde es ermöglichen, die kollektiven Willensbildungsprozesse und Verallgemeinerungsverfahren zu rationalisieren und einen neuartigen Typ von Allgemeinwillen auszubilden, der Führung und Regierung erübrigt. Öffentliche Entscheidungszwänge, die zum Gegenstand von Politisierungsprozessen werden, könnten abgebaut werden, weil es gerade aufgrund der Weltimmanenz kollektiven Handelns keine Instanz mehr gibt, die eine Verantwortung z.B. für die radioaktive Kontaminierung der Erde auf Tausende von Jahren tragen kann. Es müßte also kollektive Entscheidungsprozesse darüber geben, Komplexität nicht nur unilinear zu steigern und soziale Prozesse eindimensional zu differenzieren, sondern Komplexität reflexiv und mehrdimensional zu steigern, um sie gegebenenfalls auch entdifferenzieren zu können. Damit wäre es möglich, gesellschaftliche Tätigkeiten selbstbestimmt zu verteilen, Kompetenzen und Verantwortlichkeiten zu entzerren, soziale Zusammenhänge aufzulösen, in denen unverantwortliche Verantwortlichkeiten entstehen, die jedes Entscheidungsgremium und jede Person zwangsläufig überlasten müssen. An diesem Punkt berühren sich Überlegungen von Gramsci zur Kritik an der Zivilgesellschaft mit politikkritischen Überlegungen der feministischen Diskussion. Denn die Professionalisierung der politischen und ökonomischen Verantwortung verlangt von ihren Trägern ein enormes Maß an Männlichkeit, Allmachtsphantasie, Zuständigkeitswahn, Rücksichtslosigkeit gegen sich und andere und Virtuosität, aller Situationen Herr zu bleiben – Eigenschaften, die letztlich einer pluralen Selbstregierung und -koordination im Wege stehen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Demirović 1990; der Staat muß also nicht allererst noch pluralisiert werden, wie Hirst dies jüngst unter dem Gesichtspunkt der Demokratisierung vorgeschlagen hat (vgl. Hirst 1990).
- 2 Ich möchte an dieser Stelle Ulrich Rödel für die hilfreiche Diskussion danken.
- 3 Dies zu betonen scheint mir wichtig, weil eine Kritik an demokratietheoretischen und normativen Überlegungen, die auf die harten Fakten einer kapitalistischen Gesellschaft hinweist, wenig fruchtbar ist (daran litt auch die Kontroverse zwischen J. Hirsch und H. Dubiel/G. Frankenberg in der *links*. Januar und Februar 1990). Kritische Anmerkungen zur aktuellen Machbarkeit sind nicht unwichtig. Aber schließlich zielen demokratietheoretische Überlegungen immer darauf, wer was nach welchem Verfahren machen sollte. Gerade weil es sich um Demokratietheorie handelt, wird davon ausgegangen, daß Freiheit immer Notwendigkeit zur Grundlage hat, nämlich die konkreten Gesellschaftsmitglieder, ihre Ressourcen und ihre Praktiken. Es geht also darum, welche emanzipatorischen Ziele in der konkreten Gesellschaft verfolgt werden können und sollen und wo diese normativ ausgemachten Ziele immanente Probleme und Widersprüche mit sich bringen. In diesem Problemhorizont stellen sich die Fragen nach den gegenwärtigen Macht- und Herrschaftsverhältnissen in spezifischer Weise. Gleichwohl gibt es ein eigenes Recht der Analyse gesellschaftlicher Notwendigkeiten, die jede Theorie, die auf freies Handeln

- zielt, berücksichtigen muß, will sie nicht naiv bleiben. In diesem Verhältnis von Notwendigkeit und Freiheit verortet Gramsci die radikale Immanenz der Marxschen Theorie: genaue Kenntnisse der Praktiken, Orientierungen und Gewohnheiten großer Kollektive, aus denen sich die historisch konkreten Möglichkeiten freien Handelns der verschiedenen Gruppen der herrschenden Klassen wie der Subalternen ergeben.
- 4 Diese innere Widersprüchlichkeit der Politik macht eine Äußerung von Irina Gruschewaja, die im Komitee »Kinder von Tschernobyl« mitarbeitet, sehr schön deutlich: »Außerdem war ich immer gegen die Politik. Ich dachte, sie sei eine schmutzige Sache. Vor einem Jahr hatte ich noch nicht begriffen, daß man politisch werden muß, wenn man die Leute retten will.« (Interview in der taz, 2.1.1991) Daß die Leute überhaupt gerettet werden müssen, weist auf den friedlosen Charakter von Politik, daß sie gerettet werden können, verdeutlicht aber gleichzeitig ihre rationalisierende und zivilisierende Bedeutung.

Literaturverzeichnis

- Arato, A., 1982: »Civil Society« gegen den Staat: Der Fall Polen 1980/81; in: R. Fenchel, A.-J. Pietsch (Hrsg.): Polen 1980-82. Gesellschaft gegen den Staat, Hannover
- Adorno, Th.W., 1968: Diskussionsbeitrag auf dem 16. Deutschen Soziologentag; in: Ders., (Hrsg.): Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages, Stuttgart 1969
- Bobbio, N., 1988: Die Zukunft der Demokratie, West-Berlin
- Bourdieu, P., 1982: Die feinen Unterschiede, Frankfurt/M.
- Brunkhorst, H., 1987: Der Intellektuelle im Land der Mandarine, Frankfurt/M.
- Ders., 1989: Vom Mandarin zur Ästhetik der Postmoderne, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte, Nr. 5, Mai
- Demirović, A., 1987: Bürgerliche Demokratie – Ein historischer Kompromiß?; in: ARSP, H. 4
- ders., 1990: Der Staat als Wissenspraxis. Hegemonietheoretische Überlegungen zur intellektuellen Produktion von Politik und Staat; in: kultuRRévolution, Nr. 22
- Deppe, R., H. Dubiel, und U. Rödel (Hrsg), 1990: Demokratischer Umbruch in Osteuropa, Frankfurt/M.
- Foucault, M., 1977: Sexualität und Wahrheit, Bd. 1, Der Wille zum Wissen, Frankfurt/M.
- Gramsci, A., 1967: Philosophie der Praxis, Frankfurt/M.
- Gransow, V., 1990: Zivilgesellschaft und demokratische Frage; in: Das Argument 180
- Habermas, J., 1987: Heinrich Heine und die Rolle der Intellektuellen in Deutschland; in: ders., Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI, Frankfurt/M.
- ders., 1989: Volkssouveränität als Verfahren. Ein normativer Begriff von Öffentlichkeit; in: Merkur, 484, H. 6, Juni
- Hirst, P., 1990: Souverän in die Demokratie einmischen; in: die tageszeitung, 24.12.
- Kebir, S., 1989: Die Internationalisierung der »Zivilgesellschaft«; in: Die Linie Luxemburg – Gramsci. Zur Aktualität und Historizität marxistischen Denkens, Hamburg (= AS 159)
- Paine, Th., 1973: Die Rechte des Menschen, Frankfurt/M.
- Rödel, U., G. Frankenberg und H. Dubiel, 1989: Die demokratische Frage, Frankfurt/M.
- Schmalz-Bruns, R., 1989: »Civil-society« – neue Perspektiven der Demokratisierung?; in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen, H. 3-4
- Schmid, Th., 1990: Staatsbegräbnis. Von ziviler Gesellschaft, Berlin

Antonio Gramsci

Marxismus und Kultur

Alltag, Ideologie und Literatur

Hrsg. von Sabine Kebir

320 Seiten; DM 29,80 (ISBN 3-87975-237-0)

Gramsci war der erste Marxist, der das Problem der Volkskultur in umfassender Weise stellte, und zwar angefangen bei der Folklore über die katholische Literatur bis hin zur modernen Massenkultur der Zeitschriftenromane und Kriminalliteratur. In diesem Band werden zentrale Texte von Gramsci zu diesen Themen zugänglich gemacht.

Bücher im
Buchhandel!

Weitere
Informationen:

VSA-Verlag
Postfach
50 15 71
W-2000 HH 50
Telefon
040/89 40 69



Sabine Kebir

Antonio Gramscis Zivilgesellschaft

240 Seiten; DM 38,00 (ISBN 3-87975-556-6)

Entgegen dem Grundtenor bisheriger Gramsci-Interpretation macht die Autorin deutlich, daß Gramsci in der Verschränkung von ökonomischen Grundstrukturen und politischen und kulturellen Überbauten den Schlüssel für das Verständnis moderner Gesellschaftsentwicklungen sah.

Aus dem Inhalt:

- Gramsci: Taktiker der Niederlage, Strategie des Sozialismus
- Die Ursprünge der Zivilgesellschaft: Dialektik bei Gramsci und Brecht
- Verschränkungen von ökonomischer Basis, Zivilgesellschaft und Staat
- Der Hegemoniebegriff
- Der Alltagsverstand
- Faschismus und Populismus
- Elemente einer neuen Kulturtheorie

VSA

Derek Boothman

Gramsci als Ökonom*

Zu der verbreiteten Auffassung, Gramsci habe sich nicht besonders für Ökonomie interessiert und auch wenig davon verstanden, mag der unsystematische Charakter seiner Notizen in den *Gefängnisheften* beigetragen haben. Indem in den letzten Jahren von Forschern aus verschiedenen Ländern auf den grundlegenden Status der unter dem Titel *Amerikanismus und Fordismus* (Heft 22) versammelten Notizen aufmerksam gemacht wurde, dürfte dieser Auffassung endgültig der Boden entzogen sein.

Gramsci notierte sich anhand der Bücher und Zeitschriften, derer er im Gefängnis habhaft werden konnte, verschiedene Aspekte der nationalen wie der internationalen ökonomischen Situation. Die wichtigste Serie von Notizen findet sich im sogenannten 2. Teil von Heft 10 (Q, 1239-1362), wo er eine Rekonstruktion der Geschichte der ökonomischen Lehre unternimmt, teilweise um die Abstammung der marxistischen Ökonomie – der »kritischen Ökonomie« (*economia critica*), wie Gramsci sagt – aus der klassischen nachzuzeichnen, aber auch um vorzuführen, wie die Grenznutzenschule, die ihre Arbeit um 1870 begann, einen wissenschaftlichen Ansatz aufgab und, wie Gramsci ausdrücklich feststellt, durch einen ideologischen ersetzt (Q 10, §30, Punkt 4). Gramsci beginnt diesen Teil seiner Arbeit mit einer kurzen Diskussion von Machiavelli als einem Vorläufer der Physiokraten, kommt dann über die Frühphase der Arbeitswertlehre (wobei er mehr auf Richard Cantillon als auf Adam Smith abhebt) zu Ricardo (dem für die Entwicklung der Philosophie ebenso wie für die Ökonomie Bedeutung zugesprochen wird), Marx und schließlich zur Grenznutzentheorie. Darüber hinaus findet sich eine Auseinandersetzung mit Croce über die Werttheorie und über Marxens Behandlung des tendenziellen Falls der Profitrate – ein Thema, das bis heute Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die letzte bedeutende Veröffentlichung, mit der sich Gramsci beschäftigt, ist Lionel Robbins' *Essay on the nature and significance of economic science* (1932).

Machiavelli als Ökonom

Gramsci stellt die (zugegebenermaßen vorläufige) Hypothese auf, daß Machiavelli, zumindest in seinen politischen Aussagen, weniger die *Merkantilisten* repräsentiert, als vielmehr das, was von den *Physiokraten* in rein ökonomische Kategorien gefaßt wird (vgl. Q 8, §162; April 1932)¹. Die These, daß dieselbe Grundposition in unterschiedlichen Typen von Diskursen ausgedrückt werden kann – hier in der Politik und in der Ökonomie –, wurde von Gramsci im zweiten

* Der vorliegende Artikel entstand im Zusammenhang mit der Herausgabe eines Themenbands mit ökonomischen Notizen aus den *Gefängnisheften* (Lawrence and Wishart, London 1991). Als besonders schwierig erwies sich dabei die Frage der Anordnung des Materials. Die ersten in Italien erschienenen Themenbände lassen in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig. Zur Kritik vgl. meinen Beitrag »Zur Rekonstruktion von Gramscis ökonomischen Notizen« beim Kongreß *Gramsci nel mondo* (1989).

Halbjahr 1932 sehr originell entwickelt (vgl. »Übersetzbarkeit von wissenschaftlicher und philosophischer Sprache«, Q 11, §§46-49; in den ein Jahr später entstandenen Notizen Q 11, §50 und Q 15, §64 geht es ebenfalls um diese Frage; vgl. Boothman 1988). Gramsci macht deutlich, daß der Merkantilismus eher auf eine »bloße Wirtschaftspolitik« (oder eine Serie von Wirtschaftspolitiken) als auf eine ökonomische Wissenschaft als solche hinausläuft, da diese etwas voraussetzt, was es bis dahin noch nicht gab – vor allem »einen 'determinierten Markt' und die Existenz eines vorgeformten 'ökonomischen Automatismus', dessen Elemente sich historisch erst auf einer gewissen Entwicklungsstufe des Weltmarkts herausbilden« (Q 8 §162). Die Ökonomie wird erst dann aus einer Angelegenheit individueller politischer Entscheidung zur wirklichen Wissenschaft, wenn feste Verbindungen zwischen Stadt und Land entstehen und die Rolle der städtischen Klassen so weit gewachsen ist, daß von ihnen verlangt wird, »auf gewisse feudalkorporative Privilegien gegenüber dem Land zu verzichten, um die ländlichen Klassen in den Staat einzugliedern« (ebd.). Wenn man zeigen kann, folgert Gramsci, daß Machiavelli Verbindungen dieses Typs entwickeln wollte, dann wird man auch nachweisen, »daß Machiavelli implizit die merkantilistische Phase in Gedanken überwunden und bereits 'physiokratische' Züge hat, d.h. er denkt an ein politisch-soziales Umfeld, wie es die klassische Ökonomie voraussetzt« (ebd.). Diese Position wird etwas später geringfügig verändert wiederholt (Q 13, §13), wiederum aber eher als Hypothese oder Frage denn als feststehende Auffassung. Ausdrücklich wird hier die Aufmerksamkeit auf den physiokratischen Nachweis »der ökonomischen und sozialen Bedeutung des Kleinbauern« gelenkt (ebd., 1575). Zwar bringen die Physiokraten noch »den direkten Gegensatz von Stadt und Land« zum Ausdruck, repräsentieren deshalb aber nicht »rein landwirtschaftliche Interessen«, sondern lassen die »Ausweitung des Kapitalismus auf die Landwirtschaft« voraussehen (ebd., 1576).

Das Neue an dieser Position sollte nicht unterschätzt werden. Frühere Studien hatten Machiavelli tatsächlich als Repräsentanten der merkantilistischen Strömung verstanden. Im Frühjahr oder Sommer 1932 las Gramsci einen Artikel von Gino Arias, »Il pensiero economico di Niccolò Machiavelli« (1928). Eine weitere, leicht veränderte Fassung dieses Artikels, die in eine offene Apologie des faschistischen Regimes abgeleitet, findet sich in der Juli- und August-Nummer der *Educazione Fascista* von 1929, die Gramsci nicht gekannt zu haben scheint. Nach Arias' Machiavelli-Lektüre, die sich auf die *Abhandlungen* (2. Buch, 30. Kap.) bezieht, leitet der Reichtum der Staaten sich aus ihrer Stärke gegenüber anderen Staaten ab, und solche Geldabgaben seien für Machiavelli »die Hauptquelle des Reichtums« (1928, 10f.). Allerdings bleibt Arias den Nachweis dieser Behauptung schuldig. Er formuliert lediglich erneut die orthodoxe Sichtweise Machiavellis als eines Merkantilisten, für den der Reichtum nur in der Gestalt von im Krieg erbeutetem Geld und nicht als Produkt menschlicher Arbeit existiert. Der einzige Hinweis, den Piero Sraffa geben konnte – abgesehen davon, den Arias-Artikel zu lesen, und sich vielleicht eine analoge Position in den Schriften von William Petty anzuschauen –, indem er aus der ihm allein greifbaren italienischen Übersetzung von Schmollers *Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre* zitierte (Bd. 1, 129), hat diese Auffassung ebenfalls gestützt².

Indes deutet sich bei Arias auch eine andere Interpretation an: »zum ersten Mal erwähnt (Machiavelli), wenn auch sehr knapp und beiläufig, etwas in der menschlichen Gesellschaft, das weder Krieg noch Politik ist«, und zwar daß der Fürst »seine Bürger ermutigen muß, ihren Geschäften nachzugehen, egal ob im Handel, in der Landwirtschaft oder in irgendeinem sonstigen Gewerbe ... Er sollte jedermann, der seine Stadt und seinen Staat auf irgendeine Weise voranzubringen sucht, belohnen.« (Ebd., 3ff.) Es ist wahrscheinlich, daß Gramsci die ersten drei Male, die er diese Veröffentlichung erwähnt (Q 6, §66; Q 8, §78 und Q 8, §166; ebenso im Brief an Tanja vom 14.3.1932), aus zweiter Hand zitiert, und er deshalb diese besondere Passage nicht kannte; der wichtigere Punkt aber, daß er die im *Fürst* vorgebrachten Argumente, einschließlich der ökonomischen Bezüge, genau kannte, darf mit Sicherheit angenommen werden. Arias sah in dieser Position (wie aus Q 8, §78 hervorgeht) offenbar keine physiokratische Tendenz wie Gramsci.

Die Frage wird auch von Jean-Pierre Potier in seinem aufschlußreichen Buch über Gramsci und seine Beziehungen zu Sraffa diskutiert (1987). Potier, der Gramscis Brief an Tanja vom 14. März 1932 zitiert, läßt indes seltsamerweise den Satz weg, der auf die – rhetorische – Frage folgte, ob Machiavelli im Grunde Merkantilist war. Im Brief heißt es weiter: »Oder könnte man nicht wirklich behaupten, daß in Machiavellis politischer Sprache (besonders in der *Kriegskunst*) der erste Keim einer physiokratischen Auffassung des Staates auftaucht...?« Potier, der aus der französischen Übersetzung der *Briefe* zitiert (was für diesen Lapsus verantwortlich sein könnte), ist der Meinung, daß Gramsci Sraffas Antwort, welche die orthodoxe Sichtweise wiederholt, als »durchaus zufriedenstellend« bewertet habe, und daß er »auf dieses Thema in seinem Werk nicht mehr zurückkam« (ebd., 71f.). Beim Leser muß so der unglückliche Eindruck entstehen, daß Gramsci an der Sicht eines merkantilistischen Machiavelli festhielt. Die Tatsache, daß Gramsci seine Überlegungen später sogar im Rahmen seines Themenheftes über Machiavelli wiederaufnahm (Q 13, §13) und sie nicht nur (wie Q 8, §162 u. §78) in einem Heft mit vermischten Notizen auftauchen, mißt ihnen größeres Gewicht bei. Seine Überlegungen dienen der »Historisierung« ökonomischer Wissenschaft, indem eine ökonomische Perspektive, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt herausgebildet hat, mit den bestehenden sozio-politischen Bedingungen jener Zeit verknüpft wird.

Richard Cantillon und die Arbeitswerttheorie

Piero Sraffas Hinweis auf eine mögliche Parallele zwischen Machiavelli und dem englisch-irischen Ökonomen William Petty³ (Q 8, §162) scheint Gramsci zu tieferem Nachdenken über Ökonomie veranlaßt zu haben. Schon Ende 1930, Anfang 1931 hatte er etwa ein Dutzend Notizen verfaßt (Q 7, zwischen den §§ 18 bis 42), die einen ersten Kommentar über Ökonomie als Wissenschaft im Unterschied zu Aspekten nationaler oder internationaler Ökonomie darzustellen scheinen. Besonders interessant ist folgende Aussage: »In der Ökonomie ist das einheitliche Zentrum der Wert, d.h. das Verhältnis zwischen dem Arbeiter und den industriellen Produktivkräften (diejenigen, welche die Werttheorie ablehnen,

verfallen in plumpen Vulgärmaterialismus, indem sie die Maschinen selbst – als konstantes oder technisches Kapital – zu Produzenten von Wert außerhalb des Menschen machen, der sie bedient.« (Q 7, §18; dieser Paragraph trägt den Titel: »Einheit in den Grundbestandteilen des Marxismus«) Natürlich ist hier mit »Werttheorie« die »Arbeitswerttheorie« gemeint.

Den im Faschismus in seriöseren Zeitschriften veröffentlichten Artikeln entnahm Gramsci den Namen eines weiteren englisch-irischen Ökonomen (der später die französische Staatsbürgerschaft erwarb), Richard Cantillon, Autor des großen *Essai sur la nature du commerce en général* (wahrscheinlich postum 1755 veröffentlicht). Obwohl Cantillon einem größeren Publikum nicht bekannt ist, wird er bisweilen, zusammen mit Quesnay und Smith, zu den drei bedeutendsten Ökonomen des 18. Jahrhunderts gerechnet.⁴ Er wurde für gewöhnlich nicht zuletzt deshalb übersehen, weil die ersten Ökonomen ihre Quellen nicht nannten; so wurde sein Name nach und nach vergessen (abgesehen von einer Erwähnung bei Adam Smith und sporadischen Bemerkungen von Marx und anderen Ökonomen des frühen 19. Jahrhunderts), bis zu seiner »Wiederentdeckung« durch W.S. Jevons, einen der Väter der englischen Grenznutzenschule (vgl. seinen Aufsatz in *Contemporary Review*, Januar 1881).

Um Cantillons Person herrscht viel Dunkel⁵; sicher scheint nur, daß er in den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XV. in Paris als Bankier und Finanzmann ein Vermögen machte, daß er ermordet wurde, und sein Leichnam in seinem Londoner Haus im Mai 1734 verbrannte. Sein jüngster Biograph hat auch diese Geschichte in Zweifel gezogen.⁶ Vom *Essai* wird behauptet, er sei aus dem Englischen übersetzt worden; aber ein englisches Original ist nie aufgetaucht. In verschiedener Hinsicht hat dieses »verlorene« Original den Status eines Heiligen Grals der Ökonomiegeschichte erlangt. Es ist möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich, daß Gramsci Cantillon durch eine sehr frühe italienische Übersetzung des *Essai* von Scottoni (Venedig 1767) kannte. Sicher ist, daß er u.a. einen Artikel Luigi Einaudis über Cantillon las (*Riforma Sociale*, März-April 1932), und wahrscheinlich kannte er aus der Lektüre von Pantaleonis *Principi di economia pura* (1931), die in Italien als ein klassischer Text der »reinen« oder »marginalistischen« Ökonomie galten⁷, die Hinweise auf Cantillon (Q 10, §30). Aus Einaudis Artikel zitiert er den Anfang des *Essai*: »der Reichtum als solcher ist nichts anderes als die Nahrung, der Komfort und die Annehmlichkeiten des Lebens ... die Arbeit des Menschen gibt all diesem die Form des Reichtums.« (Q 10, §25)⁸ Gegenüber früheren Positionen, etwa derjenigen Giovanni Boteros, der gefragt hatte, ob die Natur oder die menschliche Arbeit bei der Hervorbringung des Reichtums wichtiger ist (*Delle cause della grandezza della città*, 1588), ging Cantillon einen Schritt weiter und fragte, was eigentlich Reichtum sei. Wenn das der Ausgangspunkt der ökonomischen Wissenschaft ist, und auf diese Weise der Grundbegriff der Ökonomie gefaßt wird, bemerkt Gramsci, »dann wird jede künftige Untersuchung nicht umhin können, den 'Arbeits'-Begriff theoretisch zu vertiefen«; diese Aufgabe sei von der »kritischen (= marxistischen, D.B.) Ökonomie« ausgeführt worden (ebd.).

Jevons beurteilt den *Essai* als »die 'Wiege der Ökonomie'«, als ein Buch, das »eine geniale Werttheorie, die in einigen Hinsichten die Theorie manch jüngerer

Ökonomen hinter sich läßt«, enthält (1905, 155-83). In den dreißiger Jahren ging die Popularität Cantillons so weit⁹, daß der damalige Marxist Erich Roll davor warnte, nicht in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und Cantillon einen Rang zuzusprechen, der ihm nicht zukommt.

Marx bezieht sich im *Kapital* nur an einer, allerdings wichtigen Stelle auf Cantillon, und zwar nicht, wie man erwarten könnte, im Zusammenhang mit der Arbeitswerttheorie, sondern mit seiner Position zu Zeit- und Stücklohn (MEW 23, 579, Fn.54). Keine Bezugnahmen finden sich, soweit ich sehe, in der vollständigen englischen Übersetzung der *Grundrisse*, nur eine in den *Theorien über den Mehrwert*, wo Marx einfach übernimmt, was Adam Smith bezüglich des Verhältnisses der Sklavenarbeit zur »Arbeit des niedrigsten Arbeiters« (Smith, MEW 26.1, 44) oder zur »Arbeit des niedrigsten Tagelöhners« (Marx) von ihm zitiert.¹⁰ Das ist auch die einzige Stelle bei Smith, wo Cantillon explizit erwähnt wird, obwohl in Smiths Redeweise von den »Notwendigkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens« im ersten Satz von *The Wealth of Nations* und im Kapitel 8 der Anfang des *Essai* anklingt. Jevons weist in seinen *Principles* jedoch darauf hin, Smith zitiere so wenige frühere Autoren, daß eine ausdrückliche Nennung »eine Art Unsterblichkeit garantiert«.

Gramsci versucht, gegen die Grenznutzentheorien die Wissenschaftlichkeit der Arbeitswerttheorie zu untermauern. Daß er sich bei seiner Rekonstruktion der vorricardoschen und vormarxschen Arbeitswerttheorie mehr auf Cantillon als auf Smith bezieht, scheint vor allem dem wenigen Material im Gefängnis geschuldet zu sein. Obwohl einige Marxisten (und vielleicht sogar Marx selbst) diese Betonung der Rolle von Cantillon anzweifeln, kann das der von Gramsci verfolgte Linie, stellt man die Ähnlichkeiten in den Auffassungen von Smith und Cantillon in Rechnung, keinen Abbruch tun.

Marx und die Bedeutung von Ricardos Methode

Gerade weil Gramsci ein entschiedener Gegner positivistischer Interpretationen war, die Marxens Gesellschaftsanalyse in Vorhersagen naturwissenschaftlichen Typs verwandelten, galt seine besondere Aufmerksamkeit solchen Begriffen, die zur Erfassung von Gesetzmäßigkeiten gesellschaftlicher Entwicklung beitragen. In diesem Zusammenhang steht sein Interesse für Ricardo. Durch Vermittlung seiner Schwägerin Tatjana (Brief vom 30. Mai 1932) bat Gramsci Piero Sraffa um Informationen über Ricardo und seine philosophische Bedeutung. Sraffas Antwort (vgl. Tanjas Brief an Gramsci vom 5. Juli 1932), Ricardo sei ein »Börsenmakler von mittelmäßiger Bildung« gewesen und das »einzige Bildungselement, das man von ihm (auf philosophischem Gebiet, D.B.) finden kann, stammt aus den Naturwissenschaften«, zeigt, daß er den Sinn der Frage nicht verstanden hatte. Gramscis Frage war: »Kann man sagen, daß Ricardo in der Geschichte der Philosophie eine ebensolche Bedeutung hat wie in der Geschichte der ökonomischen Wissenschaft, wo er sicherlich in der vordersten Reihe steht? Und kann man sagen, daß Ricardo dazu beitrug, die ersten Theoretiker der Philosophie der Praxis auf den Weg zur Überwindung der Hegelschen Philosophie und zur Herausbildung ihres neuen, von jeder Spur von spekulativer Logik gereinigten

Historizismus zu bringen? ... Ich gehe von den beiden Begriffen 'determinierter Markt' (mercato determinato) und 'Tendenzgesetz' aus, die für die ökonomische Wissenschaft grundlegend sind und die meines Erachtens Ricardo zugeschrieben werden müssen, und knüpfe daran folgende Überlegung: waren diese beiden Begriffe nicht vielleicht der Grund dafür, die 'immanentistische' Geschichtsauffassung – ausgedrückt in der idealistischen und spekulativen Sprache der klassischen deutschen Philosophie – auf eine unmittelbar realistische historische 'Immanenz' zurückzuführen, in der das Kausalitätsgesetz der Naturwissenschaften von seinem Mechanizismus gereinigt ist und mit dem dialektischen Denken des Hegelianismus synthetisch identifiziert wird?« In dem wahrscheinlich Ende 1932 geschriebenen Heft II (§52) verdeutlicht Gramsci, daß er unter »determiniertem Markt« ein »bestimmtes Verhältnis von gesellschaftlichen Kräften innerhalb einer bestimmten Struktur des Produktionsapparates« versteht, während er in Heft 10 (II, §9, April/Mai 1932) fragt: »War die Entdeckung des formalen logischen Prinzips des 'Tendenzgesetzes', die zu einer wissenschaftlichen Bestimmung der Grundbegriffe in der Ökonomie des 'homo oeconomicus' und des 'determinierten Marktes' führt, nicht eine Entdeckung von auch erkenntnistheoretischem Wert?« Tendenzgesetze werden dann weiter bestimmt als »Gesetze von notwendigen Regelmäßigkeiten«, aber nicht im »naturalistischen Sinn« oder im Sinne eines »spekulativen Determinismus, sondern im 'historizistischen' Sinn, insoweit nämlich der 'determinierte Markt' entsteht, d.h. eine Umgebung, die organisch lebendig und in ihren Entwicklungsbewegungen zusammenhängend ist« (ebd., 1248).

Ferner lenkt Gramsci die Aufmerksamkeit auf Ricardos Gewohnheit, seine Überlegungen mit einem »Angenommen, daß ...« oder »Unter diesen Bedingungen ...« einzuleiten (vgl. Q 8, §128; wiederaufgenommen in Q 10, II, §8 und Q 11, §52). Darin kommt ein Bruch mit den älteren, rein analytischen Beschreibungen zum Ausdruck, aber auch ein sehr viel höherer Abstraktionsgrad und eine entwickeltere Kategorienbildung, was – selbst im Vergleich mit dem berühmten Vorgänger Adam Smith – zu größerer Strenge führt. Ricardo hatte aufgrund der Expansion des Marktes für die seine Methode charakterisierenden Verallgemeinerungen mehr Daten zur Verfügung. Gramsci sieht diesen Zusammenhang deutlich: »Es gab eine Zeit, in der es eine 'Wissenschaft' nicht nur deshalb nicht geben konnte, weil die Wissenschaftler fehlten, sondern weil bestimmte Voraussetzungen fehlten, die jene gewisse 'Regelmäßigkeit' oder jenen gewissen 'Automatismus' schufen, deren Studium der wissenschaftlichen Untersuchung erst den Ausgangspunkt liefert« (Q 10, II, §57).¹¹

»Wenn Ricardo auf die Methode des 'Angenommen, daß ...' zurückkam«, meint Erich Roll, »so deshalb, weil die wesentlichen ökonomischen Kategorien, die Smith und seine Vorläufer aus der Gesamtheit der historischen Entwicklung herauszuziehen sich emsig bemüht hatten, nun in ihrer abstrakten Form greifbar waren. Darüber hinaus war Ricardo, bei aller offenbaren Abstraktion, wesentlich ein konkreter Denker in dem Sinne, daß seine Theoriebildung sich immer auf seine zeitgenössische Welt, die er gut kannte, bezog.« (1945, 177) Analogien mit Marx' Untersuchungsmethode liegen auf der Hand. Auch Marx nahm die von ihm und anderen entwickelten ökonomischen Grundbegriffe (Wert, Arbeit,

Geld usw.) in ihrer abstraktesten Form und setzte ihre praktische Gültigkeit in Beziehung zur Anatomie der komplexesten Wirklichkeit, die damals bekannt war: derjenigen der bürgerlichen Gesellschaft. Was Marx von den klassischen Ökonomen unterscheidet, ist, daß er die theoretische Analyse abbricht und der Entwicklung nachgeht, die von der ursprünglichen Existenzform dieser Kategorien bis hin zur kapitalistischen Gesellschaft seiner Zeit führt, um so ihre Dynamik und Vergänglichkeit hervorzuheben (vgl. ebd., 264f.). Diese Position wurde später von Roman Rosdolsky, der in seinem Buch *Marx' spezifische Behandlung von Geld, Arbeit und Wert* diskutierte, ebenfalls erörtert (1968, Kap.9). Hier wird der Unterschied zu Ricardo stark betont. Tanja schrieb, als sie ihrem Schwager Sraffa Kommentare übermittelte: »Es ist sehr schwierig, Ricardos philosophische Bedeutung, wenn es eine solche gibt, einzuschätzen, denn er selbst, im Gegensatz zu den Philosophen der Praxis, widmete seine Aufmerksamkeit nie einer historischen Betrachtung seines eigenen Denkens.« (Brief vom 5. Juli 1932, zit.n. Badaloni 1986, 16)

Bemerkenswert ist, daß die Methode des »Angenommen, daß ...« in einem der bedeutendsten Bücher der letzten Jahrzehnte von Ricardos modernem Herausgeber mit großem Geschick angewandt wurde – von Piero Sraffa selbst, Gramscis intellektueller Hauptstütze im Gefängnis, in seinem Buch *Warenproduktion mittels Waren*. Ein Freund Sraffas in Cambridge, den Gramsci weder persönlich noch durch seine Bücher kannte, benutzte eine ähnliche Methode der Abstraktion und Konstruktion von Modellen mit zunehmendem Komplexitätsgrad (wie m.E. auch Gramsci in den *Gefängnisheften*): Ludwig Wittgenstein, vor allem in den *Philosophischen Untersuchungen*, wo im Vorwort die Kritik erwähnt wird, die »Herr P. Sraffa durch viele Jahre unablässig an meinen Gedanken geübt hat«. Im Unterschied zum älteren *Tractatus*, dessen Methode nicht eigentlich eine Kreisbewegung zwischen Abstraktion und konkreter Wirklichkeit einschloß, sah Ferruccio Rossi-Landi in den *Untersuchungen* einen Materialismus am Werk, der zwar »vorwiegend empirisch und biologisch« ist, der jedoch »immerhin schon die Menschen« betrachtet, »die in gesellschaftlichen Gemeinschaften zusammengeschlossen sind« (Rossi-Landi 1972, 26). Natürlich können Konkrektion und Bewegung zwischen Wirklichkeit und Abstraktion, bei Wittgenstein wie bei anderen, auf unterschiedliche Ursprünge zurückgehen, so daß es gewagt wäre, dies ohne weiteres auf Ricardo zu beziehen. Rossi-Landi vertritt diese Position (im Unterschied zu Wittgensteins Schülern, die in einem sozio-politischen Vakuum lebten). Beim späten Wittgenstein bemerke man die »Berufung auf den Kontext, auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Bestandteilen einer gegebenen Totalität, auf die Betrachtung der Prozesse als Zirkulation statt als geradliniger Bewegung in einer Richtung« (ebd., 39f.). Der Akzent liege auf gesellschaftlichen Aspekten. »Waren und Wörtern ist gemeinsam, daß ihnen ihre Werte von den assoziierten Menschen verliehen werden«; Waren und Wörter können sich »als Träger der ihnen verliehenen Werte darstellen, indem sie 'den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eignen Arbeit ... als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegeln' « (ebd., 41)¹².

Welche Bedeutung Ricardo in der Geschichte der Philosophie zukommt, läßt sich nicht abschließend beantworten. Die wenigen Studien über Gramscis

Gebrauch des Dialektik-Begriffs¹³ erlauben kein sicheres Urteil. Ob die wechselseitige Übersetzbarkeit verschiedener Denksphären ineinander¹⁴ auch für den besonderen Fall der Ricardoschen Ökonomie und einer bestimmten Form der Dialektik in der Philosophie behauptet werden kann, ist eine offene Frage.

Croces Marx-Kritik und Gramscis Gegenkritik

Ich beschränke mich im folgenden auf einen methodologischen Punkt und jene Kritikpunkte Gramscis, die sich auf Croces Frühwerk *Materialismo storico ed economia marxista* (1900) beziehen. Sie betreffen die Arbeitswertlehre und den tendenziellen Fall der Profitrate (die definitiven Fassungen sind in Q 10, II, §§ 31ff. enthalten). Die Abhandlungen, aus denen sich das Buch zusammensetzt, wurden geschrieben, als Croce als Marxist galt – was er eine Zeitlang nicht der Mühe wert befand zurückzuweisen – und von Antonio Labriola beeinflusst war, für den indes »Croce nie der sozialistischen Bewegung angehörte« (Labriola 1975, 322). Croce sah in seinem sogenannten Marxismus eine nützliche geistige Waffe gegen die reaktionärsten Tendenzen in der italienischen Geschichtsschreibung, so wie etwa Struve zur gleichen Zeit den Marxismus in seinem Kampf gegen die zaristische Autokratie benutzte. Beide kehrten dann zur Hauptströmung des Liberalismus in ihren jeweiligen Ländern zurück, obwohl Croce, neben Bernstein und Sorel, noch lange als ein Führer der revisionistischen Strömung im Marxismus betrachtet wurde (vgl. Q 10, II, § 3, die Einleitung zu Teil I, Punkt 2 sowie Q 10, I, § 2). Labriola sagte Croce explizit, daß er den Marxismus nur studiert habe, »um zu wissen, wie der Marxismus zu *gebrauchen* ist, nicht um zu wissen, *was er ist*« (Hervorh. D.B.), und »um zu wissen, welchen Platz er dem Marxismus in seiner Bildung geben sollte« (Labriola 1975, 165 u. 269).

Croce behauptet, daß die Arbeitswertlehre nicht nur keine »allgemeine Wertlehre« sei, auch nicht, daß sie falsch ist (was von einigen Sraffa-Anhängern behauptet wird), sondern daß »sie keine eigentliche Werttheorie ist«. Die allgemeine Werttheorie sei statt dessen die der »hedonistischen oder Österreicherischen Schule«, die den Wert nach der Summe der zur Produktion eines Gutes oder einer Ware notwendigen »Anstrengungen (Nachteile, Opfer, Verzichtleistungen usw.)« berechnet (MS, 76). Tatsächlich versuchten damals einige Marxisten, dem Marxismus das hedonistische Postulat aufzupropfen, und über die Arbeiten Paretos und Pantaleonis scheint auch Croce von dieser Strömung nach 1870 beeinflusst. Nach Croce basiert Marxens Wertbegriff auf jener »besonderen Wertbildung, die in einer bestimmten (kapitalistischen) Gesellschaft stattfindet, im Unterschied zu jener, die in einer hypothetischen und typischen Gesellschaft stattfinden würde« (MS, 32). Er entspringt also dem »Vergleich zweier besonderer Werte«, einem »elliptischen Vergleich« (ebd.). Gramsci entgegnet, daß Marxens Theorie auf eine lange Geschichte zurückgeht, »die in den Lehren Ricardos kulminiert, und die historischen Vertreter dieser Lehre beabsichtigten gewiß nicht, elliptische Vergleiche anzustellen« (Q 10, II, § 38). Ein mildernder Umstand für Croce mag darin gesehen werden, daß die *Theorien über den*

Mehrwert erst ein Jahrzehnt nach seinem Buch veröffentlicht wurden. Allerdings werden diese historischen Studien auch in den späteren Ausgaben nicht berücksichtigt. An anderer Stelle (MS, 67f.) klammert Croce »alle Güter, die durch Arbeit nicht vermehrt werden können«, aus der Rechnung aus, ebenso »alle Klassenunterschiede«, »alle Weisen der Verteilung des produzierten Reichtums«, um zu einer »allgemeinen und abstrakten ökonomischen Gesellschaft« zu gelangen; dann würde der »Arbeitswert als die der ökonomischen Gesellschaft als solcher eigentümliche Bestimmung des Werts erscheinen«. Dieser ahistorische Abstraktionsprozeß, der bei dem von Croce zustimmend erwähnten »reinen« Ökonomen Pantaleoni endet, hat mit Marxens Methode wenig zu tun. Gramsci bemerkt dazu, daß »der für die kritische Ökonomie kennzeichnende Typ von wissenschaftlicher Hypothese, der keine ökonomischen Prinzipien von einem zeit- und ortlosen Menschen im allgemeinen abstrahiert, sondern Gesetze eines bestimmten Gesellschaftstyps« aufstellt, keineswegs, wie die zeitgenössischen Kritiker behaupteten, beliebig und weniger konkret ist als »der Typ von Hypothese der reinen Ökonomie« (Q 10, II, §38).

Vor diesem Hintergrund kann man Labriolas Urteil über Croce nur zustimmen. Croce sieht bei Marx ein asymptotisches Fortschreiten von logischer Abstraktion hin zu einer idealen klassenlosen Gesellschaft, in der allein eine Arbeitswerttheorie gültig sein kann, weil alle ihre Güter in Arbeitsprodukten bestehen. Er akzeptiert nicht, daß der Abstraktionsprozeß darauf zielt, die Form der Arbeit in jeder Gesellschaft begrifflich zu verselbständigen, und daß folglich in jeder Gesellschaft, unabhängig von den Austauschmechanismen, eine Arbeitswertlehre Gültigkeit hat. Auch sein seltsamer Ausdruck »sopravalore« (eine Art »Extra-Wert«) statt »plusvalore« (Mehrwert) zeigt an, daß er bei seiner Rekonstruktion des Marxschen Gedankengangs zwei miteinander unvereinbare Paradigmen verwendet: da der »sopravalore« als ein Extra-Wert zu verstehen sei, verlassen wir nach Croce damit den Bereich der reinen Ökonomie. So kommt er zu dem Schluß, daß die marxistisch verstandene Ökonomie dann gerechtfertigt ist, wenn man sie nicht als »allgemeine ökonomische Wissenschaft versteht, sondern als vergleichende soziologische Ökonomie« (MS, III).

Gramsci fragt, ob nicht gerade das, was Croce an Marxens Verfahren als »eine ständige Vermischung von theoretischer Deduktion und historischer Deskription« (MS, 160; Q 10, II, §37) kritisiert, die Überlegenheit der kritischen Ökonomie über die reine Ökonomie ausmacht. Denn diese »Vermischung« ermöglicht es ja, allgemein-gesellschaftliche Bestimmungen von ihrer historischen Spezifik zu unterscheiden und so die Gewordenheit der ökonomischen Kategorien zu beleuchten. Gramsci weist darauf hin, daß der sogenannte *homo oeconomicus*, gefaßt als »die Abstraktion der Bedürfnisse und der ökonomischen Operationen einer bestimmten Gesellschaftsform« (Q 10, II, §27), keineswegs »außerhalb der Geschichte« liegt. Im Kontext geht es gegen Pantaleonis Auffassung des Individuums als eines »Ensembles von Schmerz- und Lustempfindungen« (Q 10, II, §30), eine Auffassung, die Gramsci im französischen Sensualismus des 18. Jahrhunderts und dessen Weiterentwicklung im Positivismus des folgenden Jahrhunderts verortet.

Als Croce die Abhandlungen für *Materialismo storico ed economia marxista*

schrrieb, war der dritte Band des *Kapital* eben erschienen. In einer Polemik über die Profitrate wurden in Filippo Turatis Zeitschrift *Critica Sociale* (1894) sogar Zweifel an der Existenz des Buches laut (trotz der Tatsache, daß in der *Neuen Zeit* damals Kapitel veröffentlicht wurden und Engels Teile des Buches an einzelne Personen in Italien sandte; vgl. Labriola 1975, 180). Gramsci bemerkt, daß Croce seine Kritik zu diesem Zeitpunkt – im Gegensatz zu später – behutsam formuliert (Q 10, II, §31). Ihre Stichhaltigkeit wird dadurch beeinträchtigt, daß er technische Neuerungen lediglich auf der Ebene der einzelnen Fabrik betrachtet – was, wie Gramsci zeigt, die Möglichkeit eines großen Wachstums der Profitrate bietet –, ohne die fallende Profitrate in Rechnung zu stellen, sobald diese Neuerung sich allgemein durchgesetzt hat. Croce gehe fälschlicherweise davon aus, daß »jeder technische Fortschritt unmittelbar, als solcher, einen Fall der Profitrate verursacht« (Q 10, II, §36; vgl. MS, 151ff). Im *Kapital* werde betont, »daß der technische Fortschritt einen widersprüchlichen Entwicklungsprozeß bestimmt« (ebd.), in dem der Fall der Profitrate nur ein Faktor ist. Gramsci kritisiert, daß Croce sich lediglich auf die fragmentarische Behandlung im 3. Band des *Kapital* bezieht, ohne Band 1 einzubeziehen – als verstehe Croce die Äußerungen im 3. Band als Korrektur einer irrtümlichen Behandlung in Band 1.

Im selben Paragraphen reflektiert Gramsci den Versuch einzelner Industrierler, den allgemeinen Wirkungen des Gesetzes zu entkommen: Sie müssen »unablässig neue fortschrittliche Änderungen in allen Arbeits- und Produktionsbereichen einführen ... Die gesamte industrielle Tätigkeit Henry Fords kann man von diesem Gesichtspunkt aus studieren: ein ständiger, unablässiger Kampf, um dem Gesetz des Falls der Profitrate zu entkommen«. Dabei begreift Gramsci diese gegenläufigen Tendenzen, die Croce nicht wahrnimmt, nicht im Sinne physikalischer Kräfte, die ein System wieder ins Gleichgewicht bringen (das Prinzip Le Châtelier), sondern als Ausdruck eines »organischen Gesetzes«, des widersprüchlichen Zusammenhangs mit einem gegenläufigen Gesetz, »dem des relativen Mehrwerts, der die molekulare Ausdehnung des Fabriksystems bestimmt«. Croce sagt hierzu ausdrücklich, daß ein kontinuierlicher Fall der Profitrate »nichts anderes als das automatische und unmittelbar bevorstehende Ende der kapitalistischen Gesellschaft« bedeuten würde (vgl. etwa das Vorwort zur zweiten Auflage von MS) – eine ungewöhnliche Aussage für jemanden, der sich selbst gerne als dialektischen Denker sah. Gramsci sagt dagegen, daß der »progressive molekulare Schub zu einem tendenziell katastrophalen Ergebnis für das gesellschaftliche Ganze führt, zu einem Ergebnis, von dem andere, einzelne progressive Schübe in einem ständigen Überholvorgang ihren Ausgang nehmen« (ebd.). Gramsci nähert sich damit marxistischen Autoren wie Henryk Grossmann¹⁵ und Roman Rosdolsky (aaO., 382), der aus den *Grundrissen* eine englisch geschriebene Passage über den Widerspruch zwischen der produktiven Entwicklung der Gesellschaft und den existierenden Produktionsverhältnissen zitiert: »These contradictions lead to explosions, cataclysms, crises, in which by momentaneous suspension of labour and annihilation of a great portion of capital the latter is violently reduced to the point, where it can go on.« (*Grundrisse*, 636)

Die Notizen zur Profitrate sind als solche schon bedeutend, weil sie, wie Potier bemerkt¹⁶, von italienischer Seite den ersten Versuch einer bündigen Antwort

auf die von Croce aufgeworfenen Fragen darstellen. Gramsci schreibt abschließend, daß das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate »dem Amerikanismus zugrundeliegt« und »auf der Basis des Taylorismus und Fordismus studiert werden müßte« (Q 10, II, §41.7). Die technologischen Innovationen ebenso wie die Herausbildung eines neuen, gut bezahlten Typs von Arbeitern, die Vermeidung von Ausschuß durch Wiederverwertung, die Schaffung von Nebenprodukten, die Ausdehnung von Märkten usw. zielten darauf, den Wirkungen des Gesetzes zu entkommen.¹⁷ Nach ihrer Veröffentlichung 1948 bleiben Gramscis Notizen unbeachtet, denn eine Ökonomiedebatte wird in der Linken in Italien zunächst nicht geführt, vielleicht deshalb, weil der Wunsch nach Konsolidierung der Löhne zu einem Kompromiß mit den Unternehmern geführt hatte. Gegen die offizielle politische Linie der Linken, für die »Ausbeutung« Anwachsen der absoluten Mehrwertproduktion hieß, konnten die Fließbandarbeiter nur schwer geltend machen, daß das fordristische Konzept einer effizienteren und intensiveren Nutzung von Kapital wichtiger geworden war. Die kurzlebige, aber einflußreiche Zeitschrift *Quaderni rossi*, gab damals den Anstoß zu Fragen, die denen Gramscis ähnlich waren (vgl. Potier 1986, 262 u. 408-23). Panzieri, einer der wichtigsten Repräsentanten dieser Strömung, mußte als Übersetzer des dritten Bandes des *Kapital* über Marxens Behandlung der Gründe für den tendenziellen Fall der Profitrate nachdenken. Die Schwäche der Gruppe lag in ihrem »Ouvrierismus«, der – im Gegensatz zu Gramsci – sich nie die Frage stellte, wie der Übergang von der Fabrik auf die Ebene der nationalen Gesellschaft zu bewerkstelligen sei.

Stellung der Notizen zur Ökonomie im Gesamtwerk

Gramscis Notizen zur Ökonomie stellen den Versuch dar, die Selbständigkeit der marxistischen Ökonomie zu begründen, indem ihre Beziehung zum vorhergehenden Denken bestimmt wird. Zu ihren Verdiensten gehört, daß gegen den falschen Objektivismus der Grenznutzentheorie die Voraussetzungen der klassischen Ökonomie neu formuliert werden. Die Begriffe »homo oeconomicus«, »determinierter Markt«, »Tendenzgesetz« werden in Zusammenhang mit der sie tragenden Philosophie gebracht, was der Grund dafür sein dürfte, daß sie vor allem im Rahmen eines Heftes über Philosophie zu finden sind. Die Notizen können als logisches Vorspiel zu *Amerikanismus und Fordismus* gelesen werden, wobei man jedoch darauf achten muß, daß Gramsci die allgemeinen Bemerkungen zur ökonomischen Wissenschaft chronologisch nicht zuerst geschrieben hat. Obwohl das Fordismus-Heft nach der Croce-Kritik geschrieben wurde, sind die Entwürfe dazu bereits zwei Jahre zuvor entstanden.

Die Notizen sind ferner von Bedeutung für die wenig bekannten Kommentare zur Weltwirtschaftskrise. Ein paar frühe Notizen dazu finden sich in Q 6, die Hauptparagrafen wurden jedoch, ohne vorhergehenden Entwurf, in der ersten Hälfte von 1933 geschrieben. Das geringe Interesse an ihnen mag sich zum Teil daraus erklären, daß sie sich in verschiedenen Heften befanden und von den ersten Herausgebern in drei verschiedene Bände aufgenommen wurden. Chronologisch wie logisch darf man annehmen, daß besonders die Ausführungen zur

Profitrate für Gramscis Diskussion der Weltwirtschaftskrise grundlegend waren (vgl. Potier 1986, Kap.3).

In seiner Rekonstruktion der ökonomischen Wissenschaft stellt er diese von Anfang an in Zusammenhang mit den vorherrschenden sozio-ökonomischen Bedingungen. Dazu gehören jene verstreuten Notizen, in denen es um einen neuen Persönlichkeitstyp geht, dessen Herausbildung Gramsci in einer neuen künftigen Gesellschaft erwartet. Dies verweist darauf, daß, wie Wolfgang Fritz Haug gezeigt hat, jedes hegemoniale Projekt notwendig eine ökonomische Komponente haben muß.

Gramscis Diskussion des tendenziellen Falls der Profitrate führt auf allgemeinere Methodenfragen. Vor allem zeigt sich, daß ökonomische Gesetze nicht mit Naturgesetzen identifiziert werden dürfen. Sobald eine Kette von Ereignissen in Bewegung gesetzt ist, treten – bei allen Regelmäßigkeiten – gegenläufige Kräfte auf, so daß das Resultat kaum (oder überhaupt nicht) vorhersagbar ist. Nur Spott hat er für den Gedanken, der aus der einmaligen Wiederholung eines Ereignisses bereits ein Gesetz macht. In seiner vorläufigen »Schlußfolgerung« (Q 10, II, §57) nimmt er an, daß die Ökonomie wahrscheinlich »eine Wissenschaft sui generis« ist. Das entfernt ihn von den orthodoxen Marginalisten und rückt ihn vielleicht näher heran an Keynes, der in der Einleitung zu seiner *Allgemeinen Theorie* schreibt, daß die Ökonomie eine »moralische Wissenschaft« (moral science) ist.

Die abstrahierende Methode in Verbindung mit der historischen Analyse der Genese sozioökonomischer Kategorien wird, meine ich, von Gramsci selbst bei der Entwicklung eines seiner Schlüsselbegriffe angewandt: der des historischen Blocks. Er benutzt den Ausdruck verschieden, als Block von Intellektuellen und Volk, von Basis und Überbau, von Herrschenden und Beherrschten, als ökonomisch-politischer historischer Block. Alle diese Begriffe enthalten Elemente dessen, was sonst als Gesellschaftsformation bezeichnet wird, und vielleicht ist mit dem letztgenannten genau das gemeint. Warum aber benutzte Gramsci dann nicht einfach diesen Ausdruck (so wie er in den ökonomischen Notizen einige Male *forma sociale* anstelle des eher zu erwartenden *formazione sociale* verwendet)? Der Grund liegt wohl darin, daß im Begriff des historischen Blocks das dynamische, hegemoniale Element betont wird, so daß es sich weniger um ein »skalares« als um ein »vektorielles« Konzept handelt. Um einen klassischen Ausdruck aus der Saussureschen Linguistik zu gebrauchen: Der Begriff liegt an der Schnittstelle von diachroner Entwicklung und synchroner Beschreibung der Gesellschaft.

Aus dem Englischen von Peter Jehle

Anmerkungen

- 1 Die Datierungen der Hefte folgen der von Gianni Francioni etablierten Chronologie (Francioni 1984). – Die Merkantilisten bevorzugten, grob gesagt, die Akkumulation von Edelmetallen als der am meisten wünschenswerten Form des Reichtums; daher die strenge Kontrolle des Außenhandels (als deren Extremform der Gewinn von Kriegsbeute angesehen werden darf) zur Sicherung von Überschüssen. Die Physiokraten waren dagegen der Auffassung, daß der Reichtum auf Ackerbau und effizienter Absatzpolitik basierte. Daher war ein Hauptpunkt für sie das Verhältnis von Stadt und Land, ganz wie für Machiavelli in der Politik.

- 2 Vgl. den Brief vom 27. April 1932, den Gramsci von seiner Schwägerin Tatjana Schucht, die darin Sraffas Bemerkungen in einem an sie gerichteten Brief vom 21. April wiedergibt, erhielt (LC, 589 u. 616f). Vgl. außerdem Nicola Badalonis Vorwort zu Santucci 1986, 13.
- 3 Gramsci weist an dieser Stelle darauf hin, daß William Petty in den *Theorien über den Mehrwert* von Marx als »Begründer der klassischen Ökonomie« bezeichnet wird. Kautskys Ausgabe der *Theorien* (Bd.1, »Die Anfänge der Theorie vom Mehrwert bis Adam Smith«, Stuttgart 1919) beginnt mit dem Satz von Marx: »Der Begründer der modernen politischen Ökonomie ist Sir William Petty, einer der genialsten und originellsten ökonomischen Forscher.« Tatsächlich besaß Gramsci vor seiner Verhaftung ein Exemplar der französischen Übersetzung von Kautskys Ausgabe, die man ihm ins Gefängnis schicken sollte; seiner Bitte wurde jedoch nicht stattgegeben, so daß er hier wohl aus dem Gedächtnis zitiert.
- 4 »Cantillon hat einen sehr berechtigten Anspruch darauf, wichtigster Vorläufer sowohl der klassischen wie der neoklassischen Schule zu sein« (Spengler 1954).
- 5 Das betrifft schon sein Geburtsdatum und die verworrene Veröffentlichungsgeschichte seines *Essai*. Die sogenannte englische Ausgabe von 1759 ist wegen ihrer Unzuverlässigkeit so gut wie wertlos.
- 6 Antoin E. Murphy erzählt, daß Cantillon am Tag vor dem Feuer zehntausend Pfund von seiner Bank abhob; etwas später traf ein gewisser Chevalier de Louvigny, beladen mit Gold und Waffen, in der dänischen Kolonie von Surinam ein, und als Soldaten ihn stellen sollten, fanden sie lediglich Dokumente vor, die alle mit Richard Cantillon zu tun hatten (vgl. *Financial Times Weekend Supplement*, 14.3.1987). Es scheint durchaus möglich, daß es sich bei dem verbrannten Körper um jemand anderen handelte und Cantillon das Land unter einem Pseudonym verlassen hatte, um drohenden Beschuldigungen zu entkommen. Für weitere Einzelheiten vgl. u.a. das *Dictionary of National Biography* sowie die *Cambridge Bibliography of Economics 1751-1755* (1935).
- 7 Die erste Ausgabe war 1889 unter dem Titel *Manuale di economia pura* erschienen.
- 8 Die englische Fassung lautet: »Wealth in itself is nothing but the Maintenance, Convenience, and Superfluities of Life. To all this the Labour of man gives the form of Wealth.«
- 9 1931 erscheinen eine englische Ausgabe des *Essai* von Henry Higgs und eine deutsche von Friedrich und Hella Hayek sowie zahlreiche Zeitschriftenaufsätze und andere Studien.
- 10 Auch bei anderen Marxisten wird Cantillon kaum erwähnt; vgl. z.B. Shichiro Matsukawa (1965), der von Petty unmittelbar zu Adam Smith übergeht.– Ronald Meek (1979) ist dagegen der Auffassung, daß Cantillon gegenüber Petty die entwickeltere Position vertritt. Der entscheidende Grund für die allgemeine Vernachlässigung liegt vielleicht in dem, was Roll folgendermaßen ausgedrückt hat: Cantillons Theorie könne zwar als Arbeitswerttheorie klassifiziert werden, enthalte aber Elemente einer »Theorie von Angebot und Nachfrage« und werde dadurch zu einer »Produktionskostentheorie abgeschwächt« (1945, 125). Allerdings finde sich bei Smith derselbe Fehler (ebd., 158f).
- 11 Aufgrund seiner späteren Datierung (Frühjahr 1933) und den durchweg schärferen Formulierungen sehe ich in diesem Paragraphen eine Art vorläufiger Zusammenfassung der Notizen zur ökonomischen Wissenschaft. Die ersten Herausgeber bemerkten die relative Bedeutung dieses Paragraphen ebenfalls, beachteten aber nicht genügend seine spätere Datierung und setzten ihn daher an den Anfang der mit »Noterelle di economia« (Kurze Notizen zur Ökonomie) überschriebenen Reihe (in: *Il Materialismo storico e la filosofia di Benedetto Croce*, Turin 1948).
- 12 Rossi-Landi zitiert hier aus dem Kapitel über den »Fetischcharakter der Ware« (*Kapital I*, MEW 23, 86).
- 13 Finocchiaro (1988, 273f) teilt mit, daß ihm bei der Vorbereitung seines Buches lediglich vier größere Studien über Gramscis Dialektik-Verständnis bekannt geworden sind; besonders nennt er Roberto Bobbios »Nota sulla dialettica in Gramsci«, in: *Studi Gramsciani*, Istituto Gramsci, Rom 1958, 73-85.
- 14 Vgl. besonders Q II, §65 mit dem Titel: »Philosophie-Politik-Ökonomie«: »Wenn diese drei Aktivitäten die notwendigen, konstitutiven Elemente ein und derselben Weltanschauung sind, muß es in ihren theoretischen Grundlagen notwendig Konvertierbarkeit der einen in die andere geben, wechselseitige Übersetzung in die jedem konstitutiven Element eigene, spezifische Sprache: das eine ist in dem anderen enthalten, und alle zusammen bilden einen homogenen Kreis«.

- 15 Gramsci nennt sein Buch *Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems* (Leipzig 1929) »sehr interessant« (Q 7, §41). Das Werk wird in bezug auf das Thema der Profitrate (Q 10, II, §33) noch einmal erwähnt.
- 16 Die folgenden Ausführungen sind zum Teil den Argumenten dieses Autors verpflichtet.
- 17 Potier lenkt die Aufmerksamkeit auf den Gegensatz zwischen Gramscis Auffassungen und denen der offiziellen Theoretiker der Dritten Internationale. Verglichen mit Gramsci legen Bucharin («Stabilisation capitaliste et révolution prolétarienne», in: *Correspondance internationale*, 7.12.1926) und Varga (*L'économie de la période de déclin du capitalisme après la stabilisation*, 1928) den Akzent mehr auf die wachsende Arbeitsintensität (Verlängerung der Arbeitszeit und Beschleunigung des Rhythmus). Insgesamt gesehen hat Potier zweifellos recht, aber in seinem Buch von 1934 (*The great crisis and its political consequences*) kommt Varga, scheint mir, den Argumenten Gramscis näher. Varga, der als Leiter des Moskauer »Instituts für Weltökonomie und Politik« politische Anstöße geben konnte, war eine sehr schlaue Person, die gleichzeitig wußte, wie man über Entscheidungen, die von anderen – etwa in der Hierarchie der Komintern – getroffen wurden, zu denken hatte, und deshalb besser als andere in der Lage war, unter dem Stalinismus zu »überleben«; seine Texte müssen daher sorgfältig »zwischen den Zeilen« gelesen werden.

Literaturverzeichnis

- Arias, G., 1928: »Il pensiero economico di Niccolò Machiavelli«, in: *Annali di Economia*. Università Bocconi, Mailand
- Badaloni, N. (Hrsg.), 1986: *Nuove lettere di Antonio Gramsci*. Rom
- Boothman, D., 1988: »Translating *Signal* and *Sign*: The case of Gramsci's Quaderni«, in: A. Loprieno (Hrsg.), *Miscellanea fra linguistica e letteratura*. Perugia
- Croce, B., *1961: *Materialismo storico ed economia marxista* (1900). Bari (zit. MS)
- Finochiaro, M., 1988: *Gramsci and the history of dialectical thought*. Cambridge, New York
- Francioni, G., 1984: *L'Officina Gramsciana*. Neapel
- Gramsci, A., 1975: *Quaderni del carcere*. Turin (zit. Q)
- ders., 1965: *Lettere dal carcere*. Turin (zit. LC)
- Jevons, W.S., 1905: *The Principles of Economics*. London
- Labriola, A., 1975: *Lettere a Benedetto Croce*, Hrsgg. v. Lidia Croce. Neapel
- Marx, K.: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin/DDR 1953 (zit. Grundrisse)
- Marx- Engels-Werke (zit. MEW)
- Matsukawa, S., 1965, in: *Hitotsubashi Journal of Economics* Bd.5/Nr.2. Tokio
- Meek, R., 1979: *Studies in the Labour Theory of Value*. London (*1956)
- Murphy, A.E., 1987, in: »Richard Cantillon – Entrepreneur and Economist«, Oxford
- Potier, J.-P., 1986: *Lectures Italiennes de Marx*. Lyon
- ders., 1987: *Un économiste non conformiste: Piero Sraffa*. Lyon
- Roll, E., 1945: *A History of Economic Thought*. London (1. Aufl. 1938)
- Rosdolsky, R., 1968: *Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen 'Kapital'*. Frankfurt/M.
- Rossi-Landi, F., 1972: »Für einen an Marx orientierten Gebrauch Wittgensteins«, in: ders., *Sprache als Arbeit und als Markt*. München
- Santucci, A. (Hrsg.), 1986: *Nuove lettere di Antonio Gramsci con altre lettere di Piero Sraffa*. Rom
- Spengler, J.J., 1954: *Richard Cantillon: first of the moderns*, in: *The Journal of Political Economy*, Bd. 62, 281-95 u. 406-24.

Christian Löser

Aufarbeitung von Vergangenheit als Gegengeschichte?

Zu Wolkogonows Stalin-Biographie*

Zum Stichtag einer *öffentlich* geführten Diskussion zu dem, was allenthalben »Stalinismus« genannt wird, wurde in der Sowjetunion der 7. November 1987. Den Startschuß gab M. Gorbatschow mit seiner Rede zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution. Die staatlich verordnete Verdrängung ist aufgehoben. Daher finden sich in sowjetischen Tageszeitungen und Zeitschriften nicht nur Darstellungen über bekannte Opfer (etwa N. Bucharin, G. Sinowjew, L. Kamenjew, A. Rykow usw.) und Täter, (L. Berija, A. Wyschinski usw.) Stalinscher Willkürherrschaft, sondern auch Schilderungen des Erlebten durch den »einfachen Mann« und die »einfache Frau«. Während 1988 überall – selbst auf der Straße, in Restaurants – eifrigst über Opfer und Täter der Massenrepressalien debattiert wurde, oft außerordentlich emotional persönliche Betroffenheit artikulierend, liefen gleichzeitig alte Rituale, einem Naturprozeß gleichend. Auch am 22. April 1988 sollten bei Schneetreiben Kinder an einem Lenindenkmal frierend Schlange stehen, um den Genius Lenin an seinem Geburtstag mit einer Blume zu ehren. Aber auch dies geschieht 1988: In allen Lehr- einrichtungen der Sowjetunion finden Prüfungen zur Geschichte der KPdSU nicht statt und die entsprechenden Lehrprogramme werden außer Kraft gesetzt. Etwas völlig Neues für die Sowjetunion geschieht: Offizielles und Öffentliches sind nicht mehr identisch. Mehr noch, es entsteht hinsichtlich der Geschichtsschreibung ein Vakuum. Es geht längst nicht mehr nur um das Beschreiben der »weißen Seiten« in der Geschichte der Sowjetunion, der Geschichte der KPdSU sowie der Geschichten der Nationen und Völker dieses Landes. Die geforderte »ganze Wahrheit« über die Vergangenheit ist nicht durch das Hinzufügen des bisher Verschwiegenen zu gewinnen. Es scheint sich zu zeigen, daß die »ganze Wahrheit« zu einer ganz anderen Wahrheit wird. Aber auch *die* »ganze Wahrheit« verflüchtigt sich sofort. Es gibt auf einmal eine Pluralität »ganzer Wahrheiten«, eine Pluralität von Gegengeschichten.

Wolkogonow, der Schon Anfang der achtziger Jahre erfolglos um die Erlaubnis ersucht hatte, zu diesem Thema arbeiten zu dürfen, unternimmt zunächst den Versuch, die »weißen Seiten« zu beschreiben. Umfangreich kommen Dokumente der zwanziger bis fünfziger Jahre zu Wort, wie Parteitage, Parteikonferenzen sowie Aufsätze, Broschüren und Bücher der Mitglieder der Parteiführung; also auch derjenigen, die bis in die achtziger Jahre hinein offiziell als »antileninistische Oppositionelle« und »Opportunisten« sowie »rechte Kapitulanten und Abweichler« galten: Darüber hinaus zitiert und referiert Wolkogonow aus dem Zentralen Parteiarchiv, dem Zentralen Staatsarchiv der Oktoberrevolution, dem Archiv der EKKI, dem Archiv des Obersten Gerichts der UdSSR, dem Archiv des Generalstabs, dem Archiv der Außenpolitik der UdSSR, dem Zentralen Staatsarchiv der Sowjetarmee u. a. Er hat Stalins Bibliothek gesichtet, den Bestand aufgelistet und einzelne Bücher hinsichtlich der Unterstreichungen und Randbemerkungen Stalins untersucht (1/2, 113f.). Als weitere Quelle dienen Gespräche mit Personen, die Stalin persönlich kannten.

* Dimitri Wolkogonow: Triumph und Tragödie. Politisches Porträt des J.W. Stalin. In zwei Bänden. Brandenburgisches Verlagshaus, Berlin 1990 (1163 S., br., ca. 55 DM)

Die recherchierten Fakten ergeben noch keine Geschichte und die »weißen Seiten« lassen sich nicht alleine durch eine Chronologie der »harten Tatsachen« füllen. Es ist das Interesse des Autors und des Adressaten, das die erinnerte Vergangenheit erneut zu einer Geschichte formiert. Insofern ist es kein Zufall, daß Gorbatschows Rede eine lawinenartige Flut von Publikationen und auch Beiträgen in Rundfunk und Fernsehen der Sowjetunion auslöste. Sollte die Politik der Perestrojka glaubwürdig bleiben oder werden, mußte mit den poststalinistischen Tabus gebrochen werden. Zugleich zeigte sich, daß die Widerstände gegen die Reformbemühungen aus einer Praxis und aus einem Erfahrungshorizont sowie politischen Strukturen erwachsen, die insbesondere in den dreißiger Jahren sich herausgebildet hatten, und dann in den sechziger und siebziger Jahren, nach den Reformversuchen des XX. Parteitag der KPdSU, wieder zementiert wurden (1/2, 13 und 2f., 241ff.). Ein zentrales Anliegen Wolkogonows besteht darin, den nach wie vor vorhandenen Stalinkult überwinden zu helfen, indem das bei einem Teil der Bevölkerung verklärte Bild der Vergangenheit zerstört wird. Die symbolische Kraft des Namens Stalin ist bis heute wirksam. Mit ihm werden Errungenschaften des Sozialismus (der Aufstieg des rückständigen Rußland zu einer Großmacht, die Industrialisierung, die Entwicklung eines Gesundheits- und Bildungswesens usw., die Zerschlagung des Hitlerfaschismus) verbunden, so daß Angriffe auf Stalin als Angriffe auf diese Errungenschaften verstanden werden und die geschichtliche Identität von Generationen zentral in Frage stellen. Sehr vorsichtig geht Wolkogonow zum Beispiel den Mythos vom »genialen Feldherrn« an: »Noch vor Jahren wußten wir alle sehr wenig über Stalin. Er glich einem marmornen Standbild im Licht der Sonne; die Seite, die von ihren Strahlen gewärmt und liebkost wurde, erstrahlte als Genie. Die andere jedoch, die im düsteren Schatten lag, existierte gleichsam nicht. Heute jedoch, da wir fortwährend neue Seiten im Geschichtsbuch entdecken, wird uns immer klarer, daß auch die 'Sonnenseite' nur Schein war. Der echte, der wirkliche Stalin verbarg sich stets im Schatten hinter der Statue, die sich dem Volk zur Schau darbot.« Die Reaktion seiner Leser in Rechnung stellend, schreibt er weiter: »Ich weiß, diese Behauptung empört und erzürnt so manchen. Vor dreißig Jahren hätte ich sicher ähnlich reagiert. Je eingehender ich mich jedoch mit Originaldokumenten, Unterlagen und Augenzeugenberichten befaßte, desto mehr kam ich zu der Überzeugung, daß selbst auf dem Gebiet, auf dem sich das Phantombild eines großen 'Führers' noch bis in die jüngste Zeit gehalten hatte, von einem Genie keine Rede sein konnte.« (2/1, 243)

Das Buch will den »himmlischen Stalin« auf die Erde zurückholen, den »irdischen« Stalin vorstellen und zeigen, wie der »himmlische« entstand und lebt. Eine Argumentationslinie besteht darin, die »Mythen« mit den recherchierten Tatsachen zu konfrontieren. Sie bezieht sich explizit (1/1, 49 und 203ff. und 1/2, 107) oder auch implizit auf die »Geschichte der KPdSU (B)« sowie auf »J.W. Stalin. Kurzbiographie«. Bedenkt man, daß die »Geschichte der KPdSU (B)« in einer Auflage von 43 Millionen Exemplaren in der Sowjetunion erschienen ist und die in dieser Schrift vorgenommene Sanktionierung eines Geschichtsbildes und der Lehre des Marxismus-Leninismus in der »Geschichte der KPdSU« ungebrochen weiterlebt (vgl. Georges Labica, *Der Marxismus-Leninismus*, Berlin 1986, 35ff.), dann wird man ahnen können, welche Bedeutung die Zerstörung des Mythos Stalin in der Sowjetunion hat. Es geht jedoch nicht nur darum, die mit diesem Mythos sich identifizierenden Menschen aufzuklären, sondern auch jene anzusprechen, die Stalin und Sozialismus gleichsetzen, um den Sozialismus überhaupt zu verabschieden. Damit ist eine zweite Argumentationslinie berührt.

Die Destruktion des »himmlischen Stalin« bringt eine Gegengeschichte hervor,

die zwar bisherige Einschätzungen und Wertungen Stalins umkehrt, etwa durch die Feststellung, daß in seiner Interpretation Lenins viele Ideen Lenins »gründlich umgekehrt wurden«. Stalins Argumente gegen Trotzki, Sinowjew, Kamenjew, Bucharin, Radek und viele andere »sind wissenschaftlich unhaltbar« (1/1, 202). Dabei hatte Stalin »wie kein anderer gelernt, seine Linie, seine Position in Worten mit der Lenins *gleichzusetzen*. Hier ... verbirgt sich eines der Geheimnisse für seine Unterstützung durch die Partei« (1/1, 196). Diese Umkehrung erfolgt jedoch auf dem Hintergrund eines Leninbildes, das dem »marmornen Standbild im Licht der Sonne« gleicht, das Stalin für sich reklamierte, indem er sich mit Lenin gleichsetzte. In dem Maße, wie der »himmlische Stalin« profan wird, leuchtet das eigentliche »marmorne Standbild«, der »himmlische Lenin«. Stalin »mußte sich immer mehr davon überzeugen, daß der Genius Lenins vieles vorweggenommen hatte ... Stalins Denken war nicht einmal imstande, sich der Denkkraft Lenins auch nur anzunähern.« (1/1, 201) »Die geistige, intellektuelle Macht Lenins über Stalin war offenkundig.« (1/1, 104) Oder: »Bei der Einschätzung des Genius Lenins darf ... nicht übersehen werden, daß er häufig von Mitstreitern nicht verstanden wurde. Was er sah, konnten Kampfgenossen nicht erkennen. Ein letztes Mal wird er nach seinem Tod nicht verstanden und nicht unterstützt werden: Viele seiner dringenden Warnungen sollten unterschätzt werden. Das kommt die Partei und das Volk sehr teuer zu stehen.« (1/1, 137)

Die »Evolution des Abgleitens zur Gewalt« (1/1, 212) wird dem Leser als ein präformierter Prozeß vorgeführt: »Die Geschichte hat deutlich gemacht, daß die Macht einen Menschen sein wahres Gesicht zeigen läßt. Stalin begann ein anderer zu werden. Viele schlimme Neigungen, die in diesem unauffälligen Manne geschlummert hatten, sollten sich nun rasch zeigen. Stalin zeigte sein wahres Gesicht.« (2/2, 234) Zwar sei Stalin nicht von Kindheit an ein Bösewicht gewesen. Aber die Beziehungen zu seinem Vater ließen ihn lernen, sich zu verstellen und die bezogenen Prügel verbitterten den Jungen (1/1, 33 und 1/2, 162). Von diesem Ausgangspunkt her wird die immer deutlicher werdende Bösartigkeit dieses Menschen vorgeführt: »Die Herzlosigkeit, Kälte, berechnende Art und Vorsicht Stalins wurden möglicherweise von dem schweren Leben des Berufsrevolutionärs weiter ausgeprägt.« (1/1, 34) Hinzu kommen noch persönliche Schicksalsschläge: »... durch den Tod seiner Frau (wurde) er noch gefühlloser.« (1/1, 35) Wolkogonow bleibt damit in einer Denkweise befangen, sie er gerade destruieren will. Die oft moralisierenden Charakterisierungen erinnern zudem fatal an jene, die Stalin, Molotow, Wyschinski u.a. gegenüber ihren Opfern gebrauchen und die Wolkogonow auch reichlich zitiert. Ausdrücklich hebt er hervor, daß die Moral neben ökonomischen, sozialen, politischen und geistigen Parametern das entscheidende Kriterium der Bewertung Stalins sei (2/2, 243f.). Aus dieser Argumentationslinie ergibt sich folgerichtig, daß Wolkogonow Stalin und Hitler in einem Atemzug nennt (2/2, 243).

Liegt in der Person Stalins beschlossen, daß der *Triumph eines Menschen zur Tragödie eines ganzen Volkes wurde* (1/1, 21), so versagte andererseits die Leninsche Garde im »entscheidenden Moment, denn sie gestattete es einem Menschen mit diktatorischen, cäsaristischen Neigungen, die Macht in Partei und Staat an sich zu reißen. Sie alle hielten sich für Leninisten, vermochten es jedoch in der kritischen Minute nicht, den letzten Willen des Führers unserer Revolution (!) zu erfüllen.« (1/1, 104f.) Warum dies möglich war, erklärt Wolkogonow im wesentlichen durch die Beziehung zwischen Stalin und Trotzki (1/1, 104ff. und 1/2, 152ff.).

Neben diesen Argumentationslinien findet sich eine andere, die von der Person Stalins abhebt und soziale Mechanismen und historische Besonderheiten der jungen Sowjetunion hervorhebt. Erwähnt wird die Aufbruchstimmung in der Sowjetunion

der dreißiger Jahre und die gleichzeitige kulturelle Rückständigkeit in der großen Masse der Bevölkerung und auch in der Kommunistischen Partei, insbesondere das Fehlen demokratischer Traditionen. Dies wird als eine der Ursachen angesehen, daß sich das Volk erniedrigte, indem es sich einen Gott schuf (1/2, 100ff. und 129f.). »Erst die soziale Praxis, die Strategie und Taktik der Erhöhung dieser einen Persönlichkeit schufen allmählich ein bestimmtes Beziehungsgefüge. Nur in diesem Beziehungsgefüge konnte die Autorität des Führers solche Prozesse in Gang setzen, die wir seit langem als Personenkult bezeichnen« (1/2, 110). Auch den Mechanismus, mit der Schaffung von »Volksfeinden« ein System des sozialen Selbstschutzes gegen die allgegenwärtige Angst zu installieren, thematisiert Wolkogonow. Lobpreisung des »Führers« mit ständig sich übertreffenden Superlativen und ein System gegenseitiger sozialer Kontrolle bis hin zur Denunziation kennzeichnen diesen Mechanismus (1/2, 166f., 172f., 213f., 221ff.).

Teilt man diesen Erklärungsansatz, dann muß die These verwundern, daß »die Gesellschaft trotz gewaltiger moralischer Fehlleistungen und physischer Opfer als Ganzes nicht entartete (!) und im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bereich bedeutende Erfolge errang. Wenn eine andere Person, ein Führer Leninschen Typus (!), an der Spitze gestanden hätte, wären diese Erfolge sicher noch großartiger ausgefallen.« (1/2, 164) Zu fragen bleibt, ob mit einer solchen Sichtweise die tatsächlichen Schäden der Gesellschaft sowie die realen Bedingungen der Möglichkeit einer Erneuerung erfaßbar sind. Ob mit dem Leitmotiv des Buches, »daß das Gewissen immer eine Chance hat, selbst wenn der Triumph eines einzelnen Menschen in die Tragödie von Millionen umschlägt« (2/2, 245), das Anliegen Wolkogonows, einen Beitrag zum Gelingen der Perestrojka zu leisten, hinreichend einlösbar ist, muß bezweifelt werden. Die von Wolkogonow erzählte Gegengeschichte verbleibt über weite Strecken in Denk- und Erklärungsmustern befangen, die Gegenstand der Kritik sind. Gerade deshalb aber empfiehlt sich die Lektüre dieses Versuches, ein politisches Porträt Stalins zu entwerfen. Denn die Art und Weise, wie Wolkogonow bemüht ist, das Phänomen Stalin aufzuarbeiten, muß als eine Schwierigkeit zur Kenntnis genommen werden, die sich aus dem Gegenstand selbst ergibt, sofern Autor und Adressat Moment jenes Gegenstandes sind.

Hanna Behrend

Kollektivschuld oder Rechtsstaatlichkeit?

Am 30. Dezember 1990 hörte ich in den Nachrichten, daß der argentinische Präsident Menem die letzten der vor sechs Jahren zu langen Haftstrafen verurteilten Offiziere, die der Folterung und des Mordes an Zehntausenden Argentinern überführt und zu lebenslänglichen Haftstrafen verurteilt worden waren, begnadigt hat. Dies scheint der jüngste Fall von politischen Verbrechern zu sein, die davonkommen. Es ist jedoch keineswegs der einzige.

Die Schreibtischmörder, Justizverbrecher, KZ- und Euthanasieärzte der Nazis kamen seinerzeit in der Mehrzahl der Fälle noch besser weg. Zwar wurden einige wenige der hochrangigen Verantwortlichen für die vielen Millionen Toten des von ihnen ausgelösten Krieges und der verbrecherischen Vernichtung von politischen Gegnern und unschuldigen Opfern von den Verbündeten unmittelbar nach dem Ende des Krieges vor Gericht gestellt und hingerichtet. Aber sobald die Entnazifizierung in die Hände der bundesrepublikanischen Justiz gelegt worden war, erwies sich, daß eine Krähe der anderen kein Auge aushackt. Da kein einziger Nazi-Jurist wegen noch so verbrecherischer Urteile zur Verantwortung gezogen wurde, nimmt es wenig wunder, daß von den 200 000 bis 300 000 der Naziverbrechen Verdächtigten nur 90 921 überhaupt vor Gericht gestellt und 83 140 von ihnen bald wieder freigelassen wurden. Nur zwölf Naziverbrecher sind zum Tode verurteilt worden, 160 zu lebenslänglicher Haft, 6 192 zu Haftstrafen von weniger als fünf Jahren. 140 NS-Verbrecher wurden zu Geldstrafen verurteilt und ein Angeklagter lediglich verwarnet.

Freigesprochen im Verlauf der sogenannten acht Zyclon-B-Prozesse wurde z.B. Herr Dr. Gerhart Friedrich Peters, seines Zeichens geschäftsführender Direktor der Zyclon-B Firma Degesch, der – wohl wissend, zu welchem Zweck er das Giftgas an das KZ Auschwitz lieferte – pro Toten 2 Pfennig Reingewinn einheimste. Wegen seiner »humanen« Gesinnung wurde die Tat nur als Totschlag gewertet und mit fünf Jahren Zuchthaus geahndet. Diese Strafe läuft bei den 2,5 Millionen in Auschwitz Vergasteten auf 1,05 Minuten pro Mord hinaus, die Herr Dr. Peters jedoch niemals absitzen mußte. In den folgenden Revisionsverfahren wurde ihm schließlich nur noch »erfolglose« Beihilfe nachgewiesen, für die er selbstverständlich freigesprochen wurde. Die Kosten des Verfahrens wurden der Staatskasse auferlegt.

Während man im Westen Deutschlands eine »Kollektivschuld« des deutschen Volkes für den Holocaust (weniger für die übrigen Verbrechen der Nazis) anerkannte, blieb die individuelle Schuld konkreter Mörder meist ungesühnt.

Pech hatten die, vergleichsweise wenigen Naziverbrecher, die sich nicht vorsorglich und rechtzeitig in den Westen des Vaterlandes abgesetzt hatten. In der DDR wurden 12 807 Naziverbrecher verurteilt, d.h. alle, deren man habhaft werden konnte, die meisten bereits in den ersten Jahren der Existenz dieses Staates. Allerdings hatte man davor die Nazi-Richter und Staatsanwälte durch neues Personal aus den Kreisen der Kämpfer gegen den Faschismus bzw. Opfer des

Faschismus oder durch politisch unbescholtene junge Leute, die in einem Schnellverfahren ausgebildet wurden, ersetzt.

Im Osten Deutschland wurde die Vorstellung von einer Kollektivschuld des deutschen Volkes zurückgewiesen und der pauschalen Verurteilung aller »kleinen Parteigenossen« relativ bald ein Ende gesetzt.

Allerdings gab es dafür neue pauschal Diskriminierte: ehemalige Westemigranten (natürlich mit Ausnahme solcher wie Kurt Hager), angebliche Zionisten, Menschen mit »West«-Verwandtschaft oder »West«-Kontakten; darunter fielen Kontakte mit solchen »westlichen« Ländern wie dem sozialistischen Jugoslawien oder der Volksrepublik China. Diese Personen und oft sogar ihre Kinder kamen für bestimmte staatliche, politische, gewerkschaftliche, betriebliche und wissenschaftliche Tätigkeiten nicht in Frage, sie konnten natürlich auch oft jahrelang nicht »Reisekader« sein.

Wohlgemerkt: Die Diskriminierten waren damals ebensowenig der Disloyalität dem sozialistischen Staat gegenüber überführt worden, wie heute etwa die von Frau Limbach, unterstützt von Herrn Pätzold (beide SPD) in »die Warteschleife« geschickten Ostberliner Juristen. In der Umkehr des bekannten Rechtsgrundsatzes zu in dubio contra reum erweist sich eine bemerkenswerte Kontinuität.

Die einen wurden und eine weit höhere Anzahl wird heute wieder erst einmal ohne Prüfung des für das Individuum relevanten Sachverhalts benachteiligt, weil sie einer bestimmten Kategorie von Bürgern angehörten bzw. angehören. Damals waren es Juden, Ausländer, ehemalige Mitglieder der KPD, Westemigranten, Mitglieder der Jungen Gemeinde, heute sind es ehemalige SED-Mitglieder, ehemalige ML- oder Stabü-Lehrer und natürlich alle, die in irgendeiner Funktion, und sei es als Deutschlehrer, Hausmeister, Trompeter oder Stenotypistin, bei der Stasi gearbeitet haben.

So begründete Frau Bildungsministerin Birthler (Brandenburg) in der letzten Samstalk-Sendung der ARD die Notwendigkeit und Verfassungsmäßigkeit von Fragebögen, in denen der Mädchenname der Mutter des Antragstellers – etwa seiner ehelichen Geburt wegen? – ebenso wie seine frühere Zugehörigkeit zur SED erfragt wird: Weiß denn jemand eine bessere Methode, als mittels Fragebögen herauszufinden, ob eine Lehrerin/ein Lehrer nicht vielleicht bei der Stasi tätig war? Es gibt sie durchaus, und sie hat sogar etwas mit Frau Birthlers Wunsch, den Opfern stalinistischer Diskriminierung zu helfen, zu tun: Warum fragt man die unter dem SED-Regime aus politischen Gründen entlassenen, diskriminierten oder verfolgten LehrerInnen nicht, wer sie denunziert hat, auf wessen Weisung sie entlassen und welche Einrichtung mit welchen Leitern an der Spitze sich jahrelang weigerten, sie einzustellen? Vielleicht wäre es bei der Gelegenheit auch umgekehrt interessant zu erfahren, welchen integren und nicht feigen Leuten sie verdankten, daß sie doch wieder ihrer Qualifikation entsprechend arbeiten durften. Solche Ermittlungen würden nicht pauschalierende Personalentscheidungen treffen helfen.

Eine der bekanntesten Fälle von Machtmißbrauch und gesetzwidrigem (und zwar entsprechend geltendem DDR-Recht, nicht nach rückwirkend zur Rechtsnorm erklärtem Bundesrecht) Vorgehen von Behörden und Institutionen ist die Relegierung von sechs Schülern der Carl-von-Ossietzky-Oberschule in Berlin-

Pankow im September 1988. In seiner Reportage über diesen Fall stellt Jörg Kalkbrenner die Gesetzeswidrigkeiten zusammen, deren sich damalige Würdenträger wie Volksbildungsministerin Margot Honecker und ihr Staatssekretär Lorenz, SED-Bezirkssekretär Günter Schabowski, SED-Kreissekretär Döge, FDJ-Kreissekretär Zyrus, Schuldirektor Forner, die Volksbildungsfunktionäre Voß, Heidamke, Otto und die, in diesem wie in allen ähnlichen mir bekannten Willkürakten beteiligten, aber anonym gebliebenen MfS-Mitarbeiter, schuldig gemacht haben. Es waren die Delikte der gemeinschaftlich begangenen Verleumdung und Nötigung sowie des Verstoßes gegen verfassungsrechtliche Bestimmungen. Seit Ende März 1990 liefen in Pankow Anzeigenprüfungsverfahren. Die Eltern der betroffenen Schüler hatten Anzeige erstattet. Im April wurden die Anzeigen an den Generalstaatsanwalt der DDR weitergeleitet. Anklage wurde bis heute nicht erhoben. Warum auch jetzt nicht, wo doch die »unbefangenen« West-Gerichte tätig werden können? Die genannten Personen sind vermutlich nicht nur in diesem spektakulär gewordenen Fall schuldig geworden.

Im letzten Jahr wurden Hintergründe für Verbrechen der Parteibürokratie und ihrer Helfer gegen Rudolf Herrnstadt, Wilhelm Zaisser, Anton Ackermann, Robert Havemann, Werner Tschoppe, Wolfgang Harich, Walter Janka, Herbert Crüger, Rudolf Bahro, Paul Merker, Leo Bauer, Bruno Goldhammer, um nur einige der prominentesten Opfer des vergangenen Regimes zu nennen, publik. Aus den Veröffentlichungen geht klar hervor, daß führende Staats- und Parteifunktionäre die genannten Personen aus Gründen politischer oder persönlicher Meinungsverschiedenheiten unter Amts- und Machtmißbrauch, durch Verleumdung und Nötigung von Zeugen und viele andere rechtswidrige Praktiken mit Berufsverbot belegten, sie ins Gefängnis oder sogar in sowjetische Lager brachten, kurz gesagt, ihnen schweren Schaden zufügten. Zwar sind einige der Opfer inzwischen rehabilitiert worden. Von den Verantwortlichen wurde jedoch bisher kein einziger für die, auch DDR-Recht und -Verfassung Hohn sprechenden Taten vor Gericht gestellt.

Aber auch die Straftaten, deren Opfer unter anderen heute bekannte PolitikerInnen meist der Opposition sind, oder die Gewalttaten von Polizei-, Stasi- und Strafvollzugsbeamten gegen Demonstranten in den Oktobertagen 1989 sind immer noch ungesühnt. Die bekanntesten Namen wie Honecker und Mielke, neuerdings auch mal Herr Krack, werden von Zeit zu Zeit in die Medien lanciert, um die Volksseele am Kochen zu halten; die Verantwortlichen für willkürlichen und menschenrechtswidrigen Umgang mit Menschen, die nur von ihrem (DDR) verfassungsgemäßem Recht auf freie Meinungsäußerung, auf Mitbestimmungsrecht u.a. in Sachen Umweltschutz, auf Zugehörigkeit zu kirchlichen Gruppen, auf freie Berufswahl, auf angemessenen Wohnraum usw. Gebrauch gemacht hatten, bleiben unbehelligt. Sind beispielsweise die Verantwortlichen in der Wohnungswirtschaft schon abgesetzt worden, die BürgerInnen in Friedrichshain und nicht nur dort eine Wohnung mit den fadenscheinigsten Gründen verweigerten, obwohl diese und ihre Kinder in abrißreifen, menschenunwürdigen Löchern hausten, in die sich alleinstehende Frauen abends nicht mehr allein heimzugehen trauten? Es war bisher nicht einmal möglich, die Namen der Stasi-beamten herauszufinden, die willkürlich und gegen gesetzliche Bestimmungen

Bürgern die Reisemöglichkeit verwehrten und sie damit oft zur Flucht trieben.

Warum wird das Volk einerseits durch Pauschalverurteilungen von Parteien, Organisationen oder Institutionen vom Wesentlichen abgelenkt, während andererseits keine der staatstragenden Parteien und keine Persönlichkeit, sobald sie einmal »staatstragend« geworden ist, ernstlich fordert, daß die Rechtsgrundsätze, die in allen zivilisierten Ländern gelten, auch für die Bürger des verlorenen Landes DDR zu gelten haben: Bestraft, auch mit dem Entzug der Arbeitsstelle wird nur, wem man einen Verstoß gegen die Gesetze, die für ihn zur Tatzeit galten, nachweisen kann. Würde man so verfahren, so könnte beispielsweise nicht jemandes Dienstverhältnis nur deshalb ruhen, weil sie/er einmal an einer Sektion Marxismus-Leninismus der DDR-Universitäten beschäftigt war. Es müßte ihr/ihm doch ein Verstoß gegen geltende Gesetze oder zumindestens gegen den moralischen Anspruch einer/s wissenschaftlichen MitarbeiterIn nachgewiesen werden, um sie/ihn entlassen zu dürfen.

Das müßte, so unpopulär das heute ist, dann auch für Angehörige der Stasi gelten. Verbrecher innerhalb und außerhalb dieser Institution sind vor Gericht zu stellen. Worin aber besteht des Verbrechens des CDU-Abgeordneten der letzten Volkskammer, der in einer persönlichen Erklärung mitteilte, er habe sich seinerzeit an das MfS gewandt, weil er der korrupten Mafia in seinem Betrieb und in der Kommunalverwaltung, die in beträchtlichem Maße Volksvermögen vergeudete, und die von korrupten Mitarbeitern des SED-Parteiapparates unterstützt wurde, das Handwerk legen wollte?

Die Mitarbeiter der Stasi, denen es dem Vernehmen nach in diesem Fall ausnahmsweise gelang, dafür zu sorgen, daß die Vernichter von Volksvermögen wenigstens abgelöst, wenn schon nicht juristisch zur Rechenschaft gezogen wurden, scheinen mir durchaus ehrenwerte Staatsbürger gewesen zu sein, obwohl sie Mitarbeiter der »Firma« waren. Solche gab es zugegebenermaßen nur wenige; die die Politik der Institution bestimmten, sahen ihren Auftrag nicht darin, die DDR vor ihren wirklichen inneren Feinden, dem korrupten und inkompetenten Staats-, Partei- und Wirtschaftsapparat, zu schützen.

Die undifferenzierte Verurteilung *aller* Mitarbeiter und Funktionäre dieser Institution, aber auch der Staats-, Kommunal-, Wirtschafts-, Justiz-, Polizei-, Partei- und Kulturfunktionäre schützt die wahren Täter, die an *allen* Schaltstellen der Macht saßen, allen Parteien angehörten oder auch keiner. So haben nicht Stasi-Mitarbeiter nach Tschernobyl zugelassen, daß verstrahlte Lebensmittel für den DDR-Bevölkerungsbedarf ausgegeben werden durften und die Bevölkerung über deren Gefährlichkeit nicht informiert wurde, sondern Verantwortliche der DDR-Strahlenschutzbehörde, die möglicherweise nicht einmal alle in der SED waren. Der Aufbau des Silikonwerks inmitten eines Dresdener Siedlungsgebiets wurde, trotz monatelanger Proteste der Bevölkerung, vom Politbüro der SED, vermutlich insbesondere von Herrn Mittag, durchgesetzt. Aktivitäten der Stasi (hier wäre zu ermitteln, auf wessen Anweisung dies geschah und wer daran beteiligt war) beschränkten sich auf die rechtswidrige Behinderung, Nötigung und Verfolgung der protestierenden Bürgerkomitees. Diese und die zahllosen ähnlichen Vergehen und Verbrechen wurden von Individuen begangen, die einen

Namen haben, den man ermitteln kann, wenn man will. Warum wurde und wird das nicht getan? Etwa um die Schaffung von Präzedenzfällen zu vermeiden, in denen auch einmal »hochgestellte Persönlichkeiten« für ihre Missetaten die strafrechtliche Verantwortung übernehmen müssen? Dies ist im Westen Deutschlands seit den Nürnberger Prozessen nicht mehr passiert. Könnten die Neubundesdeutschen Bürger vielleicht auf die Idee kommen, daß nicht nur die Machthaber ihres verendeten Staates etwas auf dem Kerbholz haben? Könnte ein Verfahren gegen Herrn Mittag sie nicht auf den Gedanken bringen, daß, wenn es verbrecherisch ist, die Bevölkerung einer Dresdener Wohnsiedlung durch für die Silikonproduktion erforderliche Transporte von Giften zu gefährden, es vielleicht auch nicht minder strafwürdig ist, dem Irak widerrechtlich die Voraussetzungen für eine Giftgasproduktion zu liefern? Könnten aufmerksame Zeitgenossen dann nicht fragen, wie es möglich ist, daß kein Mitglied der Bundesregierung davon etwas gewußt hat? Wurde über die Tschernobyl-Folgen nur die DDR-Bevölkerung belogen?

Vielleicht könnte die nun gesamtdeutsche Öffentlichkeit fordern, daß gegen den Herrn Stasiobers Dr. Schalck-Golodkowski ermittelt und dabei auch festgestellt wird, wer dafür gesorgt hat, daß er bisher straffrei und unverfolgt verblieb, obwohl doch die Herren Kaufmann, Pohl und Langnitschke von der PDS unverzüglich hinter Gitter kamen? Kann die Übergabe unserer Energiewirtschaft an drei westdeutsche Energiekonzerne durch Ex-Minister Steinberg, übrigens einst Stasi-Informant, wirklich rechtsstaatlich sein? Weshalb hat weder die Treuhandverwaltung noch das Kartellamt wirkungsvoll Einspruch gegen diese rechtswidrige Manipulation zu Ungunsten kommunaler Interessen erhoben? Es gab nachweislich billige und umweltfreundliche Varianten kommunaler Energiepolitik. So bestanden bereits in der DDR erprobte Energiegewinnungsverfahren. Wie am 30. September 1990 in einer Fernsehsendung zu vernehmen war, wurde damals noch in Waren an der Müritz ökologisch verträglich und kostensparend Fernwärme durch Tiefbohrungen gewonnen, wurde im Stahl- und Walzwerk ebenfalls ein ökologisch und kostengünstiges Verfahren zur Abwärmennutzung entwickelt; diese und weitere Möglichkeiten hätten es uns gestattet, ohne die teure und nur den westdeutschen Monopolen Profit bringende Lösung auszukommen, deren Folge die jetzt ins Haus stehende dreifache Verteuerung der Haushaltsenergie ist.

Verfahren, in denen wirklich Schuldigen in mühsamer Arbeit zweifelsfrei und mit rechtsstaatlichen Mitteln ihre Schuld nachgewiesen wird, würden das Geflecht von Macht, Machtmißbrauch und Korruption bloßlegen. Sie würden enthüllen, daß es – früher wie heute – die Frucht nicht oder nicht ausreichend kontrollierter Staatlichkeit ist, daß dieser Mangel an Kontrolle aus ungenügend wachsamer und organisierter Öffentlichkeit den Staatsträgern und Führungsgremien staatstragender Organisationen gegenüber herrührt. Diese Zusammenhänge sichtbar machen, würde Bürgertugenden in Regierung, Parlament und bei außerparlamentarischen Aktivitäten fördern. Die so transparent werdende Kausalität von Inkompetenz oder mißbrauchter Macht der Oberen und politischer Apathie, Indifferenz und ungenügendem Durchblick der Regierten wäre eine wirklich produktive Aufarbeitung unserer vierzigjährigen DDR-Geschichte.

Die Pauschalisierung von Bevölkerungsgruppen, Organisationen und Institutionen als »verbrecherisch« verzögert dagegen diesen Prozeß der Selbst- und Geschichtskennntnis. Wenn man Demokratie als einen unaufhörlichen Prozeß versteht, der den Bürgern Mitbestimmungs- und Eingreifmöglichkeiten über den Wahlakt hinaus verschaffen muß, wodurch allein ihnen immer mehr Verständnis für lokale und globale politische Zusammenhänge erwachsen kann, wenn man überdies Rechtsstaatlichkeit als der Demokratie unverzichtbares Gut betrachtet, dann muß jeder pauschalisierenden Schuldzuweisung für die Vergangenheit entgegengetreten werden.

UNIVERSITÄTS
VERLAG
KONSTANZ

Hypnose

Franz Anton Mesmer und der Mesmerismus

Wissenschaft, Scharlatanerie. Poesie

Mit Beiträgen von W. Bongartz, M. Cahn, E. Florey, G. Müller, H. Schott,
B. Steinwachs, G. Wolters

1988, 144 Seiten mit 7 Abb., br., DM 28,50

Das Dunkle, Geheimnisvolle, Unerklärliche hat schon immer die Phantasie der Menschen erregt. Wissenschaftliche Theorie will es erklären, dichterische Kunst will es darstellen, scharlatanisches Geschick will es in Gold und Geld ummünzen. Franz Anton Mesmer ist mit seiner Lehre vom »animalischen Magnetismus« oder »Lebensmagnetismus« eine der großen Gestalten in der Geschichte des Okkultismus. Seine wissenschaftliche Erklärung des Unerklärlichen beschäftigte die Naturwissenschaftler, Ärzte und Philosophen seiner Zeit. Die Beiträge dieses Bandes stellen in allgemeinverständlicher Form Mesmers Lehren und ihre Mängel dar. Sie verfolgen die Wirkungen von Mesmers »Magnetismus« in der Literatur Deutschlands, Frankreichs und Englands. Schließlich zeigen sie, wie Mesmers Heilmethode in die moderne Psychotherapie und Hypnoseforschung hineinwirkt.

Durch Ihre Buchhandlung

Universitätsverlag Konstanz GmbH

Stefan Krätke

Umbau der Städte

Stadtentwicklung beim Übergang zu einem »flexiblen Akkumulationsregime«

Die räumlichen Strukturen kapitalistischer Gesellschaften sind einem ständigen Wandel unterworfen, einem Prozeß der Restrukturierung von regionalen Standortverteilungen sowie von städtischen Hierarchien und Raumgefügen. In der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungsphase zeichnet sich eine Intensivierung räumlicher Restrukturierungsprozesse ab, die möglicherweise einen Umbruch der Regional- und Stadtentwicklung einleitet: Dazu gehört die Verschiebung von Industrie- und Wachstumszentren im weltweiten Maßstab, die Ausdifferenzierung städtischer Entwicklungstypen in den hochentwickelten kapitalistischen Industrieländern, die Ablösung der noch bis in die 70er Jahre hinein relativ einheitlichen Wachstumstendenz von städtischen Agglomerationen durch ein Muster räumlicher Entwicklung, das von der »Polarisierung der Städte« geprägt ist. Ehemals bedeutende räumliche Zentren industrieller Produktion, wirtschaftlichen Wachstums und relativ stabiler Beschäftigung sind heute von Desinvestition und industriellem Niedergang (»Deindustrialisierung«) bestimmt. Die betroffenen Städte sind mit einer anhaltend hohen Arbeitslosigkeit, sinkenden Bevölkerungszahlen, brachliegenden Industrieflächen und einer verschärften kommunalen Finanznot konfrontiert. Dem entgegengesetzt profitieren andere Stadtregionen von einer räumlich selektiven Konzentration der Wachstumspotentiale des gegenwärtigen Kapitalismus: Die bevorzugten Stadtregionen entwickeln sich zu Standortzentren der High-Tech-Produktion, und neu entstehende produktionsorientierte Dienstleistungen tragen ebenso wie die weitere Expansion und Verselbständigung des finanzkapitalistischen Sektors zu einer »Wiederbelebung« und Prosperität von großstädtischen Geschäftszentren bei, die in der Herausbildung von »High-Tech-Metropolen« und »Global Cities« kulminiert.

Auf diesem Hintergrund entstanden eine Reihe neuerer Untersuchungsansätze von Stadt- und Regionalforschern, die die gegenwärtigen räumlichen Restrukturierungsprozesse in den Zusammenhang weitreichender ökonomisch-sozialer Umbauprozesse in kapitalistischen Gesellschaften stellen. Diese »globalen« Restrukturierungsprozesse umfassen als hauptsächliche Tendenzen (a) die *Flexibilisierung* von Produktion und Arbeitsmarkt, (b) die *Internationalisierung* von Produktion und Kapitalverwertung, (c) die *Entkopplung* von »realer« Produktion und Kapitalverwertung im Zuge der Verselbständigung finanzkapitalistischer Verwertungsmechanismen, (d) die *Deregulierung* überkommener politisch-institutioneller Steuerungsmechanismen, (e) die *Durchkapitalisierung* immer weiterer gesellschaftlicher Bereich einschließlich der staatlichen Aufgabenträger, (f) die *Polarisierung* von Beschäftigungs- und Sozialstrukturen sowie (g) die *Hierarchisierung* von Konsummodellen und Fragmentierung sozialer Zusammenhänge. Parallel zu derartigen übergreifend wirksamen Tendenzen vollzieht sich ein Prozeß räumlicher Restrukturierung, der *neue Erscheinungs-*

formen räumlicher Ungleichheit mit sich bringt: Die zunehmende Internationalisierung und Flexibilisierung von Produktion und Kapitalverwertung sowie die (weiter) fortschreitende funktionale Fragmentierung kapitalistischer Großunternehmen führt zu einer gesteigerten räumlichen Mobilität des Kapitals, zu einer hochgradigen Flexibilisierung der Standortwahl. Damit verbunden ist die selektive Konzentration von Wachstumspotentialen in wenigen ausgewählten Gebieten und erweiterte Möglichkeiten einer geplanten regionalen Diskriminierung. Die gesteigerte Mobilität des Kapitals und die drohende »Entwertung« vorhandener Standortzentren führt zu einer Intensivierung der interlokalen Konkurrenz. Parallel zur verstärkten Marktorientierung und Deregulierung staatlicher Steuerungsmechanismen bringt die Städte-Konkurrenz eine Durchkapitalisierung und Flexibilisierung der lokalen Politik und stärkt damit die Durchsetzung neuer Produktions- und Konsummodelle. So können gesamtgesellschaftliche Tendenzen zur Polarisierung von Beschäftigungs- und Sozialstrukturen und zur Hierarchisierung von Konsummustern gerade auf lokaler Ebene wirksam werden. Vor allem in den »High-Tech-Metropolen« und »Global Cities« kommt es zu einer ausgeprägten Polarisierung des Arbeitsmarkts und zur Heterogenisierung sozial-räumlicher Reproduktionsbedingungen; die Herausbildung neuer Konsummodelle wird vermittelt über *räumliche Umbauprozesse* – z.B. die sogenannte Gentrifizierung, die baulich-ästhetische Aufwertung von Stadträumen und den Aufbau neuartiger Konsum- und Kulturzentren – gerade in diesen Großstädten vorangetrieben, und durch neue planungspolitische Regulationsformen unterstützt. Die zunehmend *kleinräumigen* Segregationsprozesse in der kapitalistischen Stadt korrespondieren mit der gesamtgesellschaftlichen Tendenz einer fortschreitenden Heterogenisierung von Sozialstrukturen und Fragmentierung sozialer Lebenszusammenhänge. Der Zusammenhang gesellschaftlicher und räumlicher Restrukturierungsprozesse läßt sich an vielen Punkten thematisieren.

Ich möchte hier versuchen, auf Basis neuerer Beiträge zur politisch-ökonomischen Stadtforschung die gegenwärtigen Restrukturierungsprozesse im Städte-system zu skizzieren. Die *räumlichen* Restrukturierungsprozesse, die beim Übergang zu einem neuen Akkumulationsregime und einer neuen Regulationsweise ausgelöst werden, sind erst in Konturen erkennbar, und man muß im Auge behalten, daß Raumgefüge ein außerordentlich großes Beharrungsvermögen aufweisen. Räumliche Restrukturierung bedeutet insofern keine totale Umwälzung, sondern führt zu mehr oder weniger weitreichenden *Modifikationen* des vorhandenen Raumgefüges.

Flexible Produktionskomplexe und neue Wachstumszentren

Im internationalen Rahmen korrespondiert die Herausbildung neuartiger städtischer Produktionskomplexe mit Veränderungen der industriellen Organisationsbeziehungen. Das Streben der Unternehmen nach erhöhter Flexibilität begünstigt die sogenannte »vertikale Desintegration« der Produktionsorganisation (Moulaert/Swyngedouw 1988; Leborgne/Lipietz 1987). Im Unterschied zum sogenannten »fordistischen« Organisationsmodell, bei dem der gesamte Produktionsprozeß durch *ein* Großunternehmen organisiert wird, bedeutet dies, daß das

Haupt-Unternehmen nur noch Aktivitäten mit strategischer Bedeutung und Schlüsseltechnologien kontrolliert. Nach neueren Ergebnissen internationaler Regionalforschung sind gerade High-Tech-Produktionskomplexe als ein Netzwerk formell selbständiger Unternehmen strukturiert. Diese Produktionsorganisation erfordert einen effizienten, schnellen und kontinuierlichen Informationsaustausch, sie begünstigt die *Agglomeration* der neuen Produktionsstätten. Durch räumliche Agglomeration wird ein *flexibles* Produktionssystem geschaffen, das sich schnell wechselnden Marktlagen besser anpassen kann.

Die Herausbildung neuer Produktionsstrukturen stützt sich zwar vielfach auf die Anwendung neuer Technologien (z.B. CAM- und CIM-Systeme), doch sind neue *Produktionskonzepte und Managementstrategien* für die Herausbildung eines »flexiblen Akkumulationsregimes« viel bedeutsamer als der Einsatz neuer Technologien. Neue Produktionskonzepte und Managementstrategien setzen sich *branchenübergreifend* durch. Dazu gehört u.a. das »worldwide sourcing«, die transnationale Organisation von Lieferverflechtungen und bestimmten Fertigungsprozessen (insbesondere standardisierbare Komponenten und Bauteile), zweitens die Flexibilisierung und Deregulierung von Arbeitsbeziehungen und Beschäftigungsverhältnissen, drittens die Einführung des »just-in-time« Prinzips zur Flexibilisierung von Lieferverflechtungen im Kontext neuer industrieller Organisationsstrukturen, die auf ein erweitertes Subunternehmens-System ausgerichtet sind. Die neuen Produktionskonzepte und Managementstrategien finden sich heute sowohl im Bereich klassischer »fordistischer« Industrien wie dem Automobilbau (hier z.B. das Konzept des »world car«) als auch im Bereich typischer High-Tech-Industrien wie der Computerfertigung. Während das »worldwide sourcing« die Entstehung *spezialisierter* Produktionsgebiete fördert und damit zur territorialen *Desintegration* der Produktion tendiert, drängt das »just-in-time« Prinzip eher zur territorialen Integration von Fertigungsprozessen in neuen flexiblen Produktionskomplexen (Leborgne/Lipietz 1987). So sind die *räumlichen* Wirkungen der Durchsetzung neuer Produktionskonzepte und Managementstrategien kaum eindeutig bestimmbar – am wenigsten im Rahmen nationaler oder regionaler Wirtschaftsräume:

1. Die Einführung neuer Produktionskonzepte innerhalb klassischer »fordistischer« Industrien braucht z.B. innerhalb der *alten »fordistischen« Industrieagglomerationen* kaum sichtbar zu werden – sie wird neue Produktions-Räume häufig nur im Ausland schaffen. Die globale Durchsetzung eines flexiblen Akkumulationsregimes kann daher bedeuten, daß in den alten Industrieagglomerationen keine flexiblen *Produktions-Einheiten* entstehen, sondern in erster Linie eine Flexibilisierung und Deregulierung von *Lohnarbeitsverhältnissen* stattfindet, unter Beibehaltung der überkommenen (starren) fordistischen Produktionsorganisation und -Technologie (Hudson 1989). Die Herausbildung eines nachfordistischen Akkumulationsregimes bedeutet hier vor allen Dingen eine erhöhte Flexibilität *des Kapitals*, die die Fähigkeit zur *Aufrechterhaltung* »fordistischer« Produktionsformen in ausgewählten Wirtschaftsräumen ebenso wie die Fähigkeit zur Reorganisation der Produktion in Form flexibler Systeme umfaßt. Neue Produktionskonzepte und Managementstrategien können sowohl eine fortschreitende *Taylorisierung des Raums* mit sich bringen, im Sinne einer ausgeprägten

inter- und intra-regionalen Spezialisierung (Leborgne/Lipietz 1987) – die keine genuin »postfordische« räumliche Entwicklungstendenz darstellt –, als auch die Herausbildung neuartiger, territorial integrierter Produktionssysteme.

2. Die Entstehung neuer »flexibler Produktionskomplexe« ist ebenfalls nicht auf High-Tech-Industrien beschränkt, sondern dort vielleicht am deutlichsten sichtbar. Die *räumlichen* Wirkungen bzw. die Muster der Standortverteilung flexibler Produktionssysteme sind wiederum nicht eindeutig bestimmbar – diese Produktionsformen können sowohl in das überkommene Standortgefüge integriert werden als auch *neue* Räume der Produktion schaffen. Viele Regionalforscher betonen, daß sich besonders die High-Tech-Produktionen wegen ihres Bedarfs an Arbeitskräften mit spezialisierten Qualifikationen häufig *in der Nähe von großen städtischen Verdichtungsgebieten* bzw. in den Randzonen städtischer Ballungsgebiete konzentrieren. Danach haben sich neue flexible Produktionskomplexe *in ganz unterschiedlichen Gebiestypen* angesiedelt (Storper/Scott 1988): a) in Randzonen bzw. suburbanen Erweiterungsgebieten vorhandener Großstadt-Regionen, b) im Gravitationsfeld vorhandener innerstädtischer Büro- und Geschäftszentren – hier lokalisieren sich vor allem Unternehmen zur Produkt- und Verfahrensentwicklung sowie neue produktorientierte Dienstleistungen, c) haben sich High-Tech-Produktionen in bisher nicht-industrialisierten Regionen (Beispiele sind manche neu entstandene »Technopole« bzw. Industriedistrikte wie das US-amerikanische »Silicon-Valley«) und in traditionell handwerklich geprägten Regionen angesiedelt. *Hier* bringt flexible Produktion auch *neue industrielle Produktionszentren* hervor, die sich über selbstverstärkende Agglomerationseffekte zu stabilen »Wachstumspolen« weiterentwickeln könnten. Dagegen basiert bei den High-Tech-Industrien und neuen Dienstleistungs-Branchen, die sich *innerhalb* der existierenden Stadtregionen ansiedeln, die Standortwahl auf der Anziehungskraft *vorhandener* städtischer Wachstumszentren.

»High-Tech-Metropolen« entstehen, wenn sich neue Wachstumspotentiale in Form flexibler Produktionskomplexe (der Produkt- und Verfahrensentwicklung und der Herstellung neuer Technologien) räumlich selektiv in einzelnen Stadtregionen konzentrieren. Die These, daß mit dem Aufkommen eines neuen Akkumulationsregimes zugleich *neue Räume industrieller Produktion* entstehen, da moderne flexible Produktionssysteme den alten räumlichen Zentren des Akkumulationsprozesses auszuweichen tendieren (Scott 1988), wäre in einer differenzierenden Analyse weniger auf intra-nationale als vielmehr auf *intra-regionale* Raumstrukturen zu beziehen: »Neue Räume industrieller Produktion« bilden sich vielfach als *Enklaven* innerhalb von älteren Industrieregionen. Dazu gehören sowohl »revitalisierte« innerstädtische Gewerbegebiete, in denen sich flexible Produktionskomplexe ansiedeln, als auch suburbane Gewerbezone der Städte, in denen sich neue High-Tech-Industriekomplexe niederlassen (Scott 1988). Die Herausbildung von neuen Räumen industrieller Produktion *außerhalb* der vorhandenen Stadtregionen ist vor allem in den USA (z.B. im Bereich der sogenannten »sunbelt areas«) eine bedeutsame Erscheinungsform räumlicher Restrukturierungsprozesse. In West-Deutschland scheint die selektive Eingliederung der High-Tech-Wachstumspotentiale in existierende Standortzentren (wie

z.B. die Stadtregionen München und Hamburg) statt Neubildung von High-Tech-Komplexen in »peripheren« Regionen die bestimmende Tendenz zu sein. Neue Produktionsräume im Sinne von Standorten flexibler Produktionssysteme in »peripheren« Regionen haben sich in West-Deutschland offenbar in Baden-Württemberg herausgebildet: Hier sind neue flexible Produktionsstätten über das ganze Bundesland verstreut. Diese Standortverteilung korrespondiert mit den besonderen, traditionellen Produktionsstrukturen Baden-Württembergs, die den Strukturen »flexibler Spezialisierung« im sogenannten »Dritten Italien« ähneln.

Raumstrukturierende Wirkungen gehen nicht nur vom Produktionsbereich aus, sondern auch von der »finanzkapitalistischen« Sphäre und dem Reproduktionsbereich. Die Reichweite von »produktions-zentrierten« Analysen ist beschränkt, da räumliche Restrukturierungsprozesse auf die Herausbildung und den Wandel von *übergreifenden* Akkumulationsregimes zu beziehen sind. Es ist bereits deutlich, daß die gegenwärtige Phase kapitalistischer Entwicklung eine weitere Verselbständigung der Finanz-, Kommando-, und Kontroll-Funktionen mit sich bringt, so daß sich deren Bedeutung für die Stadtentwicklung und Städte-Hierarchie weiter vergrößern wird.

Städte als Kommandozentralen internationalisierter Produktion

Manche Stadtforscher gehen heute ausdrücklich davon aus, daß zwischen dem weltweiten Netz kapitalistischer Unternehmen und dem weltweiten Netz der Städte eine ganz enge Beziehung besteht. Die Städte sind danach als die »primären geographischen Knotenpunkte« einer *transnational* organisierten kapitalistischen Ökonomie zu betrachten (Smith/Feagin 1987). Hier werden die *überlokalen* Kommando-Funktionen von Städten als Basis der Herausbildung und Veränderung der Städte-Hierarchie angesehen. Die bedeutenden Großstädte sind diejenigen mit hochrangigen Kommando-Funktionen, und damit die Orte, wo das transnationale Netz kapitalistischer Unternehmen seine »physischen«, räumlichen Verankerungspunkte findet (Smith/Feagin 1987). Restrukturierungsprozesse in der Städte-Hierarchie könnten auf dieser Basis weithin aus Veränderungen der internationalen Arbeitsteilung erklärt werden. Neu an der gegenwärtigen internationalen Arbeitsteilung scheint der Umstand, daß sie nicht mehr von Unternehmen mit einer »nationalen Identität« geprägt wird. Sie ist vielmehr von *transnational* organisierten Unternehmen bestimmt, die in zahlreichen Ländern zugleich operieren.

Die erhöhte globale Mobilität des Kapitals hatte eine fortschreitende *Zentralisierung* des Kapitals zur Voraussetzung, und damit erhält zugleich die Standortverteilung der »Kommandozentralen« erhöhte Bedeutung. Das »global city«-Konzept führt die Hierarchiebildung im (weltweiten) Städtesystem auf die ungleichmäßige Verteilung von (überlokalen) Kommando-Funktionen über Produktions- und Verwertungsprozesse zurück. Allerdings ist die Städte-Hierarchie nicht nur von der Verteilung von Hauptquartieren der größten *Industrie*-Unternehmen bestimmt (vgl. Smith/Feagin 1987, 6ff.). Kommando-Funktionen über die kapitalistische Weltwirtschaft werden im gesamten »finanzkapitalistischen

Sektor« ausgeübt, die maßgeblichen Entscheidungen fallen in den Banken ebenso wie in den großen Industrieunternehmen. Kommando-Funktionen über die kapitalistische Weltwirtschaft werden nicht nur in den Hauptquartieren des transnational operierenden Bankkapitals und Industriekapitals, sondern auch in den zunehmend internationalisierten Organisationen des »kommerziellen Kapitals« ausgeübt (Thrift 1987), das die weltweite Zirkulation von Geldkapital und Warenkapital vermittelt. Dazu gehören Devisenhandel und Warenderterminsgeschäfte, zunehmend auch internationaler Immobilienhandel (vornehmlich mit großen Bürokomplexen), die Vermittlung von Krediten und Unternehmensbeteiligungen, Versicherungen und hochrangige unternehmensorientierte Dienstleistungen. Dieses kommerzielle Kapital kann dem modernen »finanzkapitalistischen Sektor« zugerechnet werden, der sich räumlich in großen städtischen Finanzzentren konzentriert. Nach Thrift waren die meisten großstädtischen Finanzzentren noch bis Ende der sechziger Jahre vornehmlich auf den jeweiligen nationalen Markt orientiert, mit Ausnahme von London, New York und Paris, die sich schon seit längerem als *transnational operierende* Finanzzentren etabliert hatten; seit Anfang der siebziger Jahre sei eine zunehmende Internationalisierung der Geschäfte und der Organisationsformen des kommerziellen Kapitals und des gesamten finanzkapitalistischen Sektors zu verzeichnen. Diese Entwicklung habe zur Herausbildung eines *weltweiten Netzwerks* von internationalen Finanzzentren geführt, in denen meist alle größeren Unternehmen des finanzkapitalistischen Sektors Geschäftsabteilungen unterhalten und damit die Internationalisierung der Kapitalverwertung weiter vorantreiben. So hat sich seit den siebziger Jahren eine *weltweite Hierarchie* von städtischen Finanzzentren ausgebildet, deren Operationen aus dem jeweiligen nationalen Wirtschaftszusammenhang weitgehend herausgelöst sind. Neben den nach wie vor führenden »klassischen« supranationalen Finanzzentren London, New York und Paris gehören zu der seit den siebziger Jahren *erweiterten* Hierarchie auch Frankfurt, Amsterdam, Tokio und Zürich; auf einer »nachgeordneten Rangstufe« sind Hamburg und Düsseldorf neben Chicago, San Francisco, Rom, Madrid u.a. Großstädten zu finden (Thrift 1987). Obgleich die *weltweite* Städte-Hierarchie durch die zunehmende Internationalisierung der Finanz- und Kommando-Funktionen erweitert und ausdifferenziert wird, ist eine relative Starrheit der Hierarchie großstädtischer Finanzzentren *innerhalb nationaler Wirtschaftsräume* zu erwarten: Infolge der Anziehungskraft *bestehender* Zentren werden gerade diejenigen Städte, die bereits über hochrangige Finanz- und Kommando-Funktionen verfügten, ihre Rangstellung im jeweiligen nationalen Städtesystem nicht wesentlich ändern. Empirische Studien zur regionalen Wirtschaftsentwicklung in der Bundesrepublik zeigen deutlich, welche Gebietstypen vom gegenwärtigen wirtschaftlichen Restrukturierungsprozeß begünstigt sind: es sind die *auf große Dienstleistungszentren orientierten* Verdichtungsräume, die u.a. über die hochrangigen Infrastrukturen einer leistungsfähigen Zentralstadt, eine günstige Arbeitsmarktstruktur und einen hohen Anteil von Wachstumsbranchen verfügen. *Daneben* gewinnen heute auch kleinere Verdichtungsräume mit einem hohen Anteil von Arbeitsplätzen im Dienstleistungssektor und einer guten Infrastrukturausstattung an Standortattraktivität.

Die großen Städte sind nicht nur »Kommandozentralen«, sondern auch Zentren der Kapitalverwertung, der Wertschöpfung *und der Aneignung* von Werten, die in mehr oder weniger weit entlegenen Produktionsstätten geschaffen werden. Sie stellen mehr und mehr die »primären« Raumeinheiten dar, die jeweils auch die regionale Entwicklung bestimmen. Auf der Basis des »global city«-Konzepts kann die These einer »*Entregionalisierung*« der *Städte-Hierarchie* vertreten werden: Rangstellung und ökonomisches Potential der kapitalistischen Stadt beruhen immer weniger auf ihren zentralörtlichen Funktionen für die umgebende Region, sondern vielmehr auf ihren *transregionalen* Kommando-Funktionen und ihrem Potential zur Zentralisierung von Kapitalströmen und Aneignung von Werten; die »Metropolen« des kapitalistischen Städtesystems sind Hauptbahnhöfe der Kapitalverwertung und räumlich verankerte Kommandozentren zur Steuerung von Produktions- und Verwertungsprozessen, die zunehmend transnational organisiert sind. Infolge der Internationalisierung von Kapitalverwertungsprozessen wird die Entwicklung solcher Städte mehr als je zuvor von Entscheidungen bestimmt, die in anderen, weit entfernten Städten getroffen werden. Für Städte wie London oder Frankfurt, die als internationale Finanzzentren fungieren, sind die Beziehungen und Konkurrenzverhältnisse zu New York oder Tokio von weitaus größerer Bedeutung als die Beziehungen zu der sie umgebenden Region oder nationalstaatlichen Einheit.

Die fortschreitende Agglomeration der hochrangigen Finanz-, Kommando- und Kontrollfunktionen, der »High-Tech« Produkt- und Verfahrensentwicklung, von Marketing, Werbung und Unternehmensberatung in ausgewählten großstädtischen Zentren wird von Brake als Prozeß der »tertiären Restrukturierung« des Städtesystems beschrieben (Brake 1988). Die Herausbildung von »global cities«, die eine *Entregionalisierung* des Städtesystems befördern, wird hier als Konsequenz einer fortschreitenden funktionalen Differenzierung *innerhalb* des Dienstleistungssektors und der selektiven Standortverteilung der verschiedenen Dienstleistungsfunktionen interpretiert (Sassen-Koob 1988; Brake 1988). Dabei wird eine Unterscheidung zwischen »*unmittelbar* produktionsorientierten« Dienstleistungen, zu denen vor allem die Produkt- und Verfahrensentwicklung gezählt wird, und »*mittelbar* produktionsorientierten« Dienstleistungen, die v.a. Finanzierung, Marketing, Unternehmensberatung umfassen, vorgenommen. Die unmittelbar produktionsorientierten Dienstleistungen seien in ihrer standörtlichen Orientierung auf die räumliche Vernetzung mit den »Anwendern« neuer Produkte und Verfahren angewiesen, d.h. vor allem auf die Standortzentren der High-Tech-Produktion ausgerichtet. Auf dieser Basis konstituiere sich der städtische Entwicklungstyp eines High-Tech-Zentrums, wie ihn in der Bundesrepublik Deutschland z.B. München und Stuttgart repräsentieren (Brake 1988). Demgegenüber sind die *mittelbar* produktionsorientierten Dienstleistungen kaum auf die standörtliche Vernetzung mit einer besonderen regionalen Produktionsstruktur angewiesen, sondern mit transregionalen oder internationalen Geschäftsbeziehungen und Kapitalströmen befaßt. Die Standortorientierung richtet sich hier auf Zentralität innerhalb des weltweiten Netzes von Finanz-, Kontroll- und Konkurrenzbeziehungen, und folgt den Agglomerationsvorteilen, die bestehende städtische Finanz- und Kommandozentren bieten. Auf dieser

Basis entsteht ein städtischer Entwicklungstyp, der heute als »global city« umschrieben wird. »Global cities« können als Standortzentren für überregionale und international ausgerichtete Wirtschaftsaktivitäten, die sich unabhängig von ihrem näheren lokalen und regionalen Umfeld entwickeln, charakterisiert werden. Für diese Zentren des Finanzkapitals der hochrangigen Unternehmens-Hauptquartiere und spezialisierten Dienstleistungen sind Prosperität oder Niedergang von *lokalen* Produktionsaktivitäten weithin unerheblich; das lokale Umfeld wird in der global city vorrangig als »Raumreserve« für die Expansion von Büro- und Geschäftszentren und Gentrifizierungs-Projekte genutzt. Beispiele für diesen städtischen Entwicklungstyp sind Frankfurt, London, New York und Tokio.

Lefebvre hat bereits 1970 die These vorgetragen, daß sich der Anteil des in der Industrie geschaffenen und realisierten Mehrwerts verringern wird, während der im Finanzsektor, im Spekulationsgeschäft und im Immobiliensektor realisierte Teil wachsen werde; dieser »sekundäre Kapitalkreislauf« werde den primären Kapitalkreislauf der Produktion zunehmend »übereunden« und dabei zugleich eine »urbane Revolution« auslösen, d.h. eine weitreichende Restrukturierung räumlicher Beziehungen einleiten (Lefebvre 1970, 212). Seit den späten siebziger Jahren ist der monetäre Weltmarkt zu einer verselbständigten Verwertungssphäre von Geldkapital geworden, hat sich eine »Entkopplung zwischen monetärer und realer Sphäre der Weltwirtschaft« (Hübner 1988) herausgebildet. Der enorme Bedeutungszuwachs dieses »sekundären Kapitalkreislaufs« von internationalen Finanzanlagen und -transaktionen kann nach Hübner als Folgewirkung einer säkularen Überakkumulationskrise der entwickelten kapitalistischen Länder betrachtet werden. Daß sich die Verselbständigung der monetären Verwertungssphäre unter direkter Beteiligung des realwirtschaftlichen Unternehmenssektors entwickelt, kann mit der Formel der »Entkopplung von Produktion und Kapitalverwertung« umschrieben werden. Neben wachsenden Kapitalanlagen der Industrieunternehmen auf in- und ausländischen Finanzmärkten »läßt sich zeigen, daß der Kapitalbildungsprozeß von der Stätte der industriellen Produktion abgetrennt wird« (Hickel 1988, 72), daß sich gleichgerichtete *institutionelle Transformationsprozesse* im Unternehmenssektor vollziehen, indem größere Konzerne Produktion und Finanzierung in rechtlich unabhängige Unternehmensteile aufspalten (Hickel 1988).

Aus dem Blickwinkel räumlicher Restrukturierungsprozesse wird das zunehmende Gewicht des finanzkapitalistischen Bereichs (und der Kommandozentralen) von Großunternehmen vor allem eine Verstärkung der stadtökonomischen und räumlichen Wirkungskraft der Finanz- und Kommando-Funktionen in den großen Städten herbeiführen – mit gravierenden Folgen für das *innerstädtische* Raumgefüge. Die Herausbildung der » global cities« macht insgesamt deutlich, wie die mit den übergreifenden Restrukturierungsprozessen kapitalistischer Wirtschaftsbeziehungen einhergehende »Entkopplung von Produktion und Kapitalverwertung« eine konkrete räumliche Ausdrucksform im Städtesystem erhält: die zunehmende Verselbständigung von finanzkapitalistischen Verwertungsmechanismen, von Finanzanlagen gegenüber »realen« Produktionsaktivitäten korrespondiert auf der Ebene des Städtesystems mit der räumlich

selektiven Ausbildung internationaler Finanz- und Direktionszentren, die sich gegenüber den Produktionsbeziehungen der traditionellen Stadtökonomie mehr und mehr verselbständigen.

Polarisierung der Städte

Die »*Hypermobilität des Kapitals*« (Mayer 1987) führt auf allen Ebenen zur Veränderung räumlicher Strukturen. Besonders innerhalb der großen Städte kommt es zu einer *Heterogenisierung des Raumgefüges* (Esser/Hirsch 1987). Zu den inneren Restrukturierungsprozessen in den »High-Tech-Metropolen« und »Global Cities« gehören die Aufwertung und »kulturelle Belebung« der Innenstädte, sowie die bauliche Erneuerung, ökonomische Revitalisierung und »Gentrifizierung« citynaher Quartiere, die vor allem auf die Bedürfnisse der hochqualifizierten Arbeitskräfte der (expandierenden) urbanen »Direktionszentren« und der »Zukunftsindustrien« zugeschnitten ist. Zugleich entwickelt sich eine sozialräumliche *Polarisierung* zwischen innerstädtischen Zonen von High-Tech, Finanzmacht, exklusiven Konsum- und Kulturangeboten, und solchen Raumzonen, die als Überlebensraum oder Reservat für die Verarmten, sozial Marginalisierten und ethnischen Minderheiten fungieren – wobei diese Gruppen wiederum (Billiglohn-)Arbeitskräfte stellen, die den Betrieb in den »Zonen der Herrschaft und des Luxus« aufrechterhalten. Die Heterogenisierung von städtischen Raumstrukturen beinhaltet nach Ansicht engagierter Stadtforscher die Entwicklung zu einer geteilten Stadt. Das Muster der städtischen Entwicklung zerfällt nicht nur in die entgegengesetzten Entwicklungstypen der weiterhin prosperierenden und der niedergehenden Städte; weitere Spaltungen vollziehen sich zugleich auch *innerhalb jeder Stadt*: die innere Spaltung in eine »national und international konkurrenzfähige Stadt der Integrierten und Wohlhabenden, und in eine Stadt der Marginalisierten und Armen« (Häußermann/Siebel 1987) ist nur eine zugespitzte Beschreibung der Tendenz zur Vervielfältigung von sozialräumlichen Differenzierungen und zunehmend kleinräumigen Segregationsprozessen (Krätke/Schmoll 1987; Marcuse 1989). Die Vervielfältigung sozialräumlicher Differenzierungen veranlaßt Marcuse, das Konzept der »*quartered city*« zu entwickeln (Marcuse 1989): Er hält die Formel der »Polarisierung der Städte« nur als pointierende Beschreibung für gerechtfertigt, als analytisches Konzept dagegen für schwammig und irreführend. Tatsächlich gebe es in der kapitalistischen Stadt keine simple Dualität (etwa von »Reichen« und »Armen«), sondern eine Reihe von strukturellen Differenzierungen, welche die fundamentale (aber kaum sichtbare) *Klassen*-Spaltung überformen. Das Konzept der »*quartered city*« sucht die bestimmenden sozialräumlichen Differenzierungen der Städte an charakteristischen *Quartieren* mit spezifischen Nutzergruppen festzumachen und die *gesellschaftlichen Beziehungen* zwischen diesen Quartieren zu erörtern. Die Hierarchisierung *innerhalb* der Stadt ist u.a. über Arbeitsbeziehungen zwischen den Quartieren vermittelt.

Dabei gehen Prozesse *räumlicher* Polarisierung und Prozesse der Polarisierung von *Beschäftigungsstrukturen* Hand in Hand: Die expandierenden innerstädtischen Finanz- und Kommandozentren, die High-Tech-Komplexe und

dazugehörigen spezialisierten Dienstleistungen ziehen nicht nur hochqualifizierte Arbeitskräfte an, sie schaffen auch ein erweitertes Feld für die Ausbeutung von Niedriglohnarbeit: es wachsen auch die »niedereren« produktionsorientierten Dienstleistungen (wie z.B. Büroreinigung, Botendienste u.a.), ebenso die Dienstleistungen zur Bedienung der privilegierten Arbeitsplatzbesitzer und der Gutbetuchten. Gerade in diesen Funktionsbereichen entstehen in großer Zahl ungesicherte, flexibilisierte und niedrigst entlohnte Beschäftigungsverhältnisse. Innerhalb der städtischen Wachstumssektoren selbst entsteht eine polarisierte Beschäftigtenstruktur, wird die Flexibilisierung und Deregulierung des Arbeitsmarkts weiter vorangetrieben.

Spezifisch für die gegenwärtigen *räumlichen* Restrukturierungsprozesse innerhalb der Städte scheint die *Intensivierung von Gentrifizierungs-Prozessen* zu sein, die Tendenz, daß Umnutzungs- und Aufwertungsprozesse *innerhalb* der städtischen »Wohnfunktion« ein ebenso großes (oder gar größeres Gewicht) erhalten wie die Umnutzung citynaher Wohnquartiere für expandierende Flächenansprüche von Banken, Unternehmenszentralen und produktionsorientierten Dienstleistungen. Es kommt zu einer *Wiederaneignung* der Innenstädte als Wohnort durch »Führungsschichten« der modernen kapitalistischen Gesellschaft. Prozesse der Gentrifizierung werden auf der Angebotsseite vom Immobilienkapital reguliert; auf der Nachfrageseite können sie als Folge der Herausbildung neuer »Lebensstile« und Konsum-Muster bei höhergestellten Schichten betrachtet werden. Aber Gentrifizierung sollte nicht verkürzt als Ausdruck gewandelter Konsumenten-Präferenzen interpretiert werden: Diese Formen des Stadtbbaus sind Konsequenz und Bestandteil von *weiterreichenden* ökonomisch-sozialen Restrukturierungsprozessen (Smith 1987), die in den Städten auch »neue Räume der Konsumtion« hervorbringen. Neuen Raum zu schaffen für veränderte und rehierarchisierte Konsummuster gehört zu Durchsetzung eines neuen Akkumulationsregimes, und beschränkt sich keineswegs auf den Umbau von Wohnquartieren. Zu den »Gentrifiers« gehören meist »neue Haushaltstypen« mit höherem Bildungsniveau und/oder hohem Einkommen. Differenziertere Analysen unterscheiden genauer zwischen sozialen Gruppierungen von »Gentrifiers« und verschiedenen Phasen des Verdrängungs- und Aufwertungsprozesses in Wohnquartieren (Rose 1984; Smith 1986). Intensität und räumliche Ausdehnung von Gentrifizierungs-Prozessen in einer Stadt sind von ihrer Konkurrenzposition innerhalb der nationalen und transnationalen Städte-Hierarchie bestimmt. Dabei wird die eher *großflächige* Funktionsdifferenzierung der »fordistischen« Stadtstruktur abgelöst bzw. überformt durch eine mehr kleinräumige Differenzierung (Krätke/Schmoll 1987), da Gentrifizierungs-Prozesse räumlich selektiv wirksam sind, nicht den gesamten Raum innerstädtischer Wohnquartiere betreffen. Es entstehen mehr oder weniger ausgedehnte *Inseln* der Gentrifizierung. *Neue Räume* für gehobene Wohnfunktionen entstehen dort, wo sich dieser Prozeß auch auf traditionelle innerstädtische Gewerbebezonen und aufgegebene Industrieflächen richtet.

Nach D. Harvey ist die *interlokale Konkurrenz* für die Dynamik kapitalistischer Entwicklung möglicherweise ebenso bedeutsam wie die Konkurrenz zwischen den Unternehmen und Wirtschaftszweigen (Harvey 1985). Seit den

siebziger Jahren hat sich im Kontext weltweiter ökonomisch-sozialer Restrukturierungsprozesse und einer veränderten internationalen Arbeitsteilung auch die Konkurrenz zwischen den Städten verschärft. Man kann die These vertreten, daß gerade die verschärfte Konkurrenz zwischen den Städten die Durchsetzung eines neuen »flexiblen Akkumulationsregimes« befördert (Harvey 1987). Werden Städte als konkurrierende »kollektive« Einheiten innerhalb der kapitalistischen Entwicklungsdynamik begriffen, so ist zu erwarten, daß sie sich unter Konkurrenzdruck ähnlich wie privatwirtschaftliche Unternehmen verhalten. Auf dem Gebiet der *Wirtschaftspolitik* verhalten sich die Städte heute ganz deutlich wie konkurrierende Privatfirmen. Die bestimmenden Trends des ökonomisch-sozialen Umbauprozesses wie Flexibilisierung, Durchkapitalisierung und Deregulierung sind zugleich Maximen der »unternehmerischen« Stadtpolitik (Mayer 1987). Die wirtschaftspolitische Konkurrenz zwischen Städten ist keineswegs auf die altbekannte Konkurrenz um Industrieansiedlungen zu reduzieren, sie umfaßt vielmehr *verschiedene Dimensionen*: a) Die Konkurrenz um Produktionspotentiale, b) die Konkurrenz um Konsumpotentiale, c) die Konkurrenz *vor allem der großen Städte* um wirtschaftliche Kommando-Funktionen. *Welche Städte* im interlokalen Konkurrenzkampf Vorteile erringen und dadurch ihren Rang innerhalb der Städte-Hierarchie verbessern können, läßt sich nicht vorausbestimmen, denn es besteht in vielen Bereichen keinerlei Sicherheit auf *dauerhafte* Konkurrenzvorteile. Unter den Bedingungen eines flexiblen Akkumulationsregimes und einer »Hypermobilität« des Kapitals ist eine *Planung* der Stadtentwicklung noch mehr als bisher in Frage gestellt. Aus dem Blickwinkel der verschärften Konkurrenz zwischen den Städten ist eine *zunehmende Instabilität des Städtensystems* zu erwarten (Harvey 1985), die immer häufiger bloß sporadische Akkumulations-Booms an einzelnen Orten mit sich bringt. Die interlokale Konkurrenz hat vielfach *auch innerhalb* der Städte destabilisierende Effekte.

Der Kampf um Investitionspotential und Arbeitsplätze der *hochgradig mobilen* High-Tech-Unternehmen beschleunigt die Entwertung der »älteren« industriellen Basis einer Stadt, ohne ein *stabiles* neues Produktionspotential zu schaffen. In manchen High-Tech-Branchen ist trotz fortgesetzter Produktionssteigerung bereits ein Beschäftigtenrückgang zu verzeichnen. Die sogenannten Arbeitsplatz-Zuwächse von High-Tech-Metropolen bestehen zudem aus einem großen Teil höchst unsicherer Arbeitsplätze im Niedriglohn-Bereich. Andererseits nutzen die neugeschaffenen Arbeitsplätze im High-Tech-Sektor der *örtlichen* Bevölkerung meist wenig, denn die benötigten hochspezialisierten Fachkräfte werden zum großen Teil aus anderen Regionen angeworben. Die neuen hochbezahlten Fach- und Führungskräfte drängen dann auf den örtlichen Wohnungsmarkt, zum Vorteil des örtlichen Immobilienkapitals, aber auf Kosten der »durchschnittlichen« Stadtbevölkerung. Der Konkurrenzkampf um zahlungskräftige Konsumentenschichten verstärkt Prozesse sozialer Polarisierung in den Städten und führt zur Destabilisierung ihres sozialräumlichen Gefüges. Dafür sorgen bereits die Wohnungsmarkt-Strategien des Immobilienkapitals und die staatlichen Strategien zur Deregulierung der Wohnungswirtschaft. Die Konkurrenz der Städte um Finanz- und Kommandozentralen der kapitalistischen

Wirtschaft ist überaus *teuer und riskant*, weil gerade auf diesem Gebiet Monopolstellungen einzelner Städte existieren, die kaum zu brechen sind. Die in bestimmten Zentren seit langem vorhandene Agglomeration von Finanzierungs-, Kontroll- und Kommando-Funktionen sowie dazugehörigen Dienstleistungen führt zu einem selbst-verstärkenden Prozeß der Anziehung weiterer Unternehmens- Hauptquartiere und Dienstleistungsbetriebe. Da diese Funktionsbereiche der kapitalistischen Wirtschaft ihre höchste »Effizienz« durch hierarchische räumliche Organisation erhalten, sind bestehende Hierarchien kaum zu verändern, können aufwendige Investitionen in den Ausbau des Büroflächen-Angebots in manchen Städten schnell zum Desaster führen (wie die vielen Grundstücks Krisen und »Bürohalden« in der Geschichte kapitalistischer Stadtentwicklung zeigen). Die »Innovationen« und Investitionen zur »Attraktivitätssteigerung« einer Stadt (als Konsum- und Kulturzentrum) werden von anderen Städten schnell imitiert, so daß Konkurrenzserfolge nur kurzlebig sein können. Die Folge ist ein nicht abreißender Strom kultureller, politischer und konsumentenorientierter »Innovationen«, die nicht etwa der einzelnen Stadt eine stabile Zukunftsperspektive verschaffen, sondern vor allem die *allgemeine Durchsetzung* eines flexiblen Akkumulationsregimes aktiv vorantreiben (Harvey 1987).

Literaturverzeichnis

- Brake, K., 1988: Phönix in der Asche – New York verändert seine Stadtstruktur. Oldenburg
- Esser, J., und J. Hirsch, 1987: Stadtsoziologie und Gesellschaftstheorie. Von der Fordismuskrise zur »postfordistischen« Regional- und Stadtstruktur. In: W. Prigge (Hrsg.): Die Materialität des Städtischen. Basel, Boston Häußermann, H., und W. Siebel, 1987: Die neue Urbanität. Frankfurt/M.
- Harvey, D., 1985: The urbanization of capital. Studies in the history and theory of capitalist urbanization. Baltimore
- Harvey, D., 1987: Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Überlegungen zum »Post-Modernismus« in den amerikanischen Städten. In: Prokla 69
- Hickel, R., 1988: Ein neuer Typ der Akkumulation? Hamburg.
- Hudson, R., 1989: Labour-market changes and new forms of work in old industrial regions: maybe flexibility for some but not flexible accumulation. In: Environment and Planning, D: Society and Space, Vol. 7
- Hübner, K., 1988: Flexibilisierung und die Verselbständigung des monetären Weltmarkts. Hindernisse für einen neuen langen Aufschwung? In: Prokla 71
- Krätke, S., und F. Schmoll, 1987: Der lokale Staat: »Ausführungsorgan« oder »Gegenmacht«? In: Prokla 68
- Leborgne, D., und A. Lipietz, 1987: New technologies, new modes of regulation: some spatial implications. Konferenz-Ms. Dubrovnik
- Lefebvre, H., 1970: La révolution urbaine. Paris
- Marcuse, P., 1989: »Dual cities: a muddy metaphor for a quartered city. In: International Journal of Urban and Regional Research 13/4
- Massey, D., 1984: Spatial divisions of labour. Social structures and the geography of production. London
- Mayer, M., 1987: Die postfordistische Stadt. Unveröffentl. Ms.
- Moulaert, F., E. Swyngedouw und P. Wilson, 1988: Spatial responses to fordist and post-fordist accumulation and regulation. In: Papers of the Regional Science Association
- Rose, D., 1984: Rethinking gentrification – beyond the uneven development of marxist urban theory. In: Environment and planning 1
- Sassen-Koob, S., 1988: Global cities (New York, Tokio, London). Princeton
- Scott, A.J., 1988: Flexible production systems and regional development: the rise of new industrial spaces in North America und western europe. In: International Journal of Urban and Regional Research 2
- Smith, M.-P., und J.-R. Feagin, 1987: The capitalist city. Global restructuring and community politics. Oxford, New York
- Smith, N., 1986: Gentrification, the frontier, and the restructuring of urban space. In: N. Smith und P. Williams (Hrsg.): Gentrification of the city. London
- Smith, N., und P. Williams, 1986: Gentrification of the city. Winchester, London
- Storper, M., und A.J. Scott, 1988: The geographical foundations of social regulation of flexible production complexes. In: J. Wolch und M. Dear (Hrsg.): Territory and social reproduction. London, Boston
- Thrift, N., 1987: The fixers: the urban geography of international commercial capital. In: J. Henderson, J. und M. Castells (Hrsg.): Global restructuring and territorial development. London

Interventionen

Klaus Gramlich, Gabriele Stilla, Andreas Kather

Gegen die »Rechtfertigung der ‘Singer-Debatte’«

Der Beitrag von Ach/Gaidt (*Das Argument* 183) ist ein weiteres Dokument, das in der wohlmeinenden Absicht geschrieben wurde, die Polarisierung zwischen den Gegnern und Befürwortern einer Diskussion über die Thesen Peter Singers aufzubrechen. Die Autoren weisen ihr Vorhaben aus als ein Plädoyer für die Diskussion, ohne dabei eine inhaltliche Rechtfertigung der Thesen Singers liefern zu wollen. Sie fordern eine »offensive« Auseinandersetzung mit »neo-eugenischen oder neo-sozialdarwinistischen Konzepten« (773). Gerade diese hat in den letzten Jahren verstärkt stattgefunden – Namen wie Klee, Dörner, Aly stehen ebenso dafür wie viele Veranstaltungen von und mit Behinderteninitiativen. Diese Diskussionen fanden auch in »Aufarbeitung« der faschistischen Vergangenheit statt. Die vermeintlichen Störer und Widerständler sind auch diejenigen, die daran mitgewirkt haben, daß die Thesen Singers (nicht *nur* durch ihre Aktionen) zum Gegenstand öffentlicher Diskussionen wurden. Aus der Auseinandersetzung mit dem Thema bezieht die Nicht-Einlassung genannter Autoren auf den Singer-Diskurs ihre Grundlage.

Fatal ist, daß auch von Ach/Gaidt der Vorwurf der Diskussionsverweigerung auf die Einhaltung einer »bestimmten Form« eingeengt wird, »damit auch die richtigen Fragen gestellt und die richtigen Antworten gefunden werden« können (773). Der Begriff der bestimmten Form bleibt schillernd und scheint dennoch das zu implizieren, wogegen sich die sogenannten Diskussionsverweigerer wenden – das Anrufen der formalen Wissenschaftsfreiheit.¹

Die Notwendigkeit der Diskussion wird mit der »ethischen Leerstelle« begründet. »Das Lebensrecht muß diskutiert werden, weil *wir* in einen Begründungsnotstand geraten sind.« Ernst Klee versucht, die »intellektuelle Lust«, mit der »Singer und Nach-Singer« über das Töten diskutieren, in ihrer Evidenz zu zerstören, wenn er fragt: »Die Tötungsdiskussion über Menschen mit einer Behinderung halten viele für normal. Würden sie auch eine Diskussion für normal halten, Philosophieprofessoren zu töten, weil sie, volkswirtschaftlich betrachtet, nur ‘Ballastexistenzen’, ‘unnütze Esser’ sind?« (*Die Zeit*, 11.5.1990) Der konstatierte Begründungsnotstand wird u.a. abgeleitet von der Behauptung, daß die christlich-jüdische Tradition ihre wertebildende Kraft verloren habe und nunmehr rationale Kriterien gebildet werden müßten, um das Lebensrecht »neu« zu begründen (Kuhse 1990a, 75ff.). Diese »Notwendigkeit« wird von verschiedenen Seiten angenommen – Tugendhat beispielsweise spricht in diesem Zusammenhang von der »Hilflosigkeit der Philosophen« (Tugendhat 1989). Die Auseinandersetzung verdichtet sich in der Frage, ob es universelle Kriterien zur Qualifizierung des Lebensrechts geben muß, um einer gegenwärtig mehr oder weniger willkürlichen »Euthanasie«-Praxis Einhalt zu gebieten (Leist 1990), oder ob nicht gerade mit der Setzung von solchen allgemeinverbindlichen Handlungsanweisungen die in ihrer Spezifik zu beachtende Problemlage ungreifbar wird. Wird nicht gerade das Gegenteil der intendierten Verteidigung der humanen Dignität heraufbeschworen?

Bemerkenswert an dieser Debatte ist, daß diskursethische Prämissen, wie z.B. der von Singer und anderen konzipierte Präferenz-Utilitarismus und der

Personenbegriff, als unhinterfragter common sense fundiert werden, um das Terrain, auf dem über Leben und Tod entschieden werden soll, zu markieren. Daß mit der Diskursivierung von sozialen Beziehungen immer auch »Normalisierungspraxen« verbunden sind (Haug 1987, 71), wird deutlich bei Foucault, der in seinen Arbeiten den Zusammenhang zwischen ethischen Prämissen, die Universalisierung beanspruchen, und Normalisierungsbestrebungen aufgezeigt hat. Es muß also gefragt werden, wie die Normalität konstituiert und mit welchen Kategorien dabei gearbeitet wird.

Ach/Gaidt haben zu Recht im Personalitätskonzept (welches gebunden ist an die Kriterien (Selbst-)Bewußtsein, Rationalität, Zukunftsantizipation und Autonomie) und dem »Prinzip der gleichen Erwägung von Interessen« (PECI) das Gravitationszentrum der Singerschen Argumentation verortet. Ihr Versäumnis besteht u.E. darin, diese Konstruktion nicht weiter untersucht zu haben. Daß dies zudem noch als Grundlage des Bewertungsrahmens genommen wurde, um die Argumente der »Diskussionsverweigerer« zu prüfen, könnte sie wider ihre Absicht zu Apologeten der Singer-Thesen werden lassen. Deutlich wird dies, wenn sie argumentieren, der von den Singer-KritikerInnen genannte Vorwurf, seine Thesen seien »Aufruf zum Mord«, könne deswegen nicht greifen, weil »es bei der Frage nach der 'Euthanasie' (schwerst-)behinderter Neugeborener kein Wesen (gibt), das Objekt eines Mordes bzw. Aufruf zum Mord sein könnte, da eben die Personenkriterien nicht erfüllt werden.« (771) Der Personenstatus ist das von Singer unterstellte »interne Bewertungskriterium«; es sind eben nicht, wie die Autoren behaupten, »allein die Wirkungen« (770). Richtig müßte es heißen: Die externen Erwägungen, etwa das Glück der Eltern, rechtfertigen eine Kindstötung.

Wesentlich hierbei ist, daß der Gattungsbegriff »Mensch« aufgehoben wird zugunsten des Personenbegriffs. Über letzteren wird eine soziale Konstruktion etabliert, die in ihrem »funktionalen« Aspekt die Bindung an (»externe«) Interessen geradezu notwendig macht.² Claude Wolf, der Singer-Übersetzer, macht das unmißverständlich deutlich: »Interessen können von uns nur jenen Wesen zugeschrieben werden, von denen wir Grund zu der Annahme haben, daß für sie etwas gut oder schlecht ist und daß ihnen das etwas ausmacht. Wir sagen dann, daß diese Wesen bewußt sind: Sie haben Bewußtsein davon, daß ihnen etwas fehlt oder daß ihnen etwas wohltut.« (PE, 326) »Nicht- Personen«, bzw. »Wesen«, die ihre Interessen nicht artikulieren und also einfordern können, wird gewissermaßen ein synthetischer Personenstatus unterstellt. Dazu ist es notwendig, die »Innenperspektive des Patienten einzunehmen«, um im weiteren entscheiden zu können, »ob ein Leben für die Patienten selbst von Wert ist oder nicht« (Kuhse 1990b, C 785). Die Aufforderung Kuhses, sich in die Innenperspektive der Patientin/des Patienten hineinzuversetzen, bedeutet, sich aus dieser Sicht heraus zu befragen, ob man/frau tatsächlich so leben will. Und in jenen Fällen, in denen wir selbst sagen würden: »dies ist kein erträgliches Leben, so könnten wir uns ein Leben nicht vorstellen«, werden wir von Kuhse dazu angehalten, über aktive »Euthanasie« nachzudenken. Durch die Personalisierung von Individuen, die nach Singer/Kuhse u.a. gar keine Personen sind, wird es möglich, die PatientInnen den Angehörigen oder anderen Personen in ihren Leidenszuständen vorzuführen. Erst auf der synthetisierten personalen Ebene kann sich so etwas wie der »unerträgliche Anblick« herausbilden. Die Unfähigkeit vieler, Mitleid im Sinne von »Mitleiden« zu empfinden, führt zu jener paradoxen Situation, in der »Mitleid tödlich wird«, in Selbstmitleid umschlägt, »weil man das jeweilige Leiden unerträglich findet und es deshalb irgendwie weghaben

oder wegmachen will« (Dörnes 1989). So wird die Unfähigkeit, mit-leiden zu können, in das Interesse des Patienten/der Patientin, der/die erlöst werden will, uminterpretiert.

Im Begriff der Person manifestieren sich seit jeher unterschiedliche Konnotationen, deren Betonung sich verschoben hat. Die Bedeutung von persona=Rolle/Maske im Theater wird schon bald in der römischen Antike auf die Rolle des Individuums auf der gesellschaftlichen Bühne übertragen. So entwirft Cicero eine Rollentheorie, in der von vier Masken (»personae«) ausgegangen wird, die jeder Mensch gleichzeitig trägt. Die ersten beiden Masken bezeichnen menschliche Gattungsmerkmale, die anderen beiden die jeweilige gesellschaftliche Stellung (zit. n. Hist. WB der Philosophie, Bd. 7, 271). Im Mittelalter zeigt sich im allgemeinen Sprachgebrauch eine uneinheitliche Benutzung, die von der Bezeichnung Person für »Mensch, Individuum« bis zu »Funktion, Würdenträger« reicht. Im philosophischen Diskurs der Spätscholastik wird Person verstanden als »individuelle Substanz einer vernünftigen Natur« (Boethius), und auch die Fähigkeit, Träger von Rechten und Pflichten in der Gesellschaft zu sein (Wilhelm von Auxerre, ebd., 282). In der »bürgerlichen Philosophie« generiert der Begriff vom inneren Vernunftwesen zum Rechtsträger, welcher seine politischen Rechte gegenüber dem bürgerlichen Staat einklagen oder die anderer verletzen kann.

Im Präferenz-Utilitarismus scheinen die Individuen nur aus Normen und Werten zu bestehen. Die soziale, politische und ökonomische Seite wird ausgeblendet. Während in der ethischen Reflexion vom »Prinzip der gleichen Erwägung von Interessen« die Rede ist, haben wir es in Wirklichkeit mit gegeneinandergerichteten Partikularismen zu tun. Moral, Recht und Ethik sind historische Formen, die den Zusammenhang einer bestimmten Gesellschaftsordnung garantieren, und auf deren Hintergrund »die Person« erst vorstellbar wird. Der von Ach/Gaidt an die KritikerInnen gerichtete Auftrag, zum Personenbegriff als Zentrum der ethischen Konzeption eine Alternative anzubieten, die gleichzeitig nicht wieder in die christliche Redeweise von der »Heiligkeit des Lebens« zurückfällt, verrückt u.E. die Problemlage.³ Aber auch die Rückbindung von »Person« an den Gattungsbegriff »Mensch«, wie es Spaemann in der Diskussion über »Euthanasie« vorschlägt, führt nicht aus dem Dilemma des »Begründungsnotstandes« hinaus:

»Person ist nicht ein Etwas, nicht ein qualitativ beschreibbares so und so Beschaffenes, nicht eine organische Natur, sondern Person ist jemand, der mich aus einem menschlichen Antlitz ansieht und über den ich nie wie eine Sache verfügen kann.« (Spaemann 1990)

Indem er Mensch-sein und Person-sein als identische Begriffe auffaßt, geht er von der unmittelbaren Ich-Du-Beziehung aus, die ihre Formierung durch die soziale Gliederung nicht kennt.

Nicht der Personenbegriff oder die Person ist der Ort, von dem aus über Lebenswert oder Lebensunwert verhandelt wird, sondern der sich durchziehende Interessenskampf verschiedener gesellschaftlicher Mächte. Angefangen von den kostendämpfenden Reformen im Gesundheitswesen und die damit einhergehende Tendenz, Gesundheit immer mehr in die »Selbstverantwortung« des einzelnen zu verlegen, bis zu den Kämpfen der Gentechnikindustrie um Marktanteile in Form von Patentierungen von Lebewesen. Auf diesem Hintergrund sind »Euthanasie« und Schwangerschaftsabbruch auf unterschiedliche Weise umkämpfte Gebiete. Statt diese unterschiedliche Historizität beider Problemfelder zum Ausgangspunkt einer Forschungsfrage zu machen, unterstellen die Autoren einen zwingenden Zusammenhang derselben, der das Fragen nach möglichen eigenständigen Entwicklungen und

Kreuzungspunkten erschwert. Sie kommen dadurch in Gefahr, die Kämpfe in den Geschlechterverhältnissen, deren Austragungsfeld vornehmlich die Abtreibungsproblematik darstellt, auszublenden. Der Kampf der Abtreibungsgegner ist nicht der Sorge um das Leben des Kindes geschuldet, sondern ist auf die systematische Zurückdrängung des Anspruchs der Frauen nach Zuwachs an gesellschaftlicher Handlungskompetenz gerichtet. Ebenso geht es in der Debatte um »Euthanasie« nicht um das Leid und den erlösenden »schönen Tod« der Todkranken, sondern um das Interesse am »leidfreien« Leben der Gesunden.

Ach/Gaidt sehen die Zustimmung für die Singer-Thesen in der »Optionssteigerung« für die Individuen begründet (774). Diese »reale individuelle Optionssteigerung« besteht u.E. zunächst im Nach-innen-nehmen der Verantwortlichkeit für »glückliches« Leben (bei real sich verschlechternden Lebens-, Sozial- und Umweltbedingungen). Das Zusammenfallen von »Herrschaftsinteresse und Individualinteresse« (= »individuelle Optionssteigerung«) als besonderes Merkmal der Moral Peter Singers anzunehmen, verkennt die allgemeine ideologische Form von Moral. Dieses Zusammenfallen macht nicht die Spezifik Singers aus, sondern innerhalb jeder Moral (existieren) »die Individuen als Staatssubjekte« (Haug 1987, 124). Die Motivation der selbsttätigen Unterwerfung des Individuums wird hier auch wieder über den Begriff der Person gedacht: Der Personenstatus ist nicht auf immer garantiert; jede/r kann in die Situation einer Nicht-Person kommen (vgl. dazu Singers Charakterisierung der »Psychopathen«, PE, 291ff.).

Die Autoren verkennen u.E. die Brisanz der Denkweise Singers, wenn sie lediglich von einer »diskriminierenden Wirkung« sprechen, die von den Singer-Thesen ausgehe. Singers Argumentationsfigur basiert auf dem ins Zentrum gehobenen Personenbegriff, der in sich wiederum hierarchisch gegliedert ist: »Nicht-Wesen«, empfindungsfähige Wesen und schließlich Wesen mit Selbstbewußtsein (self-consciousness). Diese vertikale Werteordnung führt in ihrer Konsequenz zur Aufgabe des historischen Menschen in seinen unterschiedlichen Existenzweisen. Die hier stattfindende Verzahnung zwischen der Kritik am – wie Singer es nennt – »Speziesismus« und der Hervorhebung des Personen-Status mündet in einen »spezifizierten Speziesismus«. Nicht mehr die menschliche Gattung, sondern ein Spezifikum, das Selbstbewußtsein, wird zum ausschließenden Kriterium.

Diese Dialektik der Entdifferenzierung zwischen den Gattungen und der Zentralstellung eines Merkmals des Menschen begünstigt den Zugriff auf das Lebensrecht der Individuen. Eine Diskussion über neo-eugenische Diskurse kann deshalb nicht auf dem von Singer definierten Terrain geführt werden.

Anmerkungen

- 1 Die Autoren bestreiten dies. Ihre Frage (»Singer wissenschaftlich diskutieren – ja oder nein«) bereitet jedoch dem Thema der Wissenschaftsfreiheit das Terrain. Zwar stellen sie fest, daß die Grenzen der Wissenschaftsfreiheit z.Zt. nicht mehr bestimmbar seien, bestimmen sie aber in bezug auf den deutschen Faschismus doch (»Die Frage... ob der Holocaust ein ethisch vertretbares Projekt war, würde sicher niemand als von der Wissenschaftsfreiheit gedeckt ansehen.«) – Ihre Frage, ob »Singer Faschist« ist, impliziert eine unsichere Position.
- 2 Die Bestimmung des Gattungsbegriffs »Mensch« als nicht mehr haltbare Kategorie wird als »Speziesismus« in bewußter Analogie zu »Rassismus« eingeführt: »In dieser Haltung [der Ablehnung der Forderung für die Gleichheit von Tieren: Anm.d.Autoren] drückt sich ein weitverbreitetes Vorurteil dagegen aus, die Interessen von Tieren ernst zu nehmen – ein Vorurteil, das nicht besser fundiert ist als das der weißen Sklavenhalter, die nicht bereit waren, die Interessen der Schwarzen ernstzunehmen.« (PE, 71)

- 3 Die »christlich-jüdische Tradition« (Kuhse in »Um Leben und Tode«, 75ff.) verliert nicht erst jetzt ihre Wirkmächtigkeit und ist somit auch nicht die eigentliche Gegnerin, die es auszuschalten gilt. Lebensrecht von Menschen an Werte zu knüpfen, ist nicht neu – (Vgl. Dörner: »Der um 1900 weltweit anerkannte Psychiater und Sozialreformer Auguste Forel schrieb von der friedlichen Schweiz aus: 'Wir bezwecken keineswegs, eine neue menschliche Rasse, einen Übermenschen zu schaffen, sondern nur die defekten Untermenschen allmählich ... durch willkürliche Sterilität der Träger schlechter Keime zu beseitigen und dafür bessere, sozialere, gesündere und glücklichere Menschen zu einer immer größeren Vermehrung zu veranlassen.' Diese Bewegung verband sich mit der zeitgleichen Kampagne für 'Das Recht auf den Tod', so die programmatische Schrift von Adolf Jost von 1895. Hier wurde das Recht auf den Tod zum letzten noch fehlenden Beweis für das absolute Selbstbestimmungsrecht des Menschen hochstilisiert mit dem Zusatz, daß für Menschen, die wegen Behinderung oder Alter nicht für sich selbst sprechen können, der Staat oder der Arzt zur Gewährung eines Erlösungstodes von Leidenszuständen einzuspringen hätten. (...) Seit 1900 mußte dem Leben erst ein Wert beigemessen werden, bevor es Rechtsschutz beanspruchen kann, wodurch auch 'lebensunwertes' Leben konstituiert ist.« (Aus: *Der Spiegel*, Nr. 34 1989) Der Blick müßte sich darauf richten, auf welche Werte bestanden wird.

Literaturverzeichnis

- Dörner, K., 1989: Wenn Mitleid tödlich wird. Gütersloh
- Haug, W.F., 1986: Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Berlin/W., Hamburg (Argument-Sonderband AS 80)
- ders., 1987: Pluraler Marxismus. Berlin/W., Hamburg, Band 2
- Kuhse, H., 1990a, in: Leist, A., (Hrsg.), Um Leben und Tod. Frankfurt/M.
- ders., 1990b: »Warum Fragen der aktiven und passiven Euthanasie auch in Deutschland unvermeidlich sind.« In: Deutsches Ärzteblatt 87, H.16, 19.4.
- Singer, P., 1984: Praktische Ethik. Stuttgart (zit. PE)
- Spaemann, R., 1990: »Die grausame Logik des Hedonismus«, in: FAZ, 31.8.1990
- Tugendhat, E., 1989: »Die Hilflosigkeit der Philosophen«, in: Die Neue Gesellschaft / Frankfurter Hefte Nr. 10, 927-35

Walter Grode

Anmerkungen zur »Singer-Debatte« vor dem Hintergrund der faschistischen Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik

Läßt man sich trotz begründeter Warnungen (vgl. u. a. Feuser 1989; Schumann 1989) dennoch auf die Argumentationslinie von Johann S. Ach und Andreas Gaith (1990) ein, so sprechen in der Tat insbesondere mögliche gesellschaftliche Folgen und das angedeutete Faschismus-Argument eher *für* als gegen die Diskussion der Thesen Singers. Zumal die faktisch stattfindende Praxis der passiven »Euthanasie«, die wachsende Akzeptanz und die real bereits stattfindende Diskussion durch einen Diskussions-Boykott nicht mehr eingedämmt werden können.

Charakteristisch für die bisherige Auseinandersetzung ist dabei die Aufdeckung von argumentativen Parallelen und historischen Denkstrukturen zwischen den »Euthanasie«-Diskursen der zwanziger und dreißiger Jahre mit der »Singer«-Debatte (vgl. Grode 1988). Damit darf es allerdings nicht sein Bewenden haben, denn dann wäre die Diskussion abgeschnitten von Fragestellungen, die über das faschistische »Euthanasie«-Programm hinausweisen: insbesondere abgeschnitten von der Frage nach dem Verhältnis von Normalität und Destruktion, von »Alltag und Barbarei« (Peukert 1987). Deshalb ist es m. E. notwendig, die Diskussion zu verallgemeinern und nach dem generelleren Verhältnis von Innen und Außen zu fragen, nach Mechanismen, die offenbar gesellschaftliche Ausgrenzung geradezu vorprogrammieren und Solidarität verhindern. Für eine solche Perspektive ist es förderlich, das Faschismus-Argument nicht als Begründung gegen, sondern *für* eine Diskussion um die »Euthanasie« heranzuziehen. Denn insbesondere am Beispiel der sozialen Verfolgung von Minderheiten auf der einen und der Befindlichkeit der Bevölkerungsmehrheit im Nazismus auf der anderen Seite lassen sich einige grundsätzliche Tendenzen herausarbeiten.

Der Blick auf die Geschichte der NS-Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik zeigt, daß sich die Maßnahmen des NS-Staates gegen soziale Randgruppen zwar unmittelbar gegen die definierten Zielgruppen – seien es nun Opfer der Zwangssterilisation, Homosexuelle oder »Arbeitsscheue und Gemeinschaftsfremde« – richteten, als perspektivisches Ziel aber durchweg die Bevölkerungsmehrheit ausersehen war. Dies hatte nicht nur Konsequenzen für die Minderheiten, sondern auch für die Befindlichkeit und die Reaktionen der Bevölkerungsmehrheit. Diese These soll im folgenden an zwei Beispielen der Verfolgung von Randgruppen verdeutlicht werden, die – im Unterschied zu den Opfern der »Euthanasie« – noch in einem relativ unmittelbaren Kontakt zur Bevölkerungsmehrheit standen: den Opfern der Zwangssterilisationen und den der Aktionen gegen »Asoziale und Gemeinschaftsfremde«.

Primär war die Zwangssterilisationspolitik im NS ohne Zweifel eine Gewaltmaßnahme, die sich vor allem gegen alle Frauen richtete, die unter das Verdikt des »Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« fielen. So waren die Zwangssterilisationen zwar einerseits ein Teil eines gleichermaßen gegen Frauen und Männer gerichteten vielfältigen Instrumentariums zur »Ausmerzung« von ethnisch und eugenisch »Minderwertigen« zum Zweck der »Aufartung«. Unterschiedliches bedeutete dagegen die Sterilisation für Frauen und Männer vor allem unter zwei Aspekten, die sie als soziale Maßnahme charakterisieren: Die sterilisationspolitische Trennung von Geschlechtsverkehr und Fortpflanzung hieß in erster Linie »Freigabe männlicher Sexualgewalt gegenüber 'minderwertigen' und zwangssterilisierten Frauen« (Bock

1986, 394). Hinzu kam die Gewalt des körperlichen Eingriffs, die sich in der Gesamtzahl von 5.000, darunter zu 90 % Frauen, unmittelbar oder mittelbar durch die Sterilisation Getöteten spiegelt. In diesem Sinne kennzeichnet Gisela Bock die Sterilisationspolitik für Frauen »nicht als Vorstufe, sondern als Beginn und erste Etappe der Massenmorde« (Bock 1986, 380).

Doch ging die Zielrichtung dieser Maßnahmen perspektivisch weit über den Personenkreis der unmittelbar betroffenen Frauen hinaus. Wenn beispielsweise die Unfähigkeit zu Kindererziehung zum Diagnosebegriff wurde (vgl. Bock 1986, 413), so tangierte dies nicht allein »einwilligungsunfähige« Personen im Zugriffsfeld des Vormundschafts- und Pflegerechts, sondern berührte zentral allgemeine gesellschaftliche »Normalisierungspraktiken im Alltag« (Haug 1986, 105): Dieses Grundmotiv der NS-Sterilisationspolitik führte dazu, daß »Rabenmütter« und »Schlampen« physische Gewalt und Gebärverbot riskierten. Diese Drohung hatte im Sinne eines »Do it yourself der Ideologie im Alltag« (ebd., 8) auf das rollenspezifische Verhalten der »normalen« Frauen vielleicht einen größeren Einfluß auf die Domestizierung der Frauen im NS, als alle Bräute- und Mütterschulungen (vgl. Bock 1986, 416).

Eine nicht unähnliche Problematik des Verhältnisses von Normalität und Ausgrenzung, von Innen und Außen ergibt sich aus der Untersuchung der faschistischen Maßnahmen gegen sogenannte »Asoziale«. In den Jahren 1937 und 1938 war von SS und Polizei eine Serie von Maßnahmen zur »Vorbeugenden Verbrechensbekämpfung« inszeniert worden, deren hauptsächliches Ziel die Einweisung einer möglichst großen Zahl von »asozialen Elementen« in die Konzentrationslager war (vgl. Broszat 1965, 81ff., Buchheim 1966, 189ff., Kühnrich 1983, 57). Erfasst wurden im wesentlichen Personen, die als »Gewohnheitsverbrecher« und/oder »Asoziale« eingestuft worden waren. Unter diesen »Gewohnheitsverbrechern« nahmen die »Spitzbuben und Betrüger« mit fast 80 % den ersten Rang ein. Ihre Eigentumsdelikte bestanden hauptsächlich in Mundraub, mehrmaligen Fahrraddiebstählen, nicht zurückgezahlten Schulden von wenigen Mark, Mietschulden und ähnlichem (vgl. Siemen 1982, 95). Zum Kreis der Personen, die wegen ihrer »Asozialität« in »Schutzhaft« genommen wurden, gehörten Bettler, Landstreicher, Zigeuner, Landfahrer, Arbeitsscheue, Müßiggänger, Prostituierte, Querulanten, Raufbolde, Verkehrssünder, Psychopathen und Geisteskranke (vgl. Broszat 1965, 81). Die Gründe für die Einweisungsaktionen lagen in erster Linie in der Absicht, den im Zuge der Kriegsvorbereitung eingetretenen Arbeitskräftemangel, insbesondere im landwirtschaftlichen Sektor, zu beheben und darüber hinaus die allgemeine Arbeitsdisziplin zu stärken (vgl. Grode 1987, 47f.). Hinzu kam, daß die »Asozialen« genau jenem Menschentypus zu entsprechen schienen, mit dem die SS der Öffentlichkeit und dem Ausland gegenüber immer wieder das Bestehen des KZ-Systems zu rechtfertigen versuchte (vgl. Grode 1990, 32). Schließlich scheint überdies die Vermutung begründet, daß die Einweisungen dieser Personengruppe den Nebenzweck gehabt hat, die auf den »Mobilmachungsfall« hin in den Vorkriegsjahren errichteten KZs – insbesondere Sachsenhausen, Ravensbrück, Buchenwald und Mauthausen, die für die bisherige Hauptkategorie der politischen Häftlinge zu groß waren, vorübergehend aufzufüllen (vgl. Pingel 1979, 71). Unter die Rubrik »Maßnahmen gegen Gemeinschaftsfremde« fiel auch die »Aktion Arbeitsscheue Reich« im Jahre 1938. In einer Studie über diese Aktion verweist Wolfgang Ayaß noch einmal ausdrücklich auf den schon oben erwähnten Arbeitskräftegesichtspunkt. Wichtiger als die Arbeitsleistung der gefangenen »Arbeitsscheuen« ist dabei für ihn der abschreckende Effekt auf die Gesamtbevölkerung, den er im Zusammenhang mit dem Inkrafttreten der allgemeinen Dienstpflicht, »unmittelbar nach der Juniaktion der Kriminalpolizei« (Ayaß 1988, 70)

erblickt. Das Ziel war also vor allem die »Stärkung der nationalen Arbeitsdisziplin« der Bevölkerungsmehrheit.

Gleichermaßen erkennbar ist in diesen Aktionen eine kontinuierliche Ausdehnung der Erfassungskategorien des »Abnormen«, die schließlich auf dem Höhepunkt des Krieges noch weiter ins »Normale« vorgetrieben wurden: »Erhoben werden sollen ... unter anderem Arbeitsplatzwechsel, Arbeitslosigkeit, Krankheiten, eheliche Treue, gesteigerte Sinnlichkeit, Schulden, Unterstützung durch die Fürsorge und häufige Belästigung von Parteistellen und Behörden.« (zit. nach Haug 1986, 102) Im Zuge dieser bereits 1938 beginnenden Ausdehnung und Verschmelzung der Erfassungskategorien wurde die »Asozialität« zur »Gemeinschaftsunfähigkeit« im Rahmen der faschistischen »Volksgemeinschaft« umgearbeitet. Die Konstituierung der »Volksgemeinschaft«, der die überwiegende Bevölkerungsmehrheit *freiwillig* angehören wollte, verlief insbesondere über ideologische Praxen (vgl. Projekt Ideologie-Theorie 1980). Diese Praxen waren sowohl »von oben« inszeniert (vgl. Behrens 1980, 81ff.) als auch durch Selbsttätigkeit »von unten«, als eine Art »Selbstpsychiatrie« (Haug 1986, 106), bestimmt. Moral, Gesundheit und Schönheit waren hier die »Hauptstützpunkte«, die wiederum eng verknüpft waren mit der Sexualität als zentralem »Übungsfeld der Selbst/Beherrschung« (ebd., 126). Die Individuen unterwarfen sich diesen Praxen jedoch nicht nur aus freien Stücken. Die Notwendigkeit des Lebens in der Klassengesellschaft mit ihren Marktgesetzen und ihren ideologischen Ordnungen zwangen sie dazu. Durch den Nachweis des Schönen, Gesunden, Adretten, Empfehlenswerten, kurz des »Nicht-Jüdischen«, gaben sie das »Gebrauchswertversprechen ihrer Ware Arbeitskraft« (Haug 1987, 161).

Der Blick auf das Verhältnis von »Asozialen und Gemeinschaftsfremden« zur Bevölkerungsmehrheit im NS verweist somit auf den dialektischen Zusammenhang von Normalität und Ausgrenzung, von Zwang und Selbstzwang. Ein Zusammenhang, der umso mehr fortbesteht, als Marktgesetze und Konsumverhalten die individuellen Beziehungen weiter dominieren. Wenn Ach/Gaidt am Schluß ihres Beitrags zutreffend feststellen, daß die Hauptschwierigkeit, Strategien gegen Neo-Eugenik und Bevölkerungspolitik effizient werden zu lassen, darin liegt, daß »hier Herrschaftsinteresse in Form einer realen individuellen Optionssteigerung auftritt« (775), so verweist dies insbesondere auf die nicht aufhebbare, jedoch produktiv verwendbare Problematik des Umgangs mit Fremden. Der spezifisch faschistische Umgang lag darin, diese Spannung physisch zu vernichten. Dieser Problematik eines nur gewaltsam aufhebbaren Spannungsverhältnisses gilt es sich bewußt zu bleiben, ganz gleich, ob die Diskurse um die »aktive Sterbehilfe«, um gentechnologische Eingriffe in das Erbgut oder um das Lebensrecht behinderter Menschen geführt werden.

Literaturverzeichnis

- Ach, J.S., und A. Gaith, 1990: Kein Diskurs über Abtreibung und »Euthanasie«? Zur Rechtfertigung der Singer-Debatte. In: *Das Argument* 183, 769- 776
- Ayaß, W., 1988: »Ein Gebot der nationalen Arbeitsdisziplin«. Die Aktion »Arbeitsscheu Reich« 1938. In: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, 6, 43-74
- Behrens, M., 1980: Ideologische Anordnung und Präsentation der Volksgemeinschaft am 1. Mai 1933. In: Projekt Ideologie-Theorie, 1, 81-106
- Bock, G., 1986: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen
- Brozdat, M., 1965: Nationalsozialistische Konzentrationslager. In: H. Buchheim u.a., Anatomie des SS-Staates, Olten, Freiburg i.Br., Bd. II, 9- 160

- Buchheim, H., 1966: Die Aktion »Arbeitsscheu Reich«. In: Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte. Stuttgart, Bd. II., 189-195
- Feuser, G., 1989: »Der Streit um Leben und Tod« – Stellungnahme zur Diskussion über das Lebensrecht behinderter Menschen. In: Behindertenpädagogik 28, 301-308
- Grode, W., 1987: Die »Sonderbehandlung 14f13« in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches. Ein Beitrag zur Dynamik faschistischer Vernichtungspolitik. Frankfurt/M.
- ders., 1988: Das Selbstbestimmungsrecht der Patienten. Zur historischen Kontinuität von spezifischen Denkstrukturen in der Debatte um die »aktive Sterbehilfe«. In: Behindertenpädagogik 27, 286-295
- ders., 1990: Faschistische Vernichtungspolitik und Modernisierung: Die Produktion der idealen Volksgemeinschaft durch die »Endlösung der sozialen Frage«. In: Informationen (Studienkreis: Deutscher Widerstand), 31, 31-33
- Haug, W.F., 1986: Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts – Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus – Materialanalysen. Berlin
- ders., 1987: Antisemitismus als Bewährungsprobe der Ideologietheorie. In: ders.: Pluraler Marxismus. Beiträge zur politischen Kultur, Berlin, Bd. 2, 141-166
- Kührlich, H., 1983³: Der KZ-Staat. Die faschistischen Konzentrationslager 1933 bis 1945, Berlin/DDR:
- Peukert, D.J.K., 1987: Alltag und Barbarei. Zur Normalität des Dritten Reiches. In: D. Diner (Hrsg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Frankfurt/M., 51-61
- Pingel, F., 1979: Häftlinge unter SS- Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager. Hamburg
- Projekt Ideologie-Theorie 1980: Faschismus und Ideologie (Argument-Sonderbände 60 und 62). Berlin
- Schumann, M., 1989: Vom Sozialdarwinismus zur modernen Reproduktionsmedizin und zur pränatalen Diagnostik – Gibt es eine Kontinuität? In: Behindertenpädagogik 28, 134-157
- Siemen, H.L., 1982: Das Grauen ist vorprogrammiert. Psychiatrie zwischen Faschismus und Atomkrieg, Gießen 1982

DAS RECHT AUF

INFORMATION IST EIN
GRUNDRECHT.

AUCH FÜR GEFANGENE! — DESWEGEN:

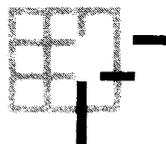
**SPENDEN SIE EIN
FREIABONNEMENT!**

Jede Spende ist steuerlich absetzbar!

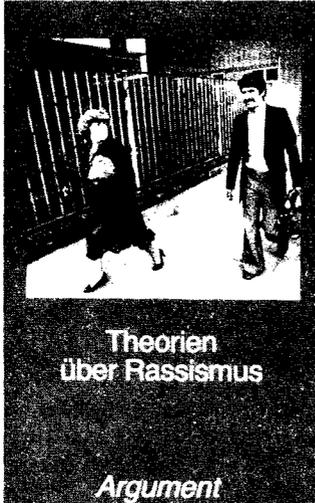
Überweisen Sie bitte Ihre Spende direkt an den gemeinnützigen Verein „Freiabonnements für Gefangene e.V.“, Dominicusstr. 3, 1000 Berlin 62, Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00, Konto-Nr. 26 011 604 oder PGA Berlin, BLZ 100 100 10, Konto-Nr. 4863-108. Bitte geben Sie Ihre vollständige Adresse an, damit wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zuschicken können.

Freiabonnements für Gefangene e.V.

Dominicusstr. 3, 1000 Berlin 62, Tel. 0 30/784 75 96



Ausländerfeindlichkeit in der BRD



Theorien über Rassismus

Hrsg. von Otger Atrata,
Gerrit Kaschuba, Rudolf Leiprecht
und Cornelia Wolf

Die Aufsätze dieses Bandes — aktuelle Beiträge zu den unterschiedlichen Aspekten von Rassismus und Ausländerfeindlichkeit in der BRD — sind aus einer 1988 in Tübingen abgehaltenen Veranstaltungsreihe hervorgegangen.

Die Autoren arbeiten heraus, welche Funktionen rassistische und ausländerfeindliche Vorurteile für die Reproduktion und Absicherung von Herrschaftsverhältnissen und für deren Verankerung im ökonomischen und politischen System unserer Gegenwartsgesellschaft haben. Das Problemfeld »Ausländerfeindlichkeit und Rassismus« ist nicht nur einzig auf das Phänomen Nationalismus zu reduzieren.

Aufgezeigt wird vielmehr, daß Rassismus und Ausländerfeindlichkeit für die in ihrer Lebensrealität eingeschränkten Menschen subjektiv durchaus nützlich und sinnvoll sein können.

Subjektiv-funktionale Motive greifen immer dann, wenn es um Ausgrenzung geht: sich nicht »normgerecht« Verhaltende werden von der Mehrheit zur Ordnung gerufen, einer Mehrheit, die sich auf eben diese Weise der Ordnung vergewissert, der sie sich selbst unterworfen hat.

Zu den Beiträgen: W. Ruf untersucht die ökonomische, U. Osterkamp die psychologische, W. Elferting die ideologiekritische Dimension des Themas. H. Melber stellt einen Zusammenhang zum Kolonialismus her. Konsequenzen für das eigene politische Verhalten und daraus sich ableitende Strategien erörtert J. Klose für den Gewerkschaftsbereich. A. Kalpaka und N. Rätzfel untersuchen den alltäglichen Rassismus von rechts und links. G. Geiger entwickelt die Perspektive einer multikulturellen Gesellschaft.

Mit diesem Band ist ein erster, wichtiger Schritt getan — auf dem Weg zur Untersuchung eines spezifisch deutschen, neuen Rassismus.

AS 164, 176 S., br., DM 18,50

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Kongreßbericht

Aus der Mitte der Gesellschaft

Zu den Entstehungsbedingungen des heutigen Rechtsextremismus. Kolloquium des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung und der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, 9.-11. November 1990

Rechtsextremismus ist kein Randphänomen unserer Gesellschaft. Er entsteht aus ihrer Mitte und wird von rechtsextremen Gruppierungen aufgenommen und kanalisiert. Aus der Sicht des Regulationsansatzes diskutierte *Völker Heins* (Frankfurt) Zusammenhänge zwischen »Krise des Fordismus« und Rechtsentwicklung. Der Fordismus begünstigte durch immer neue Technisierungsschübe, Naturzerstörung und Weltmarktorientierung eine ethnische Heterogenisierung der Bevölkerung. Die daraus entstehenden Konflikte entziehen sich dem traditionellen Rechts-Links-Gegensatz und untergraben die Anziehungskraft großer Parteien und Verbände. »Dadurch werden die Quellen der politischen Identitätsbildung in einer Situation institutionell ortlos, die durch ansteigende Konfliktniveaus im sozialen Raum gekennzeichnet ist. Das Resultat dieser asymmetrischen Entwicklung ... ist ein breites Spektrum von parapolitischen Phänomenen, die den Hintergrund bilden, vor dem allein neofaschistische Tendenzen sich sinnvoll diskutieren lassen.«

Siegfried Jäger (Duisburg) analysierte den öffentlichen Diskurs des Rassismus in der alten BRD. Rechtsextremismus komme ohne die rassistischen und sexistischen Einstellungen nicht aus, die er im Alltagsleben und -handeln aufspürt. Damit sind die angeblich wissenschaftlichen Theorien nicht aus der Verantwortung entlassen. Sie bieten ein rationalisiertes Modell von Alltagsbewußtsein an und tragen so zur Stabilisierung undemokratischer Auffassungen bei.

Auch *Nora Rähzel* vom Institut für Migrationsforschung in Hamburg nahm den alltäglichen Rassismus in den Blick. Im Unterschied zum institutionellen Rassismus faßte sie die Qualität des alltäglichen Rassismus von unten als eine Form »rebellierender Selbstunterwerfung«. Jede antirassistische Arbeit müsse daher die Fähigkeit ausbilden, »die eigenen Interessen und Bedürfnisse zu artikulieren«. Sie verwies dabei auf die praktischen Erfahrungen, die Phil Cohen mit Jugendlichen in England machte und die er als Entwicklung von »empowerment« begreift.

Helmut Kellershohn (Duisburg) referierte über aktuelle Kämpfe auf dem Feld des Nationalen und stellte dabei die Grenzen von Lafontaines Versuch heraus, einen linkspopulistischen »Gegendiskurs« zu organisieren. Lafontaine übernehme die Rolle des Aufklärers, der den Nationalismus mit rationalen Argumenten begrenzen wolle. Die Entfremdungs- und Ohnmachtspotentiale als Quelle des Nationalismus lassen sich dadurch jedoch nicht aus der Welt schaffen.

Franz Januszek (Oldenburg) beschäftigte sich mit dem rechtspopulistischen Diskurs in Österreich. Am Beispiel von Reden Jörg Haiders konnte er zeigen, daß diese ihre rechtsextreme Wirkung nur entfalten, wenn die Rezipienten dabei mitspielen: »Anspielung, Distanzierungen, Evokationen«. Dies bestärkte Januszek in seiner These, daß wir »heutzutage nicht mehr von der Fiktion persönlich intendierter Sprechhandlungen ausgehen« können. »Vielmehr nehmen wir solche Äußerungen in aller Regel nur als Fragmente wahr: Diese zirkulieren in unserer Medienöffentlichkeit und werden zwar bestimmten Personen als ihren verantwortlichen SprecherInnen zugeschrieben, aber in Wahrheit sind doch JournalistInnen und RezipientInnen in sehr wesentlichem Maße an diesen Äußerungen beteiligt.«

Karla Hielscher (Bochum) und *Peter Ködderitzsch* (Berlin) stellten die Situation in

der Sowjetunion und in der ehemaligen DDR vor. Vor allem in der Sowjetunion konnten sich in den letzten Jahren rechtsextreme Orientierungsmuster durchsetzen. Dabei verwies Hielscher auf die Vorreiterrolle der Literatur, in der solche Muster seit über einem Jahrzehnt propagiert werden.– Nur durch die Entwicklung individueller und politischer Handlungsfähigkeit kann, darin war man sich einig, Rassismus und Rechtsextremismus auf Dauer der Boden entzogen werden.

Margret Jäger (Duisburg)

Ankündigung

Gramsci und die Theorie der Zivilgesellschaft

Wissenschaftliche Konferenz am 23. und 24. März 1991, Humboldt-Universität, Berlin.

Schwerpunkte: 1. Der Begriff der Zivilgesellschaft bei Gramsci (Rekonstruktion von Begrifflichkeit und Problematik) mit angelagerten Konzepten wie Hegemonie, Konsens, Kultur usw. 2. Aktualisierung Gramscis im Problemhorizont von »Postfordismus«, High-Tech-Kapitalismus, Perestrojka und Zusammenbruch des befehlsadministrativen Sozialismus; 3. Zivilgesellschaft und moderner Sozialismus. Frage nach Elementen eines zivilgesellschaftlichen Sozialismus-Projekts, seinen Trägern usw.; 4. Verwandte und konkurrierende Ansätze in der gegenwärtigen *angelsächsischen* Diskussion um *civil society*.

Getragen wird die Tagung von den Zeitschriften »Das Argument«, »Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung«, »Initial«, »Leviathan«, »links«, »ProKla«, »Sozialismus«, »Sozialistische Politik und Wirtschaft« (SPW), »Utopie kreativ«, »Widerspruch« (München), »Widerspruch« (Zürich), »Z« sowie der Stiftung Gesellschaftsanalyse, dem Institut für vergleichende Zivilisationsforschung an der Humboldt-Universität Berlin und der Volksuni Berlin.

Die Konferenz ist als Expertenseminar mit einer öffentlichen Abendveranstaltung geplant.

Am Rande der Konferenz werden Neuerscheinungen zu Gramsci vorgestellt, u.a. der erste Band der deutschen Gesamtausgabe der *Gefängnishefte* (Quaderni del carcere), die im Argument-Verlag erscheint, eine Gramsci-Anthologie des Dietz-Verlages Berlin sowie neuere italienische Publikationen.

Kontakt: Peter Jehle, Wiciefstraße 30, W-1000 Berlin 21 (030/396 5173), und Harald Neubert, Elsa-Brändström-Straße 18, O-1100 Berlin (0372/472 48 07)

Was außer dem Pflanzen von Apfelbäumchen noch zu tun ist . . .



Antunes, Juquin, Kemp,
Stengers, Telkämper, Wolf

Für eine grüne Alternative in Europa

187 S., br., DM 18,50

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes kommen nicht nur aus verschiedenen Ländern, sondern auch aus unterschiedlichen Traditionen der westeuropäischen Linken. Gemeinsam wollen sie die Perspektiven einer ebenso radikalen wie zeitgenössischen Politik entwerfen. Sie plädieren für eine »neue Radikalität«, die sich von den traditionellen politischen Formen der Linken absetzt und vor allem an die Thesen der Frauenbewegung und der Solidaritätsbewegung mit den Völkern des »Südens« anknüpft.

Gulliver 27



Ecoresistance Ökowiderstand

Argument

Hg. von Harald Mesch
Gulliver 27

Ecoresistance Ökowiderstand

305 S., br., DM 18,50

Dieser Band der Deutsch-Englischen Jahrbücher zeichnet die vielgestaltige Entwicklung der nordamerikanischen Ökobewegung nach. In den USA haben sich schon früh ökologische Antikörper herausgebildet, weil hier die Entwicklung der Industriegesellschaft am weitesten fortgeschritten ist. Als Reaktion auf die globale Zuspitzung der ökologischen Krise radikalisiert sich derzeit die Ökobewegung.

Ein bedrängend aktuelles, wichtiges Buch.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Philosophie und deutscher Faschismus — mehr als nur ein »Fall Heidegger«



Thomas Laugstien

Philosophieverhältnisse im deutschen Faschismus

Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 4
AS 169, br., 225 S., DM 18,50

Eine gründlich recherchierte empirische Studie, die in der Analyse philosophischer Institutionen (Gesellschaften, Zeitschriften, Kongresse, Seminare) das intellektuelle Klima vor und nach dem historischen Zeitpunkt »1933« untersucht. Wie und in welchem Ausmaß konnte die Philosophie zur Magd faschistischer Politik werden? Was hat es zu bedeuten, daß Philosophen wie Heidegger und Spranger für den autoritären Staat eingetreten sind?

Anhand von Daten, Namen und Fakten beschreibt der Autor minutiös das prekäre Verhältnis von Faschismus und Philosophie.

Weitere Titel dieser Reihe

Deutsche Philosophen 1933

Hg. von Wolfgang Fritz Haug
Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 3
AS 165, 261 S., DM 18,50

»Wer sich mit den ... feuilletonistischen High-lights zu Heidegger nicht zufrieden geben mag, findet hier, handwerklich solide, stringente Argumentationen.« *links*

... setzt einen Standard, an dem die zukünftige Forschung gemessen wird.« *Widerspruch*

Wolfgang Fritz Haug

Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts

Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 1
AS 80, 220 S., br., DM 18,50

Jan Rehmann

Die Kirchen im NS-Staat

Ideologische Mächte im deutschen Faschismus 2
AS 160, 160 S., br., DM 18,50

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Besprechungen

Philosophie

Leske, Monika: Philosophen im »Dritten Reich«. Studie zu Hochschul- und Philosophiebetrieb im faschistischen Deutschland. Dietz Verlag, Berlin/DDR 1990 (318 S., br., 13,80 DM)

Schorcht, Claudia: Philosophie an den bayerischen Universitäten 1933-1945. Harald Fischer Verlag, Erlangen 1990 (480 S., Ln., 98,- DM)

Die Erlanger Dissertation von Claudia Schorcht untersucht die Universitätsphilosophie im NS, erstmals hochschulübergreifend in einem Vergleich der Institute in Erlangen, München und Würzburg. Monika Leske, Dozentin an der Humboldt-Universität, interessiert sich für die Gruppe der explizit »braunen Philosophen« (153), die im Universitätsbetrieb nach 1933 nur zum Teil Fuß fassen konnten. Schorcht hat die verfügbaren Archivmaterialien (insbesondere Personalakten) ausgewertet, die Biographien der damaligen bayerischen Hochschullehrer rekonstruiert und nachgelesen, was sie während der NS-Zeit publizierten. Die Arbeit vermittelt detaillierte Einblicke in das Kompetenzgerangel zwischen Hochschule, Ministerium und Parteidienststellen, vor allem hinsichtlich der »weltanschaulichen Un/Zuverlässigkeit« einzelner Dozenten. Leske erschließt erstmals ein philosophisches »Schrifttum«, das in parteiamtlichen Publikationen wie Rosenbergs *Nationalsozialistische Monatsheften* und Kriecks *Volk im Werden* erschien. Eine Fallstudie zur Rolle Alfred Baeumlers wirft darüber hinaus ein Licht auf die Versuche, diese »nationalsozialistische Philosophie« im Hochschulbetrieb zu institutionalisieren.

Seltsamerweise hatte auch die DDR-Philosophie, aus der die Arbeit von Monika Leske hervorging, bislang keine empirische Bestandsaufnahme des tatsächlichen NS-Philosophiebetriebs hervorgebracht, obwohl personelle Kontinuitäten hier nicht kaschiert werden mußten. Immerhin macht die Lektüre andere Kontinuitäten deutlich. Bei Baeumler, Kriek, Rosenberg und anderen finden sich oftmals frappierende Anklänge an die von Lukács und dem Marxismus-Leninismus geheiligte Begriffsfamilie von »Totalität«, »Weltanschauung«, »Weltbild«, Wesensgesetzen und Dialektik. Man findet das Einheitspostulat von Theorie und Praxis, die Bekämpfung des »Idealismus«, eine Rhetorik der »Wirklichkeit«. Der rechtskonservative Historiker Ernst Nolte hat die nazistische Philosophie denn auch kürzlich als einen »Schmalspurmarxismus« hinzustellen versucht. Auf der anderen Seite scheint es fast, als diene die Dämonisierung eines angeblichen »Irrationalismus« auch der Abwehr uneingestandener Affinitäten zum Bekämpften.

Die Fragestellung des Buches führt hier weiter: studiert wird der systematische Kontext, in dem diese traditionelle Terminologie eine spezifisch faschistische Bedeutung erhalten konnte. Voraussetzung dafür ist ein Bruch mit dem in Ost und West herrschenden Dogma, das nazistische Denken sei als unphilosophisch anzusehen, weil es als primitiv und ungebildet gilt (oder umgekehrt). »Es gab nicht nur Nazis, die Philosophie betrieben, sondern auch eine Naziphilosophie im Sinne einer mehr oder minder einheitlichen Grundkonzeption«; ihre Produkte »waren nicht nur ein Sammelsurium eklektisch zusammengeworfener reaktionärer Philosopheme der Vergangenheit, wenngleich sie ohne Zweifel das auch waren« (117). Aufgezeigt werden drei strukturelle »Grundmotive«: 1. Vorrang des Handelns gegenüber dem Intellekt, wobei »Handeln« im faschistischen Diskurs gleichbedeutend ist mit Einsatz, Hingabe, Opfer für ein Höheres (»Voluntarismus«); 2. Vorrang der sogenannten

»Wirklichkeit«, d. h. der Bindekräfte von Volk, Nation, Blut, Boden, Gemeinschaft, gegenüber den als abstrakt verworfenen Prinzipien eines humanistischen Universalismus (»Wirklichkeitsdemagogie«); 3. Vorrang des »Ganzen«, d. h. die totalitäre Ausrichtung des Denkens auf ein einheitliches Sinnprinzip, mit dem entsprechenden Schwarm von Begriffen (Ganzheit, Totalität, Gestalt, organisch etc.) (»Ganzheitsmystik«). Weiter werden drei Felder identifiziert, in denen sich die Naziphilosophie konkretisierte, umschreibbar als Formierung der Subjekte (»Erziehungsphilosophie«), Begründung ihres Herrschaftsanspruchs (»Rassephilosophie«) und Orientierung auf die imperialistischen Raubzüge (»Kriegsphilosophie«). Allerdings fragt sich, warum die Diskursstruktur, die hier analysiert wird, nur der nazistischen Populärphilosophie eigentümlich sein soll, die als Material zugrundeliegt.

Die Leistung für den NS lag im »Abbau der moralischen Hemmungen, die der Umsetzung der Ideen des Rassenwahns hätten hinderlich sein können«, in »der Zerstörung des rationalen Denkens«, in der »Verschleierung der realen gesellschaftlichen Abhängigkeiten und Zusammenhänge insgesamt« (92). Insofern wird die »Zerstörung-der-Vernunft«-These von Lukács nicht ganz verabschiedet, sondern dahingehend korrigiert, daß der Nazismus »nicht den faktischen, sondern den moralischen Exitus der Philosophie« gezeitigt habe (6). Begriffe wie »Totalität«, »Dialektik«, »Gesetz« wurden in einer Weise verwendet, die »mit Wahrheit nichts zu schaffen hatte« (118). Daran hängt die Annahme, es handle sich um eine im Kapitalinteresse propagandistisch eingesetzte »Demagogie«, die über das Wesen der Dinge täuschen sollte. Diese normative Sicht unterstellt allerdings einen institutionell gesicherten Moral- und Wahrheitsdiskurs, während auch die Philosophen aus der DDR mittlerweile mit dem Kampf verschiedenster Wahrheiten und Rationalitäten konfrontiert sind. Warum sich der Tatsache verschließen, daß deutsche Philosophieprofessoren gerade als Spezialisten der Auslegung von »Wahrheit« oder »Vernunft« auftraten und als solche ihren Beitrag zur Faschisierung der Verhältnisse lieferten.

Eine weiteres Problem ist die Annahme, daß die Naziphilosophie sich als eine *geschlossene* (Gegen-)Konzeption darstellt, in der »die voneinander abweichenden Auffassungen in einzelnen – nicht immer unwesentlichen – Fragen letztlich von sekundärer Bedeutung sind« (117). Die Untersuchung macht umgekehrt auch deutlich, wie verschiedene Instanzen im NS-Staat ihre Konzeption einer einheitlichen Weltansicht erfolglos gegeneinander durchzusetzen versuchten. De facto blieb den philosophischen Bemühungen einer ideellen Begründung des NS »die *offizielle* Anerkennung durch die NS-Führungselite weitgehend versagt« (95). Gezeigt wird weiter, »daß in der Haltung zur Philosophie etwa ab 1939, besonders jedoch 1940/41, ein auffälliger Wandel« eintritt (112). Nach 1933 wird scharf gegen Philosophie schlechthin polemisiert (als liberalistisches Dekadenzprodukt oder elitäres Bildungsgut) und ihre Ablösung durch eine völkische »Weltanschauung« verlangt; bei Kriegsbeginn verstärkt sich die Forderung nach einer spezifisch »nationalsozialistischen Philosophie«. Die Autorin führt sie zurück auf Determinanten wie den wissenschaftspolitischen Umschwung nach 1937 (Vierjahresplan, Abkehr vom »Völkischen«), auf die wachsende Opposition im Hochschulbereich und auf Probleme in der »weltanschaulichen« Schulungsarbeit, die sich nicht mit allzu simplen Doktrinen begnügen konnte. Insgesamt wird die Situation der Philosophie im Nazismus als »widerspruchsvoll« (92), sogar als »schizophren« (93) charakterisiert: »Dem erkenntnisfeindlichen Wesen der faschistischen Weltanschauung entsprechend, wurde die Philosophie abgelehnt, doch war man flexibel genug, ihr eine geeignete Rolle zuzuweisen.« (92) Das bezieht sich auf die Ablehnung der akademischen »Kathedersphilosophie« durch die Intellektuellen der Nazibewegung – nur artikuliert sich

deren Polemik gerade in der hier untersuchten »nationalsozialistischen Philosophie«. Die Philosophie war, so gesehen, nichts Homogenes, sondern ein Terrain ideologischer Kämpfe.

Claudia Schorch kommt zu dem Ergebnis, daß »die an den bayrischen Universitäten betriebene Philosophie zum großen Teil tatsächlich nicht nationalsozialistische Philosophie war« (26). Von den etwa dreißig bayrischen Hochschullehrern werden der letzteren nur zwei, Wolfgang Schultz und Hans Alfred Grunsky, zugerechnet, die durch Parteiprotektion auf bedeutende Münchner Lehrstühle kamen. Grunsky fand, wie der 1936 verstorbene Schultz, kaum Hörer, denunzierte Kollegen und zog sich damit Ende 1941 selbst ein Dienststrafverfahren zu. Ab 1943 gab es sogar »ernstzunehmende Bestrebungen«, ihn »von seiner Münchner Stelle zu entfernen« (150). Seine Arbeitsweise wird dahingehend charakterisiert, »daß auf die argumentative Weiterführung von traditionsverankertem philosophischem Gedankengut fast vollständig verzichtet wurde« (305). Der Ausdruck »nationalsozialistische Philosophie« bezeichnet also hier die Sündenböcke der Zunft, diejenigen, die es nach 1945 plausibel erscheinen ließen, daß nazistisches Denken mit wirklicher Philosophie unvereinbar war.

Aber dieser Mythos wird zerstört. Nicht nur, daß »die Hälfte des in dieser Untersuchung behandelten Personenkreises in die NSDAP eintrat« (373); auch die »nicht nationalsozialistische Philosophie« griff vielfach »Gedankengut« des NS auf, keineswegs nur im Sinne einer unorganischen Einfügung (374) und auch nicht »aus rein opportunistischen Erwägungen« (373). Trotzdem will die Autorin sie von einer genau »nationalsozialistischen Philosophie« unterschieden wissen. Als Kriterium fungiert das »Selbstverständnis als Wissenschaft oder als Weltanschauung« (27). Die Arbeit mündet in eine entsprechende Typologie. Es gab 1. eine der NS-Weltanschauung verpflichteten Philosophie; 2. eine Mischform »zwischen nationalsozialistischer Weltanschauungslehre und Wissenschaftlichkeit« (exemplarisch: Hugo Dinger, Eugen Herrigel, Vinzenz Rübner, der für die SS arbeitende Kurt Schilling), 3. eine weltanschaulich enthaltsame »wissenschaftliche Philosophie« (Rudolf Zocher); 4. Philosophen »im weltanschaulichen Widerspruch« zum NS (Hans Pfeil, Aloys Wenzl). Gegen dieses merkmalslogische Verfahren wäre nun allerhand zu sagen. Die nicht näher bestimmte Substanzkategorie des NS-»Gedankenguts« bezeichnet offenbar eine manifest völkische oder rassistische Terminologie. Im diesem kategorialen Netz zappelt ein völkischer Sektierer wie Grunsky, der mit seiner Metzgerontologie (»Umwelt«/»Blutwelt«) und seiner vierpoligen Seelenkunde (Willens-Pol, Pol der Hingenommenheit, Schau-Pol, Schaff-Pol) kaum große Resonanz fand. Nicht zu fassen ist dagegen der Ordofaschismus katholischer Philosophen. Hans Pfeil (Würzburg) bekommt »weltanschaulichen Widerspruch« zum NS bescheinigt, weil er mit Streitschriften gegen die (von Hitler fallengelassenen) Deutschen Christen auf den faschistischen Index kam; zugleich wird aber registriert, daß »Pfeil innere Verbindungen zwischen 'Deutschem Glauben', Liberalismus, Judentum und Freimaurertum behauptet« (363). 'Widerständler' dieser Art trugen das Regime. Überhaupt nicht zu fassen ist ein kapitaler Faschist wie das Nicht-NSDAP-Mitglied Philipp Lersch, dessen Seminarankündigungen »keine Hinweise auf nationalsozialistisches Gedankengut« enthielten (172) und der das »Recht der Gemeinschaft ..., die Träger minderwertiger Erbanlagen von der Fortpflanzung auszuschließen« (zit.n. 173), nicht weltanschaulich verblasen, sondern eben wissenschaftlich exakt begründete. »Es muß unbeantwortet bleiben, ob diese Sätze Ausdruck davon sind, daß auch Lersch sich aus taktischen Überlegungen heraus zur Anpassung an die nationalsozialistische Weltanschauung veranlaßt sah oder ob sie seine wirkliche Meinung wiedergeben.« (173) Hier wäre es besser, statt der Antwort eine andere Frage zu suchen.

Die Probleme hängen mit den Vorzügen der Arbeit zusammen, die »ein möglichst realistisches Bild« vermitteln (22) und der »differenzierten Beschreibung« (16) den Vorrang geben will. Die biographischen Porträts fallen naturgemäß sehr verschieden aus: Entlassene, Karrieremacher, Überzeugte, Widerständige. Auch die Institute präsentieren sich unterschiedlich. An der Universität Erlangen, schon vor 1933 »judenrein«, gab es im Zuge der nazistischen »Säuberung« keinerlei personelle Veränderung im philosophischen Seminar; in München wurde dagegen nach und nach fast das gesamte Lehrpersonal zwangsausgewechselt. Das Bild zerfällt insgesamt in Facetten, so daß ein Zusammenhang zwischen Philosophie und NS-Herrschaft mit zunehmendem Eindringen in die Materie immer unerkennbarer wird. Dieser unglückliche Positivismus ist insofern gewollt, als die Autorin sich gegen globale »Prämissen« wie die einer »Zerstörung der Vernunft« (21f.) wendet und eine »stillschweigende Einbeziehung von Wertungen« (22) vermeiden will. Aber reine Sachverhalte sind ohne theoretische Vermittlung nicht zu haben. Verzichtet wird im Grunde auf eine argumentative Auseinandersetzung mit vorhandenen Deutungen oder Forschungsansätzen, in der sich die eigene Fragestellung reflektieren müßte. Die ausgeschlossenen Wertungen stellen sich deshalb unvermittelt und hinterrücks wieder ein – vor allem in der kruden Evidenz »nationalsozialistischen Gedankenguts« und der alten Unterscheidung Wissenschaft/Weltanschauung, die traditionell mit der Forderung verknüpft ist, den NS-Kontext aus der Betrachtung wissenschaftlicher Werke auszuschließen. Aber das will die Autorin eben nicht. So liegt, neben dem hohen Informationswert, ein theoretischer Ertrag darin, daß in der Konfrontation mit den Texten die Inadäquatheit vorherrschender institutioneller Sichtweisen gezeigt wird. Es sei nicht möglich, »heute nur noch dasjenige Denken als Philosophie gelten lassen zu wollen, das, eingebunden in Fragestellungen und Argumentationsstrukturen der damals bestehenden philosophischen Schulen, seien es Neukantianismus, Phänomenologie oder andere, die Thematisierung des aktuellen weltanschaulichen Gedankenguts von sich wies« (375). Thomas Laugstien (Berlin)

Engels, Eve-Marie: Erkenntnis als Anpassung. Eine Studie zur Evolutionären Erkenntnistheorie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (518 S., Ln, 58,- DM)

Nach ihrer Dissertation über die »Teleologie des Lebendigen« (1982) hat die Autorin für ihre Habilitation eine der umstrittensten Varianten einer »Naturalisierung der Epistemologie« bearbeitet: die Evolutionäre Erkenntnistheorie, »wie sie von Lorenz, Vollmer und Riedl vertreten wird« (38). Ausgehend von der Entstehung des menschlichen Erkenntnisvermögens im Prozeß der Bioevolution versucht die EE, traditionelle philosophische Fragen nach Status, Leistungen und Grenzen unseres Wissens zu beantworten. Da die »kognitiven Strukturen des Menschen ... als Anpassungen an einen bestimmten Realitätsbereich« (60) – genannt »Mesokosmos« und verstanden als »kognitive Nische des Menschen« (299) – entstanden seien, könne man sich auf ihre weitgehende »Passung« bzw. Isomorphie zu den »objektiven« Strukturen dieses Realitätsbereichs verlassen. Engels widerlegt die zentralen Thesen dieses erkenntnistheoretischen Konzepts und gelangt zu einer an Piaget angelehnten »konstruktivistischen« Position. Keine Berücksichtigung finden die erkenntnis- und wissenschaftsgeschichtlichen Anwendungen des Evolutionsmodells von Variation und Selektion bei Popper, Toulmin u.a., die sie mit Recht einem anderen Forschungsprogramm zurechnet. Bedauerlich bleibt jedoch, daß sie auf die Arbeiten der »Kritischen Psychologie« – etwa von Holzkamp und Schurig – mit keinem Wort eingeht.

Nach einer einführenden Darstellung der EE stellt Engels – die auf eine Diskussion ihrer Vorgeschichte in den Arbeiten von Spencer, Mach, Haeckel, Simmel u.a.

leider verzichtet – die Leistung von »Charles Darwin als Begründer der Evolutionstheorie menschlichen Erkennens« (63) heraus: »Der Mensch einschließlich seiner kognitiven Fähigkeiten gehört bei Darwin von Anfang an zum intendierten Anwendungsbereich seiner Theorie und ist darüber hinaus ihr exemplarischer Anwendungsgegenstand.« (119) Dabei beweise sein Gebrauch des Anpassungsbegriffs ein Problembewußtsein, an das Engels mit ihrer Darstellung dieses Konzepts im Rahmen der heutigen Evolutionstheorie anschließen will. Ihre überzeugende Widerlegung des häufig geäußerten Tautologieverdachts und ihr Hinweis auf das Genom – nicht die Art – als Selektions- und Anpassungseinheit retten diesen umstrittenen Begriff, ohne daß damit über seine Anwendbarkeit auf erkenntnistheoretische Probleme schon entschieden wäre. Vielmehr, so Engels, mache die Weltoffenheit des menschlichen Erkennens – seine »Intentionalität und Kontrafaktizität« (164), »Spontaneität und Flexibilität« (203) – eine rein adaptionistische Deutung problematisch. Zudem sei eine empirische Überprüfung der mit dem Anpassungskonzept verbundenen »Limitationsthese«, wonach aus »der Anpassung ... an den Mesokosmos ... die Begrenztheit unseres Erkenntnisvermögens sowie seine Fehlleistungen« (61) zu erklären seien, praktisch unmöglich (vgl. 326ff.). Auch sei über den biologischen Anpassungswert unseres Wissens sowenig das letzte Wort gesprochen wie über die Überlebensdienlichkeit der von der EE als höchste Wissensform gepriesenen Naturwissenschaften. Zugleich zeige der Blick auf andere Lebensformen eine riesige Zahl höchst unterschiedlicher kognitiver Organisationsformen mit – gemessen am Überlebenserfolg – hoher Anpassungsqualität. Folglich erlaube »der adaptionistische Begriffsrahmen ... keine Explikation des Begriffs 'Erkenntnisfortschritt', verstanden als qualitative Verbesserung der Erkenntnisleistungen vom Einzeller bis zum Menschen«. (215)

Zentraler noch als diese mißglückte Verbindung von Anpassungs- und Fortschrittsmodell ist für die EE die Bestätigung ihres materialistischen bzw. »realistischen« Erkenntnisbegriffs, den sie freilich wegen des realistischen Begriffsrahmens der biologischen Evolutionstheorie ihrerseits schon voraussetzt. Diesem Zirkel versucht Vollmer – der sich am ausführlichsten damit auseinandergesetzt hat – mit seinem Konzept eines »hypothetischen Realismus« zu begegnen. Danach könne die EE die Realismus-Hypothese, »die weder verifizierbar noch falsifizierbar und doch für die Wissenschaft unerlässlich« (Vollmer, zit. 221) sei, zwar nicht beweisen, wohl aber mit Indizien stützen. Gegen diese Konzeption und den einhergehenden korrespondenztheoretischen Wahrheitsbegriff wendet Engels in Anlehnung an Putnam ein: »Nicht nur die Einlösbarkeit der Behauptung einer Korrespondenz, sondern bereits der Sinn der Rede von dieser Korrespondenz ist an eine Außenperspektive gebunden.« (229) Da ein solcher »Gottesgesichtspunkt« uns aber prinzipiell unmöglich sei, könne der Realismus der EE – ob als »hypothetisch« qualifiziert oder nicht – »keine sinnvolle Position« (240), sondern nur naive Metaphysik sein. Von einer Korrespondenz von Erkenntnis und Realität-an-sich läßt sich tatsächlich nur in »überschüssiger« Rede sprechen, die den Bereich »positiven«, durch Verfahren überprüfbares Wissens verläßt, ohne damit freilich der Vermittlung mit Erfahrung zu entbehren – wie »sinnvoll« ist es, hier in positivistischer Manier jeden Sinn zu leugnen?

Gegen das »realistische« Erkenntnis-konzept der EE setzt Engels einen an Piaget orientierten »Konstruktionismus«. Piagets entwicklungspsychologischer Ansatz beschreibt die Ontogenese kognitiver Strukturen als einen Prozeß stufenweiser »Konstruktion ... , in der der Aufbau der Intelligenz und die Konstruktion der Wirklichkeit zwei Aspekte ein und desselben Prozesses bilden« (249). Wahrheit, meint Engels, sei entsprechend als »Korrespondenz von Denken und konstituierten Welt-

Handlungssystemen, d.h. als Kohärenz von Altem und Neuem« (282), nicht jedoch unter Bezug auf eine Realität-an-sich zu definieren. Diesen »Konstruktivismus« grenzt sie vom »Radikalen Konstruktivismus« ab, indem sie auf einem »Minimalrealismus« beharrt: »Danach wird die Existenz einer Realität trivialerweise vorausgesetzt, ... nicht aber die Erkennbarkeit ihrer Struktur, wie sie unabhängig von handelnden und erkennenden Organismen bzw. Subjekten besteht.« (277) Ganz konsequent ist dieser Agnostizismus freilich nicht, wird doch nicht nur die Einheit und Strukturiertheit der Realität-an-sich behauptet, sondern auch »eine Welt mit real existierenden, lebenden Systemen« (297) als Voraussetzung eines nicht-solipsistischen Konstruktivismus erkannt. Diesen mit der Alltagsgewißheit einer intersubjektiv geteilten, gemeinsam erlebten Welt zu vereinbaren, erfordert gewiß mehr als Engels Darlegung dreier »Perspektiven«, wo unterhalb der »Metaperspektive« des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus dem common-sense-Realismus der defiziente Modus eines selbstvergessenen Wissens zugewiesen wird (vgl. 334ff.). Über die dabei zu erwartenden Probleme kann ein Blick auf die philosophische Tradition (etwa von Leibniz über Husserl bis zur Ethnomethodologie) Rechenschaft geben.

Engels genaue Darstellung und Kritik der EE widerlegt überzeugend deren zentrale erkenntnistheoretischen Ansprüche; ihre eigene »auf vernünftige Ziele reduzierte Version« (Klappentext) bringt einen neuen, den Intentionen von Lorenz, Vollmer usw. zuwiderlaufenden Ansatz ins Spiel, ohne ihn bis zu jenem Punkt auszuführen, der eine fundierte Beurteilung erlaubte. Helmut Fallschessel (Berlin)

Hulme, Peter, and Ludmilla Jordanova (Ed.): The Enlightenment and Its Shadows. Routledge, London 1990 (232 S., Ln., 35 £)

Die Essex University in Colchester ist vor allem durch ihre jährlichen Symposien zur »Sociology of Literature« bekannt, die zum Treffpunkt führender Intellektueller des angloamerikanischen Sprachraums geworden sind. In dem vorliegenden Sammelband stellt sich die School of Comparative Studies mit (teils poststrukturalistisch inspirierten, teils der history of ideas nahestehenden) Beiträgen zu dem Thema »Aufklärung« vor. Wie die Herausgeber betonen, geht es nicht um eine Stellungnahme zu der theoretischen Debatte, die sich mit den Namen Habermas vs. Derrida umreißen ließe, sondern darum, an Hand von Einzelbeispielen die Risse, Brüche, eben »Schatten« des Denkens der Aufklärung aufzuzeigen. Eine allgemeine Sympathie zu einer Weiterentwicklung des kritischen Potentials aufklärerischen Denkens ist dabei unübersehbar.

Peter Hulme zeigt mittels der 'Archäologie' einer Metapher, wie John Lockes Theorie des Naturrechts auf der Verleugnung indianischer Agrikultur basiert, wie also die aus kolonialem Rechtfertigungszwang entstandene Ideologie indianischen Nichtstuns (verkürzt in der klassischen Metapher des Goldenen Zeitalters, dessen Menschen von »spontanen« Naturprodukten leben) zu einem Hauptbaustein aufgeklärter Staatsphilosophie wurde. Die Unkenntnis indianischer Lebensrealität, deren Verleugnung in Lockes Text ironischerweise zur Basis für die Definition von Humanität überhaupt wird, steht auch im Mittelpunkt von Gordon Brotherstons Analyse der Erzählstruktur von *Candide*, in der er u.a. zeigt, wie Voltaires Satire Rousseauscher Indianerromantik am Ende selbst der pseudo-ethnographischen Unterscheidung zwischen zivilisierten, im Stil des Goldenen Zeitalters lebenden Inkas und kanibalischen Guaranís aufsitzt – und somit zur Verbreitung kolonialistischen Gedankenguts beiträgt. An Hulmes Analyse der fiktionalen Ursprünge Lockescher Gesellschaftsphilosophie knüpft Jay Bernstein an mit einem Beitrag zu Rousseaus Versuch, die theoretischen und sozialen Widersprüche seines Gesellschaftsentwurfs durch

Zuhilfenahme einer »autoritären Fiktion« zu versöhnen (80). Rousseaus dualistisches Dilemma ist gleichzeitig unser eigenes: »The logical critique of Rousseau is just the one that would force us into legitimating the liberal order; while the perception of Rousseau as confronting a contingent historical blockage ends up with a utopian suppression of difference.« (82) Die Prosa des englischen Revolutionskritikers Edmund Burke ist, wie David Musselwhite zeigt, weit mehr von einer »'reverential' power of conjuring up ... multilayered complexes« beherrscht als von referentiellen Bemühungen (146). Ted Benton unterstreicht in seinem Essay über Adam Fergusons Warnung vor den korrumpierenden Folgen der Demokratie die psychologische und soziologische Einsicht des Schotten, dessen Formulierungen sich wie Gegenwartsanalysen eines moralisch degenerierten Spätkapitalismus lesen (116ff.). Onora O'Neils Aufsatz zu Kants Vernunftkritik und seinem Ideal eines »herrschaftsfreien Vernunftdiskurses« dient dagegen geradezu als Kontrastprogramm. Dem gesellschaftlichen Reformprogramm der Aufklärung sind die Beiträge von Simon Collier über Merciers utopischen Roman *L'An 2440* und von Michael Freeman über die politische Notwendigkeit und philosophische Implausibilität der Erklärung der Menschenrechte (1789) gewidmet, während Ludmilla Jordanova die »authoritarian response« der napoleonischen Ära auf diese Reformbewegungen untersucht.

Die darstellenden Künste werden abgedeckt von Joe Allards Essay zur Musik des absolutistischen Zeitalters, die vornehmlich der Zerstreung des Adels und der Ablenkung von politischen Themen diene, und von Margaret Iverson zur Repräsentationskrise der revolutionären Ära, deren anfängliche Ablehnung populistischer Symbole bald Platz machte für die ikonographische »feminization« der Revolution und ihrer Ideale in Figuren wie der Liberté oder der amerikanischen Freiheitsstatue. Die idealisierte Frauengestalt repräsentierte jedoch vor allem männliche Werte: »phallic mastery and control«, Naturbeherrschung, Fortschritt (138f.). Dabei entspricht die idealisierte Weiblichkeit der idealisierten Darstellung kolonisierter Völker; beide erhalten mythisch-ideologische Qualität als »imaginary reconciliation(s) of a real contradiction« (139).

Allen Beiträgen gemeinsam ist die Betonung des sozialen Aspekts aufklärerischer Ideen. Dies wird besonders deutlich in Michael Freemans Replik auf philosophisch-sophistische Attacken gegen die Declaration of Human Rights der UN (1948), für die die Erklärung der Menschenrechte Pate stand. Indem er die *politische* Unverzichtbarkeit dieses Dokuments mit dem konkreten Fall eines aus Gründen der Überzeugung gefolterten peruanischen Landarbeiters begründet, drückt Freeman wohl auch so etwas wie den »Essex spirit« aus: »a style of thinking that owes something to a critical reflection on the legacy of the Enlightenment« (Introduction, 15).

Gesa Mackenthun (Frankfurt/M.)

Förster, Wolfgang (Hrsg.): Aufklärung in Berlin. Akademie-Verlag, Berlin 1989 (412 S., br., 32,- DM)

»Von Berlin aus hat sich ... die Freiheit zu denken über allerley Gegenstände in alle übrigen Staaten Deutschlands ... verbreitet«, heißt es 1779 in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek (245). Die Debatte um die Rolle Friedrichs II. in der Entwicklung der deutschen Aufklärung hat unter dem Stichwort »Lessing-Legende« (F. Mehring) eine nun schon hundertjährige Geschichte. Im vorliegenden Band entwerfen 12 Autoren in 16 Aufsätzen ein differenziertes Bild der Berliner Aufklärung. Deren ironische Situation resümiert sich in dem staatlichen Verbot einer von Lessings Freund Mylius herausgegebenen Zeitschrift, weil darin La Mettries *L'homme Machine*, also eines der radikalsten Bücher der Aufklärung, angegriffen worden war (249). Ein

lesenswerter Beitrag von Fontius/Geissler ist den französischen Aufklärern in Berlin (Voltaire, La Mettrie, d'Alembert, Helvetius u.a.) gewidmet; u.a. zeigen sie gegen Dilthey, daß man nicht von einem Gesinnungswandel Friedrichs II. sprechen kann, wenn dieser in seiner Spätzeit Kritik an Publikationen der französischen Aufklärung übte: vielmehr war die Aufklärung selbst über ihre ursprünglichen Positionen hinausgewachsen (263f.). Die Bedeutung der von der Berliner Akademie gestellten philosophischen Preisfragen hebt Buschmann in ihrem Beitrag hervor. Während biographische Einzelstudien etwa zu Kant und Herder den jeweils relevanten Preisfragen der Akademie detailliert nachgegangen sind, hat es bis jetzt keine kohärente Darstellung der philosophischen Preisschriften der Berliner Akademie im 18. Jahrhundert gegeben. Auch wenn man mit Lessing – der seine gemeinsam mit Mendelssohn verfaßte Preisschrift »Pope ein Metaphysiker!« schließlich doch nicht zur Begutachtung einreichte – die offizielle Preisvergabe als »gelehrte Lotterie« (166) betrachten kann, müssen die Preisschriften doch als Indikatoren für zeitgenössische Denkweisen und Problemlagen gelten, und dies um so mehr, als sich auch solche Autoren an den Wettbewerben beteiligten, die nicht so sehr auf Prämiiierung ihrer Arbeiten als vielmehr auf den institutionellen Bonus bei ihrer Verbreitung setzten (176).

Dem »Berlinismus«, der sich die Vermittlung von natürlicher Religion und Philosophie zum Ziel setzte, ist ein Beitrag von Goldenbaum gewidmet. Wenn die Berliner Aufklärung im allgemeinen als weitgehend unpolitisch gilt, so ist doch seit den achtziger Jahren eine verstärkte Politisierung zu verzeichnen (357), die in der Gründung der »Mittwochsgesellschaft«, aber auch in der Behandlung rechtsphilosophischer Themen in der Berlinischen Monatsschrift zum Ausdruck kam. Der Band zeichnet auch die eher zwiespältige Aufnahme der Philosophie Kants in Berlin nach; immerhin fand der Kantianismus ziemliche Resonanz in den Salons (363, 367). Weitere Beiträge sind Lessing, Mendelssohn, Lamberts philosophischer, mathematischer und astronomischer Tätigkeit in Berlin, Sulzer, dem Wolffianismus etc. gewidmet. Mit Johann Christian Edelmann, Johann Heinrich Schulz und Carl Wilhelm Frölich ist auch der radikale Flügel der Aufklärung (als einer nicht nur im engsten Sinne philosophischen Bewegung) vertreten; hier können die Autoren besonders auf Entdeckungen der DDR-Philosophie (Krauss, Steiner u.a.) zurückgreifen.

Der Band ist Nachzügler einer Gruppe von DDR-Publikationen zum Thema »Aufklärung in Berlin« (vgl. den Literaturbericht in Dt. Zeitschr. f. Philosophie 35, 1987, 800-805). Die DDR-typische Neigung zur projektiven Identifikation findet sich auch hier, etwa wenn Pufendorf Sympathien für den Republikanismus (24) oder Euler für den Materialismus (124-127) nachgesagt werden und die Frühaufklärung in Deutschland schon vor dem Dreißigjährigen Krieg begonnen haben soll (14). Solche vereinzelt Bemerkungen ändern jedoch nichts am Gesamteindruck. Wenn die Aufklärer sich gegen die trockene Sprache der universitären Gelehrsamkeit wendeten (318), so spürt man an der relativ lebendigen Darstellung in den meisten Beiträgen des Bandes, daß die Belesenheit und souveräne Kenntnis der Autoren keiner bloß akademischen Beschäftigung mit einem im Grunde beliebigen philosophiehistorischen Thema, sondern einem eigenen Interesse an den Erfolgen und Schicksalen der Vernunft entspringen sind.

Herbert Breger (Hannover)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Grewe, Andrea: Monde renversé – théâtre renversé. Lesage und das Théâtre de la Foire. Romanistischer Verlag, Bonn 1989 (474 S., br., 44,- DM)

Die Pariser Theaterverhältnisse bilden gegen Ende des 17. Jahrhunderts eine von königlichen Privilegien eng umstellte Öffentlichkeit. Die Zeiten, in denen das Theater seine Hof- und Staatsfähigkeit erst beweisen mußte, sind vorbei. Aber das staatlich garantierte Monopol droht die Verbindung zum Publikum zu zerschneiden, weil es die Pflege des klassischen Repertoires absolut setzt. Die Comédie Française läßt nichts unversucht, »um ... jede weitere Konkurrenz im Bereich des Sprechtheaters mit Hilfe des ihr verliehenen Privilegs verbieten zu lassen« (39). Das Jahrmarkttheater entsteht daher notwendig als »Anti-Theater«, das »gleichzeitig außerhalb des offiziellen Kulturbetriebs steht und aufs engste auf diesen bezogen ist« (14).

Das neue Theater hat seinen Ort auf den beiden Jahrmärkten oder Messen. Diese »Warenumschlagplätze von hohem wirtschaftlichem Rang« (70) dauern zu Beginn des 18. Jahrhunderts jeweils acht bis zehn Wochen und ziehen sowohl »Spitzbuben wie ehrbare Leute« an, wie ein zeitgenössisches Urteil lautet (Nemeitz, 74). Für die Dauer dieser Messen sind »die im Interesse von 'Ordnung und guten Sitten' vorhandenen Beschränkungen des Handels« außer Kraft gesetzt (Kulischer, II, 291). Dem Freihandel entspricht die Freizügigkeit, mit der Lizenzen an Schausteller gegeben werden. Der »doppelköpfige Mensch« braucht zwar ein »privilège du Roi«, erhält dieses aber problemlos, weil er sich mit seiner Kunst innerhalb der Grenzen einer »subliterarischen Volkskultur« hält (49). Die Schauspieler werden als Gewerbetreibende neben anderen respektiert, solange sie sich innerhalb dieser Grenzen bewegen. »Kaum aber überschreiten sie diese, um sich künstlerisch höher eingestufte Darstellungs- und Ausdrucksformen anzueignen, geraten sie in Konflikt mit den privilegierten Theatern.« (Ebd.) Deren schroffe Verbotspolitik provoziert indes, wie Grewe zeigen kann, die Herausbildung einer Vielfalt alternativer Ausdrucksformen. Als 1703 die Aufführung von Komödie und Farce verboten wird, werden eben nur einzelne Szenen gespielt. Wenige Jahre später wird der Gebrauch des Dialogs untersagt. Die Schauspieler benutzen nun ausschließlich den Monolog, wobei die Mitspieler mit Zeichen oder Gesten antworten. Als selbst das unterbunden wird, greifen sie zur Pantomime. In den »pièces à la muette«, die den tragischen Ton der privilegierten Gegner parodieren, werden Text-Tafeln verwendet. Der Bann ist grundsätzlich gebrochen, als es den Jahrmarktschauspielern 1708 zum ersten Mal gelingt, einen Vertrag mit dem Direktor der *Académie royale de musique* abzuschließen, in dem das Nutzungsrecht musikalischer Elemente legalisiert wird. »Das Abkommen stellt eine Aufweichung des monopolistischen Theatersystems von innen heraus dar.« (60) Eine leistungsfähige Kompromißbildung ist gefunden. Das neue Theater wird reduziert auf die Gattung der Opéra-comique, »eine Theaterform ..., die als 'Gesangsstück' mit komischem Inhalt eine Lücke zwischen den bestehenden Formen des Sprech- und Musiktheaters ausfüllt« und die herrschenden Monopole nicht berührt (64). So erweist sich die Legalisierung als die gegenüber dem Verbot leistungsfähigere Strategie, weil sie das Motiv der Jahrmarktschauspieler, sich aus dem Umfeld der »subliterarischen Volkskultur« abzusetzen, anstachelt. Schauspieler und Seiltänzer gehören nach 1724 auch auf der Messe »säuberlich geschiedenen« Welten an (144). Gestern noch Kritiker der offiziellen Kulturpolitik, sind die Schauspieler heute zu deren Trägern geworden. Was sie von ihren königlich protegierten Brüdern und Schwestern trennt, ist die private Organisationsform ihres Theaters. Ob sie überleben, hängt vom Geschick und der Rücksichtslosigkeit eines Theater-

unternehmers ab, sein Geschäft profitlich zu betreiben. In Lesage (1668-1747), der im Ruf steht, »der erste Berufsschriftsteller seiner Zeit zu sein« (152), findet die neue Gattung ihren publikumswirksamen Autor.

Grewe zeigt kritisch, daß die zeitgenössischen Theatergeschichten das Jahrmarkttheater zur minderwertigen Vorstufe der *Opéra-comique* erklären. Dies illustrierte »die Fragwürdigkeit einer überzeitlichen Gattungskonzeption, die der Mannigfaltigkeit des historischen Materials gegenüber versagt und nur funktioniert, weil sie das, was der Norm noch nicht entspricht, ausgrenzt oder abwertet« (24). Sie ertappt die Literaturgeschichtsschreibung einmal mehr bei ihrem vornehmsten Geschäft: der Kanonbildung. Der Theaterchronist Beauchamps identifiziert das Jahrmarkttheater von vornherein mit der Gattung der *Opéra-comique* (1735). Er bezieht sich dabei auf eine von Lesage und d'Orneval herausgegebene Sammlung, die im Untertitel »die besten Stücke« verspricht. Dies verweist auf den Selektionsprozeß, der den literarischen Begriff der *Opéra-comique* erst konstituiert. Das ins Buch gebannte Resultat dieses Selektionsprozesses gilt jetzt wie selbstverständlich als Ausgangspunkt. Jean-Baptiste Nougaret unternimmt schließlich 1769 die theoretische Rechtfertigung des neuen Genres. Er versuche »seine Gleichwertigkeit mit Tragödie und Komödie zu beweisen« (34), indem er die neue Gattung in die herrschende Lehre, die *doctrine classique*, einpaßt. Was eine klassizistisch-bilanzierende Literaturgeschichtsschreibung kurzerhand am literarischen Wertehimmel fixiert, erweist sich in dieser Studie als Resultat von Kämpfen um die kulturelle Hegemonie.

Grewes eigener Deutung bleibt diese Dimension ihres Materials allerdings verschlossen. Den »literatursoziologischen Erklärungsansatz« (180) präsentiert sie in seiner soziologistischen Schrumpfform: Kunst werde nur als »Spiegelung der Realität« gesehen (181). Dagegen müsse »das einzelne Werk als in sich selbst abgeschlossener Bedeutungszusammenhang« (181) begriffen werden. Aber Grewe zeigt gerade, daß die *Opéra-comique* widersprüchlich zusammengesetzt ist, und daß diese Widersprüchlichkeit das »Ankommen« bei einem sozial heterogenen Publikum erst ermöglicht. Warum sich jetzt, nachdem die vom fertigen Resultat ausgehende Literaturgeschichtsschreibung kritisiert worden ist, selbst auf diesen Standpunkt stellen und einen einheitlichen Bedeutungszusammenhang postulieren? Grewes theoretischer Gewährsmann ist Patrice Pavis, der an das zeichentheoretische Modell von Mukařovsky anknüpfe. Bei Pavis nehme der »soziale Kontext« eine »zentrale Stellung« ein, ohne das Kunstwerk »zu einem Dokument des 'Zeitgeists'« zu degradieren (192). Seiner »historisch wechselnden Aneignung« werde Rechnung getragen. Positionen »wechseln«, aber unbestimmt bleibt, wer wen bekämpft. Daß es sich um ein Kapitel aus der Bildungsgeschichte des Bürgertums zur Klasse handelt, hat man am Ende fast vergessen.

Peter Jehle (Berlin)

Bürger, Peter: Prosa der Moderne. Unter Mitarbeit von Christa Bürger. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1988 (483 S., geb., 48,- DM)

Bürger knüpft an seine 1974 erschienene »Theorie der Avantgarde« an, indem er nun die Avantgarde in den größeren Zusammenhang der ästhetischen Moderne einbettet und zugleich ihre »Vorgeschichte« darstellt. Was an Bürgers Unternehmen insgesamt überzeugt, ist ein Schreibgestus, der von Fragen, Überlegungen, Thesen und Vorschlägen geprägt ist: Bürger ist sich der Schwierigkeiten bewußt, die eine Theorie der ästhetischen Moderne aufwirft; daher strebt er auch nicht eine geschlossene Theoriekonstruktion an, die ihm für die Materie weder angemessen noch möglich erscheint, sondern spricht von einer »fragmentarischen Annäherung« (9).

So heißt das erste Kapitel, das die Grundlage für die späteren Einzelanalysen

bildet, »Fragmente zu einer Theorie der ästhetischen Moderne«. In ihm beschreibt Bürger zunächst die Entstehung eines modernen Kunstbegriffs als Reaktion auf die modernen Entfremdungserfahrungen des Menschen seit der Aufklärung, der (als Gattungswesen) für die Einrichtung der Welt verantwortlich ist und dem zugleich (als Individuum) diese Einrichtung als immer schon vorhandene und ihm fremde gegenübertritt. Die Suche nach dem »ganz anderen«, nach einem Bereich der Erfüllung, der die Entfremdung zu überwinden vermöchte, schlägt sich in der Kunst so nieder, daß sie sich als autonome definiert. Das beinhaltet nach Bürger ein Verständnis von Kunst als Gegeninstitution außerhalb der gesellschaftlichen Handlungszwänge und einen Formbegriff, der sich nicht mehr auf einen Regelkanon festlegen läßt, sondern die unverwechselbare Individualität des Werks meint.

Bürger nimmt Bezug auf die großen ästhetischen Theorien seit der Aufklärung — Kant, Hegel, Lukács, Adorno, Benjamin —, überprüft sie, greift auf, was ihm brauchbar erscheint, modifiziert oder verwirft. Sein wichtigster Gewährsmann allerdings ist Hegel. Für Hegel ist die bürgerliche Gesellschaft durch zwei widerstreitende Prinzipien charakterisiert: durch die Besonderheit des Subjekts und die Allgemeinheit, die Ordnung der Wirklichkeit, an der sich das Subjekt abarbeiten muß. Diese »Entzweiung« findet Bürger in Hegels *Ästhetik* wieder, die die Entwicklung der Kunst als allmähliche Auflösung der klassischen Einheit von Sinnlichkeit und Geist beschreibt; Folge dieser Auflösung ist die Entdeckung des Reichtums subjektiver Innerlichkeit und, damit verbunden, die Möglichkeit, die äußere Wirklichkeit als faktisch gegebene zum Gegenstand der Darstellung zu machen. Diese Überlegungen radikalisiert Bürger dahingehend, daß »das Selbständigwerden des Subjekts eben jenen Prozeß in Gang setzt, der die ästhetische Moderne in die Extreme des Subjektivismus und der Versachlichung treibt« (29).

Zugleich besteht Bürger nachdrücklich auf der Einheit der Moderne; für ihn gibt es *die* ästhetische Moderne, gekennzeichnet dadurch, daß sie von der »Entzweiung« als wichtigstem Merkmal der modernen Gesellschaft bestimmt ist. Allerdings bedeutet das keine »Einheitlichkeit«, denn für die spezifische gesellschaftliche Situation des Subjekts in der Moderne gibt es keine einheitliche ästhetische Verarbeitung. Im Gegenteil: Bürger weist darauf hin, daß es gerade unterschiedliche, sogar extrem gegensätzliche Möglichkeiten ästhetischer Verarbeitung gibt. Seine These lautet daher, »daß die Einheit der ästhetischen Moderne nicht durch eine Summe von Merkmalen zu erfassen ist, sondern einzig als Prozeß des Auseinandertretens, als Bewegung, die sich in die Extreme hineinbegibt« (30f.).

Wenn es aber keine allgemeinen Kriterien gibt, kann die Frage nach der Modernität nur anhand des einzelnen Werks beantwortet werden. Dieser Herausforderung stellt sich Bürger in den zahlreichen Einzelanalysen, die unter verschiedenen Aspekten den Bogen spannen von Friedrich Schlegel bis Mallarmé, von Rimbaud bis Antonin Artaud, von Flaubert bis Uwe Johnson. Von ihnen ist vor allem das Kapitel über Heinrich Heine (80-100) herauszuheben, den Bürger im Anschluß an die neuere Forschung überzeugend für die Moderne reklamiert. Er zeigt, wie in Heines Verarbeitung der Großstadt-Thematik Elemente der Aufklärung — die Faszination durch die moderne Großstadt — und der Romantik — die Fremdheit des Individuums — zu einer widersprüchlichen Einheit verschmelzen und so etwas Neues, spezifisch Modernes entsteht; das Subjekt hat die Sicherheit des Urteils verloren, es wird zum Erkenntnisorgan der Widersprüchlichkeit der Zeit.

Freilich sind die Analysen unterschiedlicher Qualität. So ist etwa das von Christa Bürger beigezeichnete Hofmannsthal-Kapitel (193-211) ungenau, und der Chandos-Brief Hofmannsthals, der die für das 20. Jahrhundert so bedeutsame »Sprachkrise«

thematisiert, kommt zu kurz. Recht unbefriedigend ist auch das Kapitel zu Uwe Johnson, in dem ganz nebenbei noch Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands« abgehandelt wird, ein Verfahren, das in dieser Form nicht angemessen erscheint. Zu fragen ist außerdem, warum das Buch »*Prosa der Moderne*« heißt; die Argumentation ist weitaus umfassender und allgemeiner angelegt, zudem stammt ein erheblicher Anteil der Textbeispiele und Analysen gerade nicht aus dem Gebiet der Prosa, etwa wo es um Rimbaud, Baudelaire, Lautréamont oder Artaud geht, während sich lediglich das IV. Kapitel (275-402) ausdrücklich mit dem Erzählen bzw. mit Romanen beschäftigt. Die Einwände wiegen jedoch gering gegenüber der argumentativen Anstrengung Bürgers. Mit Habermas hält er an dem unabgeschlossenen »Projekt der Moderne« fest und setzt der heute vielfach beklagten Theoriemüdigkeit und der Beliebigkeit der Postmoderne, auf die er in der »Vorbemerkung« Bezug nimmt (7-9), einen geschichtsphilosophischen Entwurf mit materialistischem Ansatz entgegen, der zur produktiven Auseinandersetzung herausfordert.

Brigitte Bergheim (Karlsruhe)

Fischer, Rotraut: *Reisen als Erfahrungskunst*. Georg Forsters »Ansichten vom Niederrhein«: die »Wahrheit« in den »Bildern des Wirklichen«. Frankfurt/M. 1990 (360 S., br., 88,- DM)

An Forsters »Ansichten« (1791/92) entfaltet die Autorin ihre These vom »Reisen als paradigmatischer Erfahrungsform der Aufklärung« (2). Auf dem Weg einer Rekonstruktion der »inneren Ordnung« des Reiseschriftstellers erschließt sie die Erfahrung konstituierenden Wahrnehmungsarten und deren Verhältnis zur Form ihrer Darstellung. Vor dem Hintergrund der schon am Ende des 18. Jahrhunderts aufziehenden Gefahr eines Verlustes von Erfahrung wird die literarische Form der Reise als eine Kunstform rezipiert, in der sich sinnliche Wahrnehmungsweisen und ästhetische Mitteilung verschränken: als »Erfahrungskunst«.

Den Ausgangspunkt bildet im Rekurs auf die geschichtlichen Traditionslinien eine exemplarische Analyse der von historisch-gesellschaftlichen Deutungsmustern geprägten Bedingungen, unter denen sich Wahrnehmung und Fremderfahrung vollziehen. An Hand der ästhetischen Anschauungen Forsters weist der zweite Teil nach, wie Kunst zum Medium einer Erfahrung von Bedeutung wird. Anschaulichkeit, so die Kernaussage, stellt sich erst in der Einheit von Bildern und Reflexionen her als ein Zusammenhang zwischen sinnlich wahrnehmbarer Realität und innerer Ordnung, für die Begriffe wie Ganzes und Vollkommenheit stehen. Reiseliteratur verkörpert Erfahrenes und vermittelt sich darüber hinaus als nachvollziehbare Erfahrung — diese These exemplifiziert das nächste Kapitel. So sollen die »Ansichten vom Niederrhein« dem »Anschaulichkeitsverlust der Bedeutungen« wie dem »Bedeutungsverlust der Bilder« (270) entgegenwirken. Mit »'Gedankenbildern', die Erfahrung wie Erfahrenes enthalten, bringt der Reisende sich selbst als 'Reisenden' hervor« (270).

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Reiseliteratur verlangt einen multi-disziplinären Zugriff. Indem die vorliegende Studie wahrnehmungstheoretischen Fragen nachgeht und sie in Beziehung setzt zu den häufig vernachlässigten ästhetischen Qualitäten ihres Gegenstandes, erfährt die Reiseliteraturforschung zweifellos eine anregende Bereicherung. Ansprüche an eine Forster-Monographie werden nicht erhoben. Hier aber liegt das Problem. Bringt sich die Autorin nicht um den Ertrag ihrer Einsichten, indem sie diese auf Kosten anderer konstitutiver Elemente des Werkes verabsolutiert? Genauer: Lläuft die methodische Isolierung des »Reisenden« Georg Forster »gegenüber dem 'Revolutionär', dem 'bürgerlichen Humanisten', dem

‘Naturforscher’« (15) nicht selbst auf eine Engführung hinaus, wie sie die Autorin an den politik- und ideologiegeschichtlich geprägten Untersuchungen kritisiert (14, 15)? Immerhin spricht ja einiges dafür, gerade die »Ansichten« als Brückenschlag zur Revolution zu lesen. Kann der gewählte Ansatz überhaupt dem synoptischen und synthetischen Denken Forsters gerecht werden? Eine selektive Wahrnehmung des Forschungsgegenstandes jedenfalls dokumentiert die Feststellung, daß sich Forsters Wiederentdeckung der gleichen disziplinären Neuorientierung wie die der Reiseliteratur verdanke (14). Unbestreitbar gebührt dieses Verdienst doch wohl den in den fünfziger Jahren einsetzenden Forschungen in der DDR. Insbesondere Gerhard Steiner wäre hier zu nennen, dessen wichtigste Veröffentlichungen man im Literaturverzeichnis allerdings vergeblich sucht.

Schwerer aber liegt folgendes: Indem die »Erfahrungskunst« Forsters zumindest partiell den Charakter einer um die Kategorie des Fremden bereicherten »Selbstfindung« (267) annimmt, verlagert sich das die Prosa Forsters konstituierende Spannungsverhältnis von Subjekt und Objekt. Die Schriften des Weltreisenden und Revolutionärs werden geprägt durch das Bewußtsein einer subjektiven Brechung und perspektivischen Gebundenheit von Realitätserfahrung; deren objektiver Gehalt geht aber nicht in einer wie auch immer gearteten »Selbsterfindung« (271) auf.

Michael Ewert (Marburg)

Reichert, Klaus: Vielfacher Schriftsinn. Zu *Finnegans Wake*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (236 S., br., 14,- DM)

Die professionelle Beschäftigung mit James Joyce, insbesondere aber *Finnegans Wake*, stellt in der exemplarischen Störrischkeit ihres Objekts, im Wettstreit der Methoden, in der Flügelbildung und in den Vermassungerscheinungen einen Mikrokosmos der heutigen Literaturwissenschaft dar. Die Joyce-Symposien, wo sich das Aneinander-Vorbeireden institutionelle Form gegeben hat, sind ein Laufsteg der neuesten Forschungsmoden, in einleuchtender Konsequenz wurde auch der sich wandelnde Kleidungsstil der vertretenen Joyce-Forscherinnen schon zum Gegenstand semiologischer Analyse. Man könnte vermuten, daß unter diesen Umständen die Lust am Text in ein Leiden an ihm umschlüge.

Klaus Reichert hat gerade in den letzten Jahren *Finnegans Wake* wieder zum Thema einer Reihe von Essays und Vorträgen genommen. Die in seiner Sammlung präsentierten dreizehn Studien aus den achtziger Jahren schließen an drei ältere Arbeiten an, von denen die 1970 zuerst veröffentlichte Einleitung zu den deutschen Übertragungen von »Anna Livia Plurabelle«, dem achten Kapitel des *Wake*, immer noch eine äußerst brauchbare erste Einführung darstellt. Auch bei Reichert ist natürlich die gläubige Gewißheit jener Tage, mit der er z.B. der These anhing, der Roman beginne um exakt 11.32 Uhr, einem Zweifel gewichen, und dieser nimmt gelegentlich kokette, postmoderne Züge an. Ins Positive gewendet, fordert aber gerade der nicht zu bewältigende Widerstand des Gegenstands eine Emanzipation des Lesers heraus, der sich selbst entscheiden muß, welchen Weg er durch den Text einschlagen will. Jeder Versuch, diesem bodenlosen Text auf den Grund zu gehen, ist unweigerlich dezisionistisch. Dennoch sind nicht alle Lesemodelle gleich berechtigt, und Reichert weiß um die Gefahren einer Dechiffrierung, welche das Werk nur in Strukturen zurückübersetzt, »die mit Bedacht preisgegeben worden sind« (140). Es ist daher verwunderlich, daß sich unter den das Buch als Ganzes behandelnden Studien auch zwei über die Beziehungen des *Wake* zu den Philosophien Brunos und Vicos finden. Zum einen ist hier Samuel Becketts Aufsatz von 1929 zum gleichen Thema wenig hinzuzufügen, zum anderen ist gerade Vicos *Scienza Nuova* immer

wieder Bezugspunkt simplifizierender *Wake*-Deutungen gewesen, denen es um die Festlegung von Handlungsschemata und dergleichen ging. Erfolgreicher hingegen ist der zunächst abwegig erscheinende Vergleich zwischen der Struktur des Hebräischen und der Sprache von *Finnegans Wake*, der in der Indeterminiertheit bzw. Indeterminierbarkeit beider Systeme den gemeinsamen Nenner aufzeigt. Das mag eine Illustration sein, wie gegen Theorien und Interpretationen, die den *Wake*-Diskurs in (ihre) Ordnung bringen wollen, ein behutsames Vorgehen »von den Rändern her« (96) gesetzt werden könnte.

Ein anderer Aspekt dieses Ansatzes ist Reicherts Forderung, dem Detail wieder seine »Eigenmächtigkeit« (12) zuzugestehen. Das Wort *Wake* ist nicht Zeichen, sondern Spiel, was jede Hermeneutik zugleich be- und entgrenzt. *Finnegans Wake* verweigert sich paradigmatisch einer in der Tradition der scholastischen Lehre stehenden Auslegung, die den Literalsinn zu transzendieren trachtet und in der Folge »Interpretation als eine Form der Machtergreifung« (160) praktiziert. Joyce, so Reichert, habe »den Literalsinn dergestalt radikalisiert ..., daß er in der konkreten Buchstäblichkeit der Wörter aufzusuchen ist« (14), das Besondere an seinem letzten Werk sei es also (hier zitiert er G. Melchiori), daß Joyce in äußerster Konsequenz seiner ästhetischen Theorie jedes Wort »epiphaniert« habe. Jeder Satz, jedes Wort kann in seinem vielfachen Schriftsinn »buchstäblich« die Essenz, die unausschöpfliche Totalität aufscheinen lassen. »*Finnegans Wake* stellt uns vor eine paradoxe Situation: jeder Satz enthält, potentialiter und actualiter, das Ganze.« (125) Mit Ranke könnte gesagt werden, jeder Satz ist unmittelbar zu Gott; und daß Joyce, der abgefallene Jesuitenzögling, den künstlerischen mit dem göttlichen Schöpfer gleichsetzt, darauf hinzuweisen wird Reichert nicht müde. Nimmt man die allgegenwärtigen Verweise auf Thora und Bibel hinzu, läßt sich der Schluß wohl rechtfertigen, daß *Finnegans Wake* für ihn eine in jedem Sinne kanonische Schrift ist. »My unchanging Word is sacred.« (FW 167.28) Reinhard Markner (Berlin)

Reeg, Ulrike: Schreiben in der Fremde. Literatur nationaler Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland. Klartext Verlag, Essen 1988 (288 S., br. 28,80 DM)

Literatur von Angehörigen eingewanderter sprachlich-kultureller Minderheiten, von der etablierten Literaturwissenschaft weitgehend ignoriert, ist ein Gegenstand, zu dem kaum wissenschaftliche Untersuchungen vorliegen. Die Dissertation von Ulrike Reeg ist deshalb grundlegend, auch wenn im Untertitel etwas irreführend – sie konzentriert sich hauptsächlich auf Texte italienisch-sprachiger AutorInnen –, weil sie die Entwicklung dieser Literatur von den italienisch-sprachigen Anfängen bis hin zu ihrer multinationalen Ausweitung mit Deutsch als Literatursprache Revue passieren läßt. (33-45) Dabei hat Reeg umfangreiches Quellenmaterial italienischer Emigrantenzeitschriften aus den 60er und 70er Jahren erstmals ausgewertet. Ihr Vorgehen ist entlang exemplarischer Interpretationen deskriptiv, wobei sie den Akzent auf »soziologische und sozialpsychologische Fragestellungen zur Funktionsgeschichte dieser Literatur« (14) setzt, ohne jedoch die ästhetischen Dimensionen auszublenken. Die historische Herangehensweise, verbunden mit z.T. detaillierter Textanalyse, läßt erkennen, wie aus den Debatten um die Organisation und die Funktionsbestimmung einer Literatur in der Fremde schließlich die Öffnung zur multinationalen Perspektive notwendig wurde. Es bestand die Alternative, entweder im nationalen Minderheitengefüge zu verbleiben oder den bewußten Anschluß an den bundesdeutschen Literaturbetrieb zu suchen. Letzteres hat sich zwar als der richtige Weg erwiesen, doch ist den AutorInnen bisher eine vollständige Akzeptanz versagt geblieben.

Die Analysen zu den frühen italienischen Texten überzeugen dadurch, daß Traditionslinien zu populären und archaischen Formen und Topoi (etwas Heimatverlust) kenntlich gemacht werden (z.B. 60). Dagegen bleiben die Interpretationen deutschsprachiger Texte von inzwischen bekannteren Autoren wie dem Erzähler F.Biondi (103-134), dem Lyriker und Essayisten G. Chiellino (140-154) und dem Lyriker F. Piccolo (155-160) oft in einer mechanischen Gegenüberstellung von sozialer Realität und Widerspiegelung im Text stecken. Reeg erliegt stellenweise der Versuchung, ihre soziologische Fragestellung allzu sehr für die Interpretation zu strapazieren. Inwieweit die deutschsprachigen Texte in die bundesdeutsche Gegenwartsliteratur einzuordnen wären, bleibt offen. Allerdings führt Reeg ihre Untersuchung von der italienischen Gruppenliteratur zur multinationalen Perspektive konsequent fort, indem sie Verbindungen zu dem Satiriker S.Dikmen (175-188), dem Märchen- und Fabelerzähler R.Schami (189-210) und dem Lyriker J.Oliver (211-217) zieht. Obwohl die Auswahl dieser Autoren willkürlich ist, wird deutlich, daß es durchaus Gemeinsamkeiten jenseits von Nationalitäten gibt, etwa die Schreibanlässe und Wirkungsabsichten betreffend. – Insofern als ein komplexes Bündel von Aspekten zu dieser Literatur dargelegt wird, ist dies die erste Dissertation, die einen adäquaten Umgang mit diesem Gegenstand präsentiert. Eine umfangreiche Bibliographie, vor allem der nur in Archiven zugänglichen Texte, bestätigt den wissenschaftlichen Anspruch und macht das Buch für weitere Forschungen unentbehrlich.

Hans-Dieter Grünefeld (Lübeck)

Chiellino, Gino: Literatur und Identität in der Fremde. Zur Literatur italienischer Autoren in der Bundesrepublik. Neuer Malik Verlag, Kiel 1989 (159 S., br., 28,- DM)

Seit der zweiten Hälfte der sechziger und vor allem seit Anfang der siebziger Jahre ist in der Bundesrepublik eine Literatur entstanden, die von hier lebenden AusländerInnen geschrieben wird, sich in erster Linie an ebenfalls hier lebende LeserInnen wendet und in deutscher Sprache verfaßt bzw. unmittelbar bei ihrem Entstehungsprozeß ins Deutsche übersetzt wird bzw. »zweisprachig« existiert. Der seit 1970 in der Bundesrepublik lebende italienische Soziologe und Schriftsteller Gino Chiellino teilt die »Frühgeschichte« dieser Literatur in drei Phasen: eine Phase der individuellen Selbstverständigung, eine der kollektiven Verständigung innerhalb der eigenen nationalen Minderheit und eine Phase beginnender Zweisprachigkeit (19ff.). Die frühe »Ausländerliteratur« war eine Literatur der Selbstfindung, des Zeugnis-Ablegens, der Dokumentation, der Anklage — eine Literatur der »Betroffenheit« (87, 139f.). Die benutzten literarischen Formen waren vor allem Gedicht und Kurzprosa — oft in Kopie der traditionellen, in der Schule vermittelten Normen und Vorbilder. Mit der beginnenden Zweisprachigkeit in der literarischen Produktion und der bewußten Einbeziehung der Frage, für wen geschrieben wird, kam dann ein Prozeß der Überwindung dieser von Klischees geprägten frühen literarischen Versuche in Gang. Zunehmend rückte das Problem der Identität, der Identitätsfindung desjenigen in den Mittelpunkt, der zwischen zwei Kulturen steht. Hinzu kam die kollektive Erfahrung einer verlorenen Hoffnung: nur für eine relativ kurze Zeit, als »Gast«, in der Fremde zu bleiben und sich weiterhin in direkte n Bezug zur eigenen Heimat zu definieren (25). In der Mehrzahl lebten und leben auch die AutorInnen unter den AusländerInnen zunehmend auf Dauer hier, die bundesrepublikanische Wirklichkeit stellt ihr eigentliches Lebenszentrum dar.

Nach einer Phase des Verstummens, die wesentliche Ursachen in dieser Erfahrung haben dürfte, entschieden sich ab Anfang der achtziger Jahre viele ausländische

AutorInnen dafür, das (literarische) Ghetto der eigenen nationalen Minderheiten zu verlassen und den Versuch zu unternehmen, sich direkt in die deutschsprachige Literatur »einzumischen«. Und sie verabschiedeten sich definitiv von der Bezeichnung »Gastarbeiterliteratur« bzw. »Gastarbeiterdeutsch« (137). Hinzu kamen Veränderungen in der Zusammensetzung der ausländischen Minderheiten, die auch die Grenzen der ursprünglichen Gruppen von AutorInnen sprengten. Chiellino stellt fest, »daß sich inzwischen eine jüngere Generation von Autoren gemeldet hat, die hier geboren oder sehr früh mit der deutschen Sprache und dem deutschen Alltag in Berührung gekommen ist. Sie wird eine eigene Betrachtungsweise und eine Verlagerung der Perspektiven sowie neue Themen in diese Literatur hineinbringen« (142). Dies müßte ergänzt werden um AutorInnen, die aus politischen und anderen Gründen in die Bundesrepublik kommen und bereits in ihrer Heimat geschrieben haben, zum Teil auch jene, die wieder in ihre Heimat zurückgekehrt sind.

Die Bezeichnung »Gastarbeiterliteratur«, von den ausländischen AutorInnen lange selbst benutzt, bzw. »Gastliteratur«, noch 1982 von Harald Weinrich (in Ackermann: *Als Fremder in Deutschland*, München 1982) für adäquat gehalten, ist weit davon entfernt, das beschriebene literarische Phänomen präzise zu definieren. Muß diese Literatur nicht als ein *Bestandteil* der deutschsprachigen Literatur verstanden werden? Oder gibt es eine Besonderheit, die es rechtfertigt, sie — bei ihrer ganzen Vielfalt (auf die Chiellino ausdrücklich hinweist, z.B. 70) — als *einen spezifischen Bestandteil* des deutschsprachigen literarischen Lebens zu sehen? Bei allen unterschiedlichen Themen und Formen bleibt einer der zentralen Inhalte das Problem der Identität, »vorerst das Thema schlechthin der Ausländerliteratur in der Bundesrepublik« (37). Für Chiellino ist dieses Thema — so die zentrale These des Buches — das konstitutive Element der »Ausländerliteratur«: Es »erweist sich als unerschöpflich und allein deswegen als ausreichend für die Schaffung einer Literatur der Ausländer, die auf dieser Basis nicht mehr als Teilbereich mal der Exilliteratur, mal der Arbeiterliteratur mißverstanden werden kann« (38). Er bleibt jedoch nicht bei dieser inhaltlich-thematischen Bestimmung stehen. Sein besonderes Interesse besteht darin, herauszuarbeiten, wie sich diese Kategorie der Identität auf der Ebene der sprachlichen Ausdrucksmittel niederschlägt: »Der ausländische Autor will nicht Plätze einnehmen, die von einheimischen Autoren angestrebt werden. Ihm geht es darum, etwas Neues darzustellen, genauso neu wie die Sprache, an der er leidet und die er trotzdem benutzt. Gleichzeitig ist aber nicht zu leugnen, daß er auf der Suche nach dieser Sprache, die er verwenden will, sich einer bestimmten kulturellen und politischen Tradition des Landes anvertraut.« (29) Dabei begeht Chiellino nicht den Fehler, die (deutsche) Sprache als Ort neuer Identität zu verstehen, ebensowenig ihre Verwendung als Beweis für den Verzicht auf die Muttersprache: »Sie wird lediglich als Kunstmittel zur Definition der Fremde und des Adressaten angewendet.« (Ebd.)

Mit diesem Ansatz untersucht Chiellino die sozio-kulturellen Hintergründe dieser Literatur (in Teil I: *Die Vorgeschichte*) und die Werke der in der Bundesrepublik lebenden italienischen AutorInnen (in Teil II: *Una Letteratura del Sud che nasce al Nord: Autoren und Werke*) mit gelegentlichen Querverweisen auf Autoren anderer nationaler Abstammung. Untersucht werden schwerpunktmäßig Lyrik und Kurzprosa der folgenden Autoren (die zusätzlich in einem bibliographischen Anhang charakterisiert werden): Carmine Abbate, Franco Antonio Belgiorno, Franco Biondi, Gino Chiellino, Giuseppe Fiorenza Dill'Elba, Giuseppe Giambusso, Gaetano Martorino, Lisa Mazzi-Spiegelberg, Fruttuoso Piccolo, Salvatore A. Sanna, Franco Sepe — das heißt, das gesamte Spektrum der in Buchform veröffentlichten italienischen AutorInnen in der Bundesrepublik.

Chiellino versucht, die Besonderheit dieser Literatur mit der »ästhetische(n) Kategorie« der »Brüchigkeit« (77) und der Analyse einiger zentraler Metaphern (vor allem »Käfig« und »Falle«, 137ff.) herauszuarbeiten. Dabei gelingt es ihm darzustellen, daß die Erfahrungen ausländischer AutorInnen in der Bundesrepublik sowie die Reflexion der eigenen kulturellen Herkunft eine eigene Sprache hervorbringen, die in eigentümlicher Weise zu einer Bereicherung der deutschsprachigen Literatur führt.

Damit ist ein möglicher eigenständiger Ort der von AusländerInnen in der Bundesrepublik geschriebenen Literatur bezeichnet. Dennoch wird sie auf der einen Seite — von der professionellen Literaturkritik — noch immer nicht dem »eigentlichen« Bereich der »großen Literatur« zugerechnet, sondern bestenfalls als von dokumentarischem Wert verstanden bzw. mit anderer »Betroffenheitsliteratur« (wie den Anfängen der Frauenliteratur, der Literatur unterdrückter gesellschaftlicher Gruppen) verglichen. Auf der anderen Seite genießt sie — vor allem bei deutschen »Kulturmissionären« und »Kulturbürokraten« (so der in Berlin lebende türkische Autor Aras Ören in *Forum* 2/1985) einen »sozialen Bonus«, wird sie vorrangig mit außerliterarischen (moralischen, sozialen u.a.) Kriterien bewertet. Chiellino wendet sich gegen beide Verhaltensweisen und fordert, diese Literatur »zum Gegenstand von Literaturkritik zu machen« (90), sie somit als Literatur ernstzunehmen. Dies gelingt ihm für die relativ überschaubare Gruppe der italienischen AutorInnen; die Hinweise auf Autoren anderer Herkunft bleiben dabei notgedrungen kursorisch, Untersuchungen mit ähnlichem methodischem Ansatz stehen noch aus.

Chiellinos Buch besteht aus bereits früher veröffentlichten Beiträgen, Zeitschriftenartikeln und Vorträgen, die nicht mehr aufeinander abgestimmt wurden. Dadurch sind leider Wiederholungen, das mehrmalige Rekurrenieren auf wenige gleiche Textbeispiele, Überschneidungen nicht zu vermeiden gewesen. Dieser Mangel sollte bei weiteren Untersuchungen überwunden werden. Die Perspektiven des beschriebenen literarischen Phänomens zielen mehr und mehr auf eine Vermischung mit den verschiedensten Strömungen der deutschsprachigen Literatur. Seine Entwicklung ist aufs engste mit der soziopolitischen Entwicklung der hier lebenden nationalen Minderheiten verbunden: »Sollen sie zu einem Umschlagplatz für fremde Kulturgüter verkümmern, oder sollen sie sich als entwicklungsfähige Kulturenklaven verstehen? In der Suche nach einer Antwort auf diese Frage verbirgt sich der Übergang zu einer zweiten Phase der Literatur der Ausländer, wo die einzelnen Werke nicht mehr als Reaktion auf die Fremde entstehen werden, sondern eher als ein Projekt mit dem Ziel, die Fremde mitzugestalten.« (107)

Werner Mackenbach (Frankfurt/M.)

Soziologie

Minsky, Marvin: Mentopolis. Klett-Cotta, Stuttgart 1990 (342 S., Ln., 48,- DM)

Theorien des Geistes sind 'in'. Das Interesse am menschlichen Geist, an Struktur und Prinzip seines Funktionierens ist in der *scientific community* neu erwacht. Diese wiederentdeckte Neugier an grundsätzlichen Fragen der Wissenschaft vom Menschen hängt mit einem anderen Interesse zusammen: dem an Computern, genauer an 'intelligenten' Computern. Seit Beginn des Projekts Artificial Intelligence sind Überlegungen, wie der menschliche Geist beschaffen sei, welcher Architektur er gehorcht, Bestandteil der multidisziplinären Diskussion. Denn der Versuch, menschliche Intelligenz nachzubauen, verhilft den Theorien über den menschlichen Geist scheinbar zu neuer Dringlichkeit, und je schwieriger sich in letzter Zeit die Probleme mit dem künstlichen Geist gestalten, um so energischer und um so grundsätzlicher werden die Fragen nach dem natürlichen Geist gestellt. Die daraus erwachsenden Modelle tragen die Handschrift ihrer Entstehung: sie spiegeln den Wunsch, Übereinstimmungen zwischen computationalen und Denk-Prozessen festzustellen.

In diese Entwicklung gehört Marvin Minsky's Buch 'Society of Mind' (1986), das nun auf deutsch erschienen ist. Der Autor, einer der Pioniere der inzwischen schon über 30 Jahre alten Forschungen zur Künstlichen Intelligenz (KI), versucht in diesem Buch den Rahmenentwurf einer Theorie über den *human mind*, einer Theorie, die erfüllt ist vom Geist einer maschinenorientierten Sichtweise – allerdings in untypischer Gestalt.

Minsky vermeidet auf den ersten Blick die allzu platten Computerparallelen vieler seiner Kollegen, er umreißt vielmehr, und das macht das Reizvolle seiner Gedanken aus, zwischen Alltagsphänomenen und assoziativen Erklärungsbildern ein Modell menschlicher Intelligenz, das nicht sofort und aufdringlich an das erinnert, was man heutzutage Computer nennt. Schließlich bedeutet das Bild, das Minsky seinen Ausführungen über den menschlichen Geist zugrundelegt, *Geistesgesellschaft*, daher auch der deutsche Titel, lateinisch *mens* und griechisch *polis* ergibt Mentopolis. Doch führt das auf eine falsche Fährte, denn auch wenn Minsky die Klippen allzu rationalistischer und logikzentrierter Beschreibung umschiffert, prägt die Maschinen-Metapher sein Buch durch und durch. Nicht ein irgendwie Gesellschaftliches des menschlichen Geistes streicht Minsky mit der *society of mind* in Wahrheit heraus, sondern das Maschinenhafte. Die 'Gesellschaft des Geistes' meint bei ihm eine riesenhafte Ansammlung von einfachen Prozessen, von kleinen Maschinen; der menschliche Geist entpuppt sich als Maschinen-Staat. Die Folgen von Minsky's neomechanistischer, maschinophiler und gehirnzentrierter Begrifflichkeit sind in seinem Text allenthalben zu spüren, sie durchziehen gleichsam als Pferdefuß Buch und Theorie. Mentopolis demonstriert somit als fortgeschrittener Ansatz aus den modernen Alchemistenküchen computationaler Wissenschaft gleichzeitig Reiz und Blindheit dieser Richtungen: der Reiz der Konkretheit einzelner Erklärungen, wie sie sich aus der scheinbar präzisen Zerlegung psychischer Funktionen in ihre Bestandteile ergibt, die Blindheit einer im Gesamten zu kurz greifenden Beschreibung menschlicher Psyche. Wer sich diesen Kontrast aus anfänglichem Vergnügen und letztlichem Ungenügen vor Augen führen will, für den ist Marvin Minsky's Buch eine lehrreiche Lektüre.

Der Leitgedanke des Buches ist die Frage nach Intelligenz. »Wie kann Intelligenz aus Nicht-Intelligenz entstehen?« Er wolle zeigen, so Minsky, »wie man Geist aus kleinen Teilen zusammensetzen kann, die jedes für sich ohne Geist sind«. Alle

geistigen Prozesse ließen sich auf elementare geistlose Prozesse zurückführen. Minsky nennt diese Prozesse Agenten. Jeder einzelne der Millionen von Agenten sei zuständig für eine Fähigkeit oder Funktion. Genaugenommen nicht einmal das, denn jeder dieser Prozesse bestehe selbst wiederum aus einer Menge weiterer noch einfacherer Unter-Prozesse, an die Teilaufgaben delegiert werden, und so weiter.

Ein Beispiel: wie baut ein Kind einen Turm? Mit dem zuständigen Agenten 'Erbauer', der selbst diverse Unter-Agenten für Teilprozesse des Turmbaus beschäftigt. Einer davon, 'Hinzufügen' beispielsweise, der dem Turm einen neuen Bauklotz hinzufügen soll, verwaltet die klotzbezogenen Prozesse 'Finden', 'Nehmen' und 'Legen'; 'Finden' selbst greift u.a. auf 'Sehen' zurück ... Die komplexe Handlung einen Turm zu bauen, läßt sich so, wie Minsky glaubt, in immer feinere Prozesse auflösen, die letztlich bis zu den Muskelsteuerungen der ausführenden Hand bzw. den Wahrnehmungsprozessen reichen. In der Verknüpfung der Agenten liege das Geheimnis des Turmbaus, kein einzelner Agent wisse, wie man es tut, jeder könne nur die ihm unmittelbar unterstellten Agenten anweisen. Was diese Agenten *sind*, ist Minsky einerlei, »es ist nur wichtig, was sie *tun* – und womit sie verbunden sind« – Organisationseinheiten, wenn man so will. Eine komplexe Gesellschaft solcher Agenten mit multiplen Querverbindungen untereinander erzeuge dann all die Phänomene, die man geistig, psychisch oder intelligent nennt. Entwicklung geht in dieser Sicht durch die Bildung neuer Agenten vonstatten, die alte Funktionen neu organisieren und strukturieren.

Im Laufe seines Buches zeichnet Minsky ein immer komplexeres Bild vom organisierten Zusammenwirken der vielen Agenten, errichtet ein immer umfassenderes Modell seiner Geistesgesellschaft, das alle möglichen Aspekte der menschlichen Psyche umfaßt: Erkennen, Problemlösen, Sprache, Humor, Selbst-Bewußtsein und Ideale, Emotionalität und Lernen ... und Gedächtnisse: Sich erinnern ist in den Augen Minskys die Fähigkeit, bestimmte Agenten wieder in diejenigen Zustände zu versetzen, die zum Zeitpunkt des gelernten Vorgangs bestanden. Das geschehe über Gedächtnislinien, die als Verbindungslinien die entsprechenden Agenten aktivieren. Beim Anblick eines Apfels beispielsweise seien die Agenten für Form und Farbe in charakteristische Zustände versetzt, die vermittelt der Aktivierung der gesamten Apfel-Verbindungslinie die übrigen mit dieser Linie verbundenen Agenten die zugehörigen Effekte hervorbringen lassen: es entstehe eine »Halluzination der Erfahrung des Sehens, Fühlens und sogar Essens eines Apfels«. Komplexere Erinnerungen seien wiederum die Verknüpfung einfacher Gedächtnislinien, und so entstünden im Laufe eines Lebens ganze Gesellschaften aufeinander aufbauender Gedächtnisse. Nach diesem Konzept sind Gedächtnisse keine Speicherhallen, sondern komplizierte Liniennetze, die nicht mehr Außenweltgegebenheiten im klassischen Sinn, sondern Kombinationen von charakteristischen Gehirnaktivitäten repräsentieren. »Damit der Geist denken kann, muß er mit Fragmenten seiner mentalen Zustände jonglieren.«

Nach und nach konkretisiert sich ein Modell des Psychischen als gigantische Ansammlung einzelner Teilfunktionen, als hoch vernetztes modulares System. Für Minsky ist die entscheidende Qualität menschlichen Denkens und Handelns die Vielfalt und Reichhaltigkeit unterschiedlichster Lösungen in unterschiedlichen Bereichen, Intelligenz sei eine Vielheit, Geist pluralistisch. Mithin offenbart sich auch die Vorstellung, wir hätten eine einheitliche Identität, wir seien *ein* Ich oder Selbst, als Illusion, als »Mythos«. Dieser fälschliche Eindruck entstehe durch eine eigene Gesellschaft von Agenten, Bewußtsein genannt, die lediglich Zugriff auf Agenten höherer Ebene haben und deren sprach- und begriffsbezogene Zustände

verwerten können. Unser Bewußtsein verenge und vereinheitliche, die darunterliegende Pluralität müsse uns entgehen. Wenn Freud behauptet, wir seien nicht Herr im eigenen Haus, würde Minsky hinzufügen: aber auch sonst keiner.

Im gegenwärtigen Streit der Kognitionswissenschaft vertritt Mentopolis ein Mischmodell. Während lange Jahre klassische Computer mit ihrem zentralen Prozessor und ihrer explizit-symbolischen Programmierung Vorbild für die Theoriebildung innerhalb der KI, der Kognitionswissenschaft, wie auch Teilen der Psychologie waren, gewinnt seit einigen Jahren eine geänderte Computer-Metaphorik an Bedeutung. Die Netzwerk-Analogie mit paralleler Verarbeitung impliziter Informationen macht die Schwächen des bisherigen klassischen Ansatzes mehr und mehr deutlich. Minsky's Herangehen steht nun eher quer zu diesen sich streitenden Paradigmen. Zu sehr Pluralist, um die klassische serielle Architektur gutzuheißen, aber ebenso zu sehr Mechanist, um die reinen Netzwerkmodelle zu favorisieren, mischt er ein halbherzig hybrides Modell, bestehend aus hunderterlei verschiedenen Computern, seriellen, parallelen, und welche es sonst noch geben mag. Eine einheitliche wissenschaftliche Erklärungsform könne dem diversen Charakter der menschlichen Psyche nicht gerecht werden, und da der Geist »zu komplex (ist), um sich einer Erzählform anzupassen, die *hier* beginnt und *dort* endet«, folgt die Form des Buches auf konsequente Weise seinem Inhalt. Auf knapp dreihundert eine-Seite-kurzen Kapiteln präsentiert Minsky sein Modell: kein systematischer Aufbau, keine strenge Struktur, nur das komplexe Zusammenspiel der einzelnen Ideen untereinander soll die Theorie des Geistes ergeben. Wie die Gesellschaft von Agenten den Geist, so soll, in den Augen Minsky's, die Gesellschaft der Kapitel-Ideen seine Theorie bilden.

Gute Bücher stimmen, so heißt es, in Inhalt und Form überein. Bei einem Buch, das in Inhalt und Form übereinstimmt, treten die Schwächen allerdings doppelt in Erscheinung. Im Lauf der Lektüre von Mentopolis erfährt der Leser aus eigener Anschauung, daß eine Ansammlung einzelner Ideen nicht automatisch eine Theorie, und eine Ansammlung einzelner Prozesse nicht so einfach einen Geist ergibt. Der Pluralismus von Mentopolis ist atomistisch – seine einfachen Mechanismen, die Agenten, bilden die Atome, aus deren kunstvollem Zusammenspiel dann die Wunderwelt geistiger Phänomene erwächst. Damit reiht sich Minsky ein in eine langwährende rationalistische Tradition: Phänomene zu erklären, indem man sie in Mechanismen zerlegt, die sich möglichst so genau beschreiben lassen, daß man sie nachbauen kann. Aber nicht, daß der menschliche Geist sich in diesem Licht als gigantische und »wunderbare Maschine« zeigt, ist problematisch, dazu hat sich in den letzten Jahren die definitorische Beliebigkeit dieses Begriffs zu deutlich gezeigt. Das Dilemma mechanistischer Erklärungsmodelle liegt darin, daß sie nicht an psychologische Phänomene heranreichen, wie sie zum Zweck der Selbstverständigung begriffen sein wollen. Das Augenmerk auf Prozesse im Kopf und nicht auf den Kopf in einer Welt voller Prozesse gerichtet, übersehen diese Modelle, daß Gehirne in einem handelnden Körper und Menschen in einer gesellschaftlichen Umgebung stecken. Zwar ist es Minsky's erklärtes Bemühen, die mit der Maschinen-Metapher oft einhergehende Banalisierung psychischer Prozesse zu vermeiden, rationales Denken keineswegs auf Logik, Psyche nicht auf Vernunft zu reduzieren, sondern im Gegenzug die Bedeutung von Emotionalität, von Selbst-Idealen, gar von Humor, von Sprache, von sozialen Beziehungen und kulturellem Wissen zu betonen, aber gelungen ist ihm das nur zum geringen Teil. Denn im Rahmen seiner Theorie können diese Aspekte systematische Wirkung und Erklärungskraft nicht gewinnen. Indem die gesellschaftliche, soziale und auch biologische Vermitteltheit menschlicher Existenz unerfaßt bleibt, wird der bedeutungsvolle Bezug des Menschen zur Welt

nicht verstanden. Der Mensch Minsky's lebt, weitgehend körperlos, allenfalls in einer Piagetschen Welt, er entwickelt seine geistigen Fähigkeiten an den räumlichen, zeitlichen und gegenständlichen Komponenten eines physikalischen Environment. Minsky spricht von einer Geistesgesellschaft, übersieht jedoch den Geist innerhalb der Gesellschaft. So kann der Spagat zwischen der Weitläufigkeit psychologischer Erlebniswelten und der Genauigkeit feinkörniger Erklärungsmechanismen nicht glücken; Minsky's Ausführungen zerfallen tendenziell in lebensferne Mechanikbeschreibungen einerseits und aphoristische Großvaterweißheiten andererseits. Mentopolis konnte aus diesem Grund keine geschlossene Theorie werden, sondern ist ein von einer gemeinsamen Metapher getragenes Konglomerat assoziationsreicher Erklärungsbilder, detail-psychologischer Lösungsversuche, eigenwilliger Vermutungen und ideenreicher Mechanismusbeschreibungen.

Minsky versucht diesen insgesamt unzusammenhängenden Charakter seiner Ausführungen positiv zu wenden. Mentopolis sei konkret genug, um eine Auseinandersetzung zu ermöglichen, und gleichzeitig offen genug, andere Wissenschaftler zu einer Weiterentwicklung einzuladen; es handle sich um eine »Abenteuergeschichte, deren Ziel es ist, die Imagination anzuregen«. Das paßt: Minsky war viele Jahre Leiter des Artificial Intelligence Labors am M.I.T. und versteht sich als Vordenker und Katalysator, um Forschungen in diesem Bereich eine neue Richtung zu weisen. Aber welche Richtungen, und welche Imaginationen? Minsky's Modell muß sich auch danach beurteilen lassen, welche ingenieurwissenschaftlichen Ergebnisse es produziert. Im Umfeld der KI-Forschung führen die Mängel einer Theorie, die das Verhältnis Mensch-Computer nicht adäquat fassen lassen, fast zwangsläufig zu Mängeln in der Technologie – gemessen an den Bedürfnissen der Menschen.

Analogien verdunkeln oft gerade das, was sie bildhaft beleuchten sollen. Wie die Verwendung der Computeranalogie gerade immer die Bereiche des Menschen verschattet, die ihn zum computerbenutzenden Wesen ermächtigen, scheint auch die Gesellschafts-Metapher bei Minsky gerade diejenigen Bereiche auszublenden, die Menschen zu gesellschaftlichen Wesen machen. Marvin Minsky's Mentopolis beschreibt mithin keine Geistesgesellschaft, auch den Geist nicht als Gesellschaft, erst recht keinen gesellschaftlichen Geist. Mentopolis beschreibt einen Geist als Agenten-Staat, als Gesellschaft von Computern, beschreibt ein Computopolis.

Heinrich Schwarz (Berlin)

Winograd, Terry und Fernando Flores: Erkenntnis – Maschinen – Verstehen. Zur Neugestaltung von Computersystemen. Mit einem Nachwort von Wolfgang Coy. Rotbuch Verlag, Berlin 1989 (351 S., br., 42,- DM)

Von einer anregenden Lektüre ist zu berichten. Schon die Ankündigung der Autoren, nicht neue Antworten auf alte Fragen, ob Computer denken können o.ä., geben, sondern neue Fragen suchen zu wollen, um neue Denk- und Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen, versetzte mich in Aufregung. Sie orientieren sich auch in der Schreibweise nicht an der akademischen Debatte, sondern haben das öffentliche Denken über Computer im Auge. Auch gefiel mir ihr Interesse an Alternativen für die Gestaltung gegenüber einer nur entlarvenden Kritik. Interesse weckt die Entwicklung der beiden Autoren. Bedeutsam für die Rezeption des Buches ist, daß sich mit Winograd ein führender Wissenschaftler der Künstlichen-Intelligenz-Forschung in den USA aus den naiven Vorstellungen seiner Zukunft herausarbeitet. Dazu mag auch gehören, daß Winograd Vorsitzender der anti-militaristischen Gruppe Computer Professionals für Social Responsibility ist. Flores war unter der Regierung Allende in Chile Wirtschafts- und Finanzminister. Er hat ein Computersystem CYBERSYN

mit aufgebaut, eine Art Frühwarnsystem zur Aufdeckung bedeutsamer Veränderungen in der gesellschaftlichen Produktion. Aus seiner dreijährigen Haft unter der Junta gelangte er durch Vermittlung von Amnesty International nach San Francisco. Am Computer Science Departement der Stanford University erhielt er einen Arbeitsplatz, traf mit Winograd zusammen. In Berkeley begegnete er Dreyfus, dem streitbaren Kritiker der KI-Forschung. Über Dreyfus kam Flores mit dem deutschen und französischen Existentialismus in Berührung. Schließlich gründete er die Firma Action Technologies, um die neue Orientierung in der Gestaltung von Computersystemen zu erproben.

Winograd und Flores bieten dem Leser einen Dialog an, in dem er selbst eine neue Orientierung entwickeln kann, über Computer, ja Technik überhaupt zu denken und zu sprechen. Ihre zentrale Einsicht ist, daß der Umgang der Menschen mit Computern abhängt von ihrem Denken, welches eine eigene Geschichtlichkeit hat. Computer bestimmen in einem solchen Ausmaß die Lebenswirklichkeit, daß die Menschen nach Bildern wie das vom »Elektronen-Gehirn« greifen, um sich zu orientieren und Einfluß nehmen zu können. Von diesen Bildern her werden die Fragen gestellt: Sind Computer intelligent, können sie denken, entscheiden? Darin steckt aber bereits ein bestimmtes Denken über menschliches Denken und Sprechen, welches die Autoren aufdecken wollen. Es ist ein Denken in der »rationalistischen Tradition« und bestimmt die Computerentwicklung und das Denken und Sprechen über Computer. Das »rationalistische« Denken begründet einen »Großteil des technologischen Fortschritts« und zugleich ist es »Grundlage für viele Probleme« des Computereinsatzes, weil es von »eigentümlicher Blindheit gegenüber dem Wesen menschlichen Denkens und Sprechens« geprägt ist (26f.). Winograd und Flores wollen diese rationalistische Tradition in Frage stellen und eine alternative Orientierung in das gesellschaftliche Denken über Computer einbringen, um ein »neues Verständnis für den Entwurf von Computerwerkzeugen zu verbreiten, die für menschliche Verwendungszwecke und Bedürfnisse geeignet sind« (27f.). Mit ihren Fragen nach den Denkvoraussetzungen und schließlich danach, »was es heißt, ein Mensch zu sein« (25), wollen sie neue Handlungsräume aufschließen, »eine Offenheit für neue Lebensformen wachrufen« (35).

In drei Schritten bearbeiten Winograd und Flores ihr Programm. Teil I stellt kurz das Wirken der rationalistischen Denktradition, welche den Schwerpunkt auf systematische Regeln des logischen Schlußfolgerns legt, in der Philosophie, in der Linguistik, in der Entscheidungstheorie der Managementwissenschaften und in der Kognitionswissenschaft dar. Der rationalistischen Tradition stellen sie Heideggers Philosophie des menschlichen Daseins, Gadamers Hermeneutik, Maturanas Theorie der strukturellen Koppelung biologischer Systeme mit ihrer Umwelt und Austins und Searles Sprechaktttheorie gegenüber. Mit diesen Denkansätzen rücken sie die Bedeutunghaftigkeit von Denken und Sprechen ins Zentrum: Denken ist nicht als eine Handhabung von Wissen zu verstehen, welche entsprechend der Repräsentationstheorie die objektive Wirklichkeit darstellt. Sprache ist nicht lediglich Mittel des Informationsaustausches. »Menschsein bedeutet, einer Gattung anzugehören, die durch Sprechen und Zuhören wechselseitige Verpflichtungen herstellen kann.« (132f.) Durch Denken und Sprechen »erzeugen und verleihen (wir) einer Welt Bedeutung, die wir selbst bewohnen und mit anderen teilen. Um es in einer radikaleren Form auf den Punkt zubringen: Wir gestalten uns selbst (und die unserem Leben Bedeutung verleihenden sozialen wie technologischen Netzwerke) durch Sprache.« (136)

Mit diesem Wissen über menschliches Denken und Sprechen gelingt den Autoren im Teil II eine fruchtbare Auseinandersetzung mit der Computertechnologie. »Zu

verstehen, was Computer tatsächlich tun, heißt somit, die soziale und politische Situation zu begreifen, in der sie entworfen, gebaut, angeschafft, installiert und eingesetzt werden.« (142) Computer können mit formalen Symbolstrukturen operieren. Programmieren ist die Tätigkeit, mit der eine Repräsentationsbeziehung zwischen den Computeroperationen und den Vorgängen in der Wirklichkeit, die abgebildet werden sollen, hergestellt wird. Allerdings existiert diese Repräsentationsbeziehung nur in den Köpfen der Programmierer. Sie ist weder den Computersystemen noch den Programmabläufen anzusehen. Dies ist die Quelle grundlegender Mißverständnisse dessen, was Computer tun. In den Forschungen der künstlichen Intelligenz werden weitere Mißverständnisse in der Absicht befördert, Computersysteme zu entwickeln, die intelligent sein, Sprache verstehen und entscheiden können sollen. Winograd und Flores argumentieren, daß dies niemals gelingen wird: Jeder Versuch, einen Bereich der Wirklichkeit begrifflich abzubilden, erzeugt eine spezifische Blindheit, welche durch neue Erfahrungen in Frage gestellt werden kann. Jedes Programm kann daher nicht mehr leisten, als Programmierer sich in einer bestimmten sozialen Situation erarbeitet haben, bestimmte Blindheiten miteingeschlossen. Darüber hinaus ist das menschliche Vorverständnis, welches Denken und Sprechen begründet, nicht formalisierbar. Computer werden auch nicht verstehen können, weil sie nicht einbezogen sein können in einen sozialen Handlungszusammenhang, in dem Bedeutungen entstehen und Menschen wechselseitig Verpflichtungen eingehen. Winograd und Flores schlagen eine grundlegende Änderung der Entwicklungsrichtung vor. In Auseinandersetzung mit den aktuellen Entwicklungstendenzen wie Expertensystemen und Computern der fünften Generation entwerfen sie die Perspektive, gerade von der Begrenztheit und Blindheit der Computersysteme auszugehen, wie sie in »Zusammenbrüchen« erscheinen. Darunter sind all jene Situationen zu verstehen, in denen sich Werkzeuge auf irgendeine Weise als problematisch erweisen und dadurch als komplexe technische Systeme in Erscheinung treten, die von verschiedenen Experten mit unterschiedlichem Fachwissen und Denken arbeits- teilig gestaltet wurden. Diese Zusammenbrüche bei der Nutzung seien zu antizipieren und den Benutzern Mittel zur Bewältigung der Zusammenbrüche bereitzustellen, statt die Hoffnung darauf zu setzen, daß Computer so intelligent, d.h. menschenähnlich sein werden, daß keine Benutzungsprobleme mehr auftreten. »Wir können ... Werkzeuge gestalten, die Wahrnehmungs- und Verständnisvermögen der Menschen optimal ausnutzen, ohne deshalb schon diese menschlichen Fähigkeiten auf Computer projizieren zu müssen.« (228) Der Weg von Winograd und Flores, Computer darüber verstehen zu wollen, daß sie grundlegende Fragen nach dem Menschsein stellen, war also fruchtbringend.

Mit Spannung ging ich in den Schlußteil, wie denn nun neugestaltete Computersysteme aussehen könnten. Auch hier stellen sie erst die Frage, was Menschen tun. In ihrem Beispiel gilt diese Frage den Managern bzw. all denen, die mit ihrem Tun Einfluß auf die Handlungsbedingungen anderer nehmen. Sie setzen sich mit den problemlösungs- und entscheidungsorientierten Theorien auseinander und zeigen, daß Probleme kommunikativ konstituiert werden und für das Handeln die Erzeugung von Alternativen entscheidend ist, während das Entscheiden in Situationen der Unschlüssigkeit als ein Abwägen geschieht, in welche Richtung denn das Handeln zielen soll. Von hier aus begreifen sie die Managementtätigkeit hauptsächlich als eine sprachliche, kommunikative zur Sicherstellung effektiven kooperativen Handelns durch die »Sorge um die Artikulation und Aktivierung eines Netzwerkes wechselseitiger Verpflichtungen ..., das in erster Linie durch Versprechungen und Anforderungen hervorgerufen ist« (247f.). Computer sind daher weniger geeignet, Manager

bei Entscheidungen zu unterstützen, auch auf Grund der vielen Mißverständnisse über das, was Computer tun. Mit dem in der Firma Action Technologies entwickelten *Coordinator* stellen sie ein Computersystem vor, welches von Menschen als Medium in Gesprächsprozessen genutzt werden kann. Die Sprachtheorie hat gezeigt, daß es in handlungsorientierten Gesprächen wenige immer wiederkehrende Bausteine wie Anfrage/Zusage, Vorschlag/Zustimmung und Bericht/Bestätigung gibt. Der Coordinator unterstützt den Benutzer, sich über die Beziehungen, die er mit seinem Sprechakt herstellen möchte, klar zu werden, den Stand von Kommunikationshandlungen zu überwachen, zeitliche Bezüge für die Handlungen zu berücksichtigen. Damit ist nur ein Aspekt sprachlicher Prozesse, nämlich der formalisierbare, berücksichtigt. Das Computersystem dient der Verbesserung der Kommunikationsprozesse, indem es diese Strukturen bewußt machen hilft. In diese Richtung wäre weiterzudenken: Können Computer weitergehend genutzt werden, damit sich Menschen über ihre Situation, über die Zusammenhänge, in denen sie handeln, bewußt werden?

Im abschließenden Kapitel finden sich Gestaltungsrichtlinien. Computer sollen Medium der menschlichen Tätigkeit sein und dem Benutzer nicht die Auseinandersetzung mit einer ihm fremden Komplexität aufzwingen. Wenn es um den Umgang mit komplexen Computerstrukturen geht, bedeutet dies mehr als Benutzerfreundlichkeit auf dem Bildschirm. In der Entwicklung von Computersystemen müssen mögliche Zusammenbrüche antizipiert und Ressourcen für die Benutzer bereitgestellt werden, so daß sie handlungsfähig bleiben. Bei der Gestaltung soll berücksichtigt werden, daß alte Gewohnheiten geändert und neue geschaffen werden. Mit dieser Form der Blindheit ist bewußt umzugehen. In einem Fallbeispiel aus der Unternehmensberatung zeigen Winograd und Flores sehr konkret und anregend, wie ein Vorgehen aussehen könnte, welches die Menschen in ihrem Tun mit der Entwicklung von Computersystemen unterstützen will, statt ein Denken zu fördern, welches von Computern die Lösung aller Probleme erhofft. Sie schlagen vor, daß sich Gestalter von Computersystemen in erster Linie als Fragesteller verstehen. In einer Situation von Unschlüssigkeit wenden sich Unternehmen an Berater, ohne genau zu wissen, welches die Probleme sind und ob Computer tatsächlich die geeigneten Mittel sind. Die ersten Fragen zielen darauf, was denn die Menschen in dem fraglichen Bereich tun, wie ihre Gesprächsnetze nach außen und dann auch innen aussehen. Den Regelmäßigkeiten und Mustern in dem Zusammenhang von Ereignissen, Gesprächen und Zusammenbrüchen gilt ihr Interesse. Wenn in diesen Strukturen die Stellen aufgedeckt werden, wo Gespräche abbrechen, kann Gestaltung als Neustrukturierung der Gesprächsnetze einsetzen. Die vorhandenen Arbeits- und Gesprächsstrukturen sollen nicht durch ein formales System ersetzt werden, was praktisch nicht funktioniert, weil nicht alle Aspekte von Wirklichkeit in diesem System abgebildet werden können. Vielmehr können Computer als neue Werkzeuge in einem Netz von Werkzeugen, welches Handlungsmöglichkeiten begründet, eingesetzt werden. Dabei müssen sich die Systementwickler der Bedeutungshaftigkeit von Sprache bewußt sein und in dem konkreten Bereich die verschiedenen Bedeutungen von Bezeichnungen und Begriffen schrittweise durch die Entwicklung von Prototypen und deren Erprobung vor Ort aufdecken. Weiter sollen sie die Auswirkungen auf die neuen Gesprächs- und Arbeitsformen berücksichtigen und insbesondere mitbedenken, daß neue Werkzeuge auch wiederum neue Gesprächsnetze für den Umgang mit Zusammenbrüchen wie Schulung, Wartung, Systemanpassung etc. erfordern. Gestalten in diesem Sinne heißt, »die entscheidenden Fragen zu stellen«, um den laufenden Prozeß technischer Entwicklung zu beeinflussen und das Resultat

zu verbessern (286). Die Autoren bieten Möglichkeiten an, daß die Macher der technischen Entwicklung ihre Auslieferung an eine blinde Fortschrittsorientierung überwinden und Fragen nach der Bedeutung ihres Tuns für sich und andere stellen lernen. »Der Umgestaltungsprozeß, in den wir immer schon verwickelt sind, ist nicht rein technischer Natur, vielmehr eine fortschreitende Weiterentwicklung der Art und Weise, wie wir unsere Umgebung und uns selbst verstehen – wie wir fortfahren, die Geschöpfe zu werden, die wir sind.« (296)

Die grundlegenden Gedanken von Winograd und Flores fand ich sehr fruchtbar, weil ich mein eigenes Denken über Technik und Arbeit deutlicher sehen und in Auseinandersetzung mit ihrem Denkangebot weiterentwickeln kann. Ihr Ausgangspunkt ist, daß die Menschen Werkzeuge herstellen, durch die sie selbst ihre Lebensformen gestalten. In die Gestaltung geht ihr Vorverständnis von Menschsein und Arbeiten ein. Mit der Aufdeckung des unausgesprochenen Hintergrundes und der Suche nach einem besseren Verständnis kann die Gestaltung der Lebensformen bewußter geschehen. Die Autoren überschreiten damit sowohl das rationalistische Denken in der blinden Technikentwicklung als auch ein marxistisches Denken, welches die Produktionstechnik zur Triebkraft menschlicher Entwicklung macht. Eine Notwendigkeit zur Weiterarbeit sehe ich dort, wo sie der rationalistischen Tradition dialektische Prozesse gegenüberstellen, aber ohne einen Begriff von Widersprüchen. Möglicherweise liegt ein Grund dafür darin, daß sie sich aus der rationalistischen Tradition herausarbeiten, indem sie andere Denkansätze dagegensetzen und einseitig den Aspekt von Kontextabhängigkeit und Bedeutungshaftigkeit von Denken und Sprechen betonen. Sie vernachlässigen das Bezogensein von Denken und Sprechen auf die menschliche Lebensrealität, ihre Orientierungsfunktion. Die eigene Weiterentwicklung ihrer Denkmöglichkeiten verdeutlichen sie nicht. Wie hat ihre Widerspruchssituation ausgesehen, so daß sie nach Möglichkeiten zu suchen anfangen, die Schranken ihres eigenen Denkens zu überwinden? So wie ihnen eine Weiterentwicklung ihres Denkens möglich war, so ist dies prinzipiell allen Menschen, auch den im Bereich Technikentwicklung und -anwendung Tätigen möglich. Um beizutragen zur Erweiterung der Verfügung über die Technikentwicklung, brauchen die Interessierten ein Verständnis individueller Entwicklungsprozesse, auch ihrer eigenen.

Thomas Waldhubel (Berlin)

Borst, Arno: Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas. Wagenbach Verlag, Berlin 1990 (126 S., br., 25,- DM)

Was hat die moderne elektronische Datenverarbeitung mit den alten Techniken der Zeitbestimmung zu tun? Wer sich für diese, zugegebenermaßen auf den ersten Blick etwas ungewöhnlich klingende Fragestellung interessiert, dem sei Arno Borsts neuestes Buch »Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas« empfohlen. Der bekannte Mittelalterforscher zeigt darin die wechselvolle Verwendung des Begriffs 'COMPUTUS' auf. Damit schreibt er zugleich eine kleine Geschichte der Zeitrechnung, denn unter Computus wurden im Mittelalter all die Verfahren zusammengefaßt, die dem Zählen, Messen und Rechnen der Zeit dienen.

Borst führt an Hand zahlreicher Illustrationen (die hervorragend reproduziert sind) und unter Bezugnahme auf die größten Zeitrechner und 'Computisten' der Antike und des Mittelalters (Herodot, Platon, Aristoteles, Augustin, Papst Gregor u.v.a.) durch die Geschichte der Zeitrechnung und des Wortes Computus. Beschrieben wird die Macht römischer Priester, die noch die Feiertage (Fasti), den Anfang des Monats (Kalendae) und die wichtigsten Ereignisse des Jahres (Annales) ausriefen und dadurch die Zeit kontrollierten und uns die Wörter 'Fest', 'Kalender' und

'Annalen' hinterließen. Diese Macht wird ihnen durch die Reformen Julius Cäsars (46 v. Chr.), die im Julianischen Kalender zum Ausdruck kamen, genommen, der dann wiederum selbst der Gregorianischen Kirchen- und Kalenderreform (11. Jh.) weichen mußte.

Nach Borst erlebte die wissenschaftliche Zeitrechnung (Computus) im 12. Jahrhundert einen kurzen Aufschwung und es zeigte sich, was heute noch gilt: »Was die geheiligten Tage und Zahlen an Gewicht einbüßten, gewannen vereinbarte Termine und Kalküle.« (62) Zur präzisen Zeitmessung kam ein neues Zahlenverständnis und auch die mechanische Räderuhr hinzu. Fortan galt das Bestreben der Laien der bestmöglichen, alltäglichen Verwendung von Zeit und nicht mehr deren wissenschaftlicher Erkundung. Die große Wissenschaft von der Zeit war damit am Ende, sie wurde durch, der Allgemeinheit zur Verfügung stehende 'Zeitnehmer', wie Stoppuhr, Kalender usw. abgelöst und mit ihr verschwand auch der Begriff Computus.

Erstmals im Jahre 1897 wurde das Wort wieder von einer englischen Ingenieurzeitschrift aufgenommen, die damit eine neue Rechenmaschine bezeichnete, ohne auch nur zu ahnen, daß damit der künftige Name für alle elektronischen Datenverarbeitungsmaschinen hervorgebracht war, der sich in allen Weltsprachen einbürgerte: »In der Geschichte der Wörter hat der Computer den Computus ums Leben gebracht.« (101) Bezeichnenderweise stuft auch das Softwareprogramm, das zur Erstellung dieses Textes verwendet wurde, den Terminus 'Computus' als unbekannt ein und schlägt statt dessen 'Computer' oder 'Kompott' vor. Arno Borsts Verdienst besteht darin, uns die Herkunft des Wortes 'Computer' und einen Ausschnitt aus der Geschichte der Zeitbestimmung nahezubringen. Dagegen mögen die am Ende angefügten Anmerkungen zwar für Historiker eine wertvolle Fundgrube sein, auf interessierte 'Alltagsleser' wirken sie aber eher abschreckend. Andrea Maurer (Augsburg)

Endres, Egon: Macht und Solidarität. VSA-Verlag, Hamburg 1990
(206 S., br., 29,80 DM)

Endres behandelt die Auswirkungen der Automobilkrise 1974/75 für die Beschäftigten des AUDI/NSU-Werks in Neckarsulm. Als die Krise 1974 den VW-Konzern erreicht hatte, versuchten die Führungsgremien, die Lasten der Sanierung auf die jüngste Konzerntochter AUDI/NSU abzuwälzen. Es wurde geplant, die Pkw-Fertigung in Neckarsulm stark zu drosseln oder gar einzustellen, um so die Entlassungen in den VW-Stammwerken in Grenzen halten zu können. Daraufhin entwickelte sich an den AUDI/NSU-Standorten unter Führung der lokalen IG Metall Widerspruch, der Anfang 1975 zu mehreren Aktionen führte. Schließlich konnte die Stilllegung verhindert werden, und die im Sommer des Jahres wieder zunehmende Automobilkonjunktur führte sogar zu Neueinstellungen.

Diese Fakten bilden den Hintergrund, vor dem das Handeln der Beteiligten, vor allem der Gewerkschafter, nachgezeichnet wird. Wie war die betriebliche bzw. gewerkschaftliche Position der Akteure, welches ihre persönlichen Anteile? Was versuchten sie durchzusetzen? Wem waren sie verpflichtet? Was ist aus ihren Aktionen und ihnen selbst geworden? Die Beantwortung dieser Fragen, die Rekonstruktion und Analyse sogenannter »Situationslogiken« bildet den Hauptteil des Buches. Die Stärke der Darstellung liegt in der Zusammenschau institutioneller Vorgaben und individueller Prägungen. Natürlich haben die gewerkschaftlichen Funktionäre jeweils funktional bestimmte Rollen, Aufgaben und auch unterschiedliche (manchmal durchaus widerstrebende) Interessen. Doch wie diese Rollen ausgefüllt werden, ist immer auch von der jeweiligen Person, ihrer Geschichte, ihren Erfahrungen und Zielen abhängig. In einer Vielzahl von Gesprächen mit einzelnen und Gremien hat

sich Endres so vertraut gemacht mit beiden Aspekten des Geschehens, daß er ein umfassendes und detailliertes Bild von den beteiligten Menschen in ihren Funktionen zeichnen kann.

Die Hauptkonfliktlinie, so zeigt sich, verläuft nicht einfach zwischen Unternehmen und Gewerkschaft. Vielmehr sind die Betriebsratsvorsitzenden auf den unterschiedlichen Konzernebenen, die Vertrauensleute und die Gewerkschaftssekretäre an unterschiedliche inner- und außerbetriebliche Interessengruppen gebunden. Doch vom gewerkschaftlichen Ethos und Selbstverständnis her sind sie der Geschlossenheit ihrer Organisation verpflichtet. So werden die Unterschiede lieber unter der Decke gehalten, um nach außen Einheit zu demonstrieren. Wer z.B. eine Entscheidung nicht mittragen will, erscheint lieber nicht zu der entscheidenden Sitzung. Endres ist überzeugt, daß das unantastbare »Geschlossenheitsparadigma« auf Dauer schädlich ist. Denn für die genaue Einschätzung einer Situation und realistischer Handlungsmöglichkeiten ist die klare Benennung der unterschiedlichen Interessen vonnöten. Allerdings bedarf es auch eines solidarischen Zusammenschlusses, um handlungsfähig zu werden und sich nicht in den Differenzen zu verlieren. Aus den Einzelbeschreibungen der Akteure entwickelt der Autor die »Situationslogiken«: die innerbetriebliche und innergewerkschaftliche Ebene, politische Vorstöße auf kommunaler, Landes- und Bundesebene, das konzerninterne Vorgehen in den diversen Führungsgremien. Dabei zeigt sich ein Bild, das weder die starke Kampfkraft der entschlossenen Arbeiter verherrlicht noch das hohe Lied der Sozialpartnerschaft singt, obwohl beide Anteile vorhanden sind. Der Blick zurück macht vielmehr deutlich, wo unter den Bedingungen der BRD Möglichkeiten und Grenzen der Einflußnahme auf die Entscheidungen großer Konzerne liegen. Es war schließlich einer Reihe von Faktoren zu verdanken, daß die Schließung der betroffenen Werke verhindert werden konnte. Endres beschreibt in realistischer Weise, welchen Anteil die gewerkschaftliche Arbeit daran hatte.

Zur Zeit läuft die bundesdeutsche Automobilindustrie auf Hochtouren. Doch »Formen und Inhalte gewerkschaftlicher und beschäftigungspolitischer Krisenpolitik werden weitgehend in 'guten Zeiten' festgelegt«. An Hand von zwei Szenarien versucht Endres, Schlüsse für zukünftiges Handeln zu ziehen. Aber egal, ob er dabei von der Überwindung der hochgradigen Arbeitsteilung in der Autoindustrie ausgeht oder von deren überwiegender Beibehaltung – in beiden Fällen sieht er das Beharren auf dem »Geschlossenheitsparadigma« als größtes Hindernis für den gewerkschaftlichen Einfluß in Krisenzeiten. Auf Grund der veränderten Struktur und Erwartungen der Mitglieder besteht die Notwendigkeit, aber auch die Möglichkeit, die internen Auseinandersetzungen transparent zu machen und mehr Gruppen an den Entscheidungen zu beteiligen. Dann können die Gewerkschaften ihre zweifellos vorhandene Stärke nutzen, um die Interessen der abhängig Beschäftigten effektiv zu vertreten.

Matthias Ahrens (Hamburg)

Boeckmann, Klaus-Börge, u.a.: Zweisprachigkeit und Identität. Drava Verlag, Klagenfurt/Celovec 1988 (248 S., br., 198,- ÖS)

In Österreich gibt es – anders als in der alten Bundesrepublik – noch beachtliche, wenn auch teilweise verleugnete autochthone Minderheiten. Vor allem Kärnten ist von dem ethnischen Konflikt zwischen »Deutschkärntnern« und Kärntner Slowenen geprägt, die sich seit einem halben Jahrhundert einem wechselnden, insgesamt unverminderten Assimilationsdruck ausgesetzt sehen. Die Agitation des »Kärnter Heimatdienstes«, eines deutschnationalen Dachverbandes, bestimmt den öffentlichen Diskurs. Modernisierungsprozesse (Industrialisierung, Fremdenverkehr) beschleunigen

zusätzlich die Verdrängung der Minderheitensprache. Andererseits ist in jüngster Zeit eine dünne intellektuelle Schicht unter den Slowenen herangewachsen, die eine bewußte Ethnizität lebt und jenen Prozeß zu bremsen bestrebt ist. Sie wird seit Jahren von Wissenschaftlern der Universität Klagenfurt darin unterstützt, insbesondere einer Gruppe um die Erziehungswissenschaftler Gstettner und Larcher. Sie versucht mit dem Instrumentarium der Sozialwissenschaften, die ideologische Konstruktion der Kärntner Wirklichkeit aufzubrechen, die Probleme der Minderheit zumindest im wissenschaftlichen Diskurs zur Geltung zu bringen und auch – so im Streit um die zweisprachigen Schulen – mit programmatischen Entwürfen öffentlich zu intervenieren. Diese advokatorischen Bemühungen haben ihren Niederschlag in einer Reihe wissenschaftlicher Publikationen gefunden (in der Regel im Drava Verlag erschienen), wozu auch der vorliegende Untersuchungsbericht gehört.

Die Autorengruppe hat, um die subjektive Verarbeitung des Kärntner Volksgruppenkonflikts zu erforschen, 52 offene Tiefeninterviews mit Frauen und Männern slowenischer Herkunft, darunter auch assimilierten, durchgeführt. Theoretisch orientiert sie sich an psychoanalytischen Ansätzen, aber auch auf Lebensweltkonzept, Diskursanalyse und Ideologietheorie wird zurückgegriffen. Bei der Auswertung des umfangreichen Testmaterials lehnte man sich methodisch an die »objektive Hermeneutik« an, um der latenten Sinnstruktur der Interviewäußerungen auf die Spur zu kommen (s. den Beitrag von Brunner, 69ff.). Die Interpretation wird von den AutorInnen arbeitsteilig unter verschiedenen Gesichtspunkten (Fremd-/Feindbilder, Selbstbilder, Umgang mit der Sprache der Kindheit, geschlechtsspezifische Differenzen in bezug auf die ethnische Identität, nationale Selbstzuordnung) vorgenommen. In zwei einleitenden Beiträgen stellt Larcher den sozialwissenschaftlichen Bezugsrahmen für die Interpretationen her. Er verweist auf die Zusammenhänge zwischen »Sprache, Macht und Identität« und analysiert die Soziogenese der Kärntner »Urangst«. Sein Interpretationsangebot geht dahin, die tiefe Verunsicherung der Kärntner Slowenen mit dem ihnen traditionell zugewiesenen sozialen Status und der feudalen Abhängigkeit der Eltern und Großeltern zu erklären. Die habe im kollektiven Gedächtnis seine Spuren hinterlassen. Da das frühere Elend aufs engste mit der slowenischen Sprache der Kindheit verknüpft werde, seien Verdrängung, Überanpassung und teils ängstliche, teils aggressive Reaktionen auf Versuche der Revitalisierung des Slowenischen durch den kleinen Kreis der bewußten Slowenen verständlich, was auf deren Seite wiederum zu Wut und Enttäuschung führt. Allenthalben kommt es zu Stereotypisierungen im Umgang miteinander (s. den Beitrag von Egger). Larcher führt die Unterscheidung von fünf »Identitätstypen« im Umgang mit der ethnischen Herkunft ein, woran sich alle AutorInnen in ihren Beiträgen orientieren. Durchweg wird die subjektive Verarbeitung einer durch den ethnischen Konflikt, durch »Marginalität« (im Sinn von Stonequist) definierten Situation in sehr sensiblen Interpretationen herausgearbeitet. Dabei wird die Bedeutung der ideologischen Angebote, des öffentlichen Diskurses für die Identitätsbildung der Subjekte nicht übersehen, wenngleich sie im theoretischen Modell vielleicht deutlicher berücksichtigt werden sollte. Manche/r Leser/in mag auch bedauern, daß der Untersuchungsbericht keine individuellen Fallanalysen enthält. Diese Möglichkeit haben die AutorInnen verschenkt, indem sie das Interviewmaterial unter verschiedenen Leitgesichtspunkten analysieren. Dennoch ist das Buch lesenswert für jeden, der sich mit Minderheitenfragen beschäftigt, und neuerdings aktuell insofern, als die »große« BRD mit den Sorben wieder eine einheimische Sprachminderheit hat. Gerade die sozialgeschichtliche Konkretion erlaubt in dieser Hinsicht Abstraktionen über die Kärntner Situation hinaus.

Georg Auernheimer (Marburg)

Erziehungswissenschaft

Petsch, Hans-Joachim, Hans Tietgens u.a.: Allgemeinbildung und Computer. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb. 1989 (193 S., br., 17,- DM)

Sacher, Werner: Computer und die Krise des Lernens. Eine pädagogisch-anthropologische Untersuchung zur Zukunft des Lernens in der Informationsgesellschaft. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb. 1990 (166 S., br., 18,- DM)

Hansen, Klaus-Henning: Technik als Gegenstand kritisch-historischer Aufklärung. Grundlegende Erörterungen und Untersuchungen zur Konstituierung technikgeschichtlicher Lernsequenzen mit Anwendung auf das Lernfeld Informationstechnik. Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN), Kiel 1989 (299 S., br., 15,- DM)

In dem Band von *Petsch* u.a. werden die Diskussionsergebnisse von drei Arbeitstagen der Deutschen Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung, des Deutschen Volkshochschul-Verbandes und der Katholischen Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung zusammengefaßt. Gemeinsames Band der zwölf verschiedenen Beiträge ist die Frage der »Vermittlung von Allgemeinbildung, Schlüsselqualifikationen und informationstechnischer Grundbildung als Aufgabe der Erwachsenenbildung« (8). In drei Abteilungen – »Reflexionen zur Problemlage«, »Transformation von Theorie und Praxis« und »Berichte aus der Praxis« – wird aus den Erfahrungen verschiedener Lehrgänge berichtet.

Die Palette ist weit gespannt: wird im ersten Beitrag von *Petsch* der Bogen der »Allgemeinbildung als Entwicklung zur Subjektivität« von Hegel über Heydorn bis Habermas gespannt, und verweist *Tietgens* auf die Notwendigkeit der Erschließungskompetenz und dem »Dialogische(n) als Humanum« (41), so werden die folgenden Werkstattberichte konkreter: Wie die Textverarbeitung eingeführt wird, wie mit graphischen Anwenderprogrammen verfahren wurde, unterschiedliche Erfahrungen mit erwachsenen Männern und Frauen am Computer, Einführung der EDV im Pflegebereich auf Krankenhausstationen – viele Bereiche werden angesprochen und auf unterschiedliche Einführungsprobleme verwiesen. Alle Autoren befürworten den Einsatz von Computern, ihnen geht es nicht um Programmierkenntnisse oder Anwenderwissen, sondern um das Betrachterwissen (61), den verantwortungsvollen Umgang mit diesem qualitativ neuen Produktionsgerät und Produktivfaktor. Viele Fragen werden formuliert und erste Elemente ihrer Beantwortung gesucht. Es ist verständlich, daß im Rahmen eines Buches von knapp 200 Seiten kaum mehr als ein allererster Problembriß möglich ist.

· *Werner Sacher* versucht in seinem Buch Bereiche zu benennen, in denen mittels Computer Lernen (und Lehre) substituiert werden kann. Nach einer Einführung in die Struktur menschlichen Lernens und der Unterscheidung von »konzipierendem« und »rezipierendem Lernen« (15), einer kurzen Beschreibung der bereits vorhandenen Sinnkrise des Lernens (anhängiges Lernen, Indirektheit des Lernens, Motivationsproblem, Massenbetrieb – »Lehre ist in gewisser Weise der Feind des Lernens« (40) will *Sacher* der Frage nachgehen, »ob die neuen Techniken nicht auch ein emanzipatorisches Potential enthalten, das für die Bewältigung der Krise genutzt werden kann« (46). Dazu sei es zunächst nötig, das »menschunenwürdige Lernen« (48ff.) an intelligente informationsverarbeitende Systeme zu delegieren und die Teile, die dem »humanen Lernen« (54) vorbehalten bleiben, einzuüben. Unter »menschunenwürdigem Lernen« versteht der Autor, soweit es den Schulbereich angeht, etwa das Erlernen von vielen unwichtigen Vokabeln, Formalismen der deutschen Rechtschreibung, das Lösen einer Fülle komplizierter mathematischer Gleichungen und

möglicherweise in nicht allzuferner Zukunft gar das Erlernen des Lesens und Schreibens. Warum sich nicht von einem Fremdsprachentext einen Rohentwurf anfertigen lassen und dann eine sprachlich gerundete Fassung herstellen? Lieber mathematische Gleichungen aufstellen als sich im Zahlendschunzel mit der Berechnung zu verheddern. »Menschliche Würde« im Lernen macht hingegen das Verständnis unserer demokratischen Grundordnung aus, die Wahrung unserer kulturellen Identität, Grundlagen wichtiger politischer Entscheidungen, soziale Handlungen. Die Frage, »was Menschen nicht mehr selbst lernen müssen« (57), sei leicht zu treffen, da die an Maschinen delegierten Lernprozesse ja nicht wegfallen. Warum und wo die Trennstriche zwischen diesen beiden Bereichen des würdigen und unwürdigen Lernens gezogen werden, bleibt im Dunkeln. Die Beispiele erscheinen nicht zwingend. Eine abwägende Entscheidung mit jeweiliger Folgeabschätzung wird nicht unternommen.

Das Hauptinteresse Sachers gilt der Frage der Substitution humaner Lehrer durch Computerlehre (59ff.). Nach einer Kategorisierung der Lehrprogramme und dem Aufzeigen der Positiva und Negativa kommt er zu dem Schluß, daß eigentlich beide recht haben mit »allen Argumenten«: »Die Befürworter der Computerlehre allerdings beziehen sich auf schlechte humane Lehre, während die Gegner ihrem Vergleich eine pädagogisch optimal gestaltete Lehre zugrundelegen« (75), und: »Die Realität in unseren Schulen kommt dem näher, was die Befürworter der Computerlehre unterstellen« (79). Zusammengefaßt: da die Schulpraxis so ist, wie sie ist, sei es sinnvoll, sie von rezipierendem Lernen zu entfrachten und dies der Computerlehre zu übergeben.

Auf der Basis gründlicher Kenntnisse stellt Sacher präzise und knapp den Forschungsstand zur Computerlehre dar (78ff.). Er kommt trotz Einschränkungen zu dem Ergebnis, daß »eine teilweise Substitution humaner Lehre durch Computerlehre helfen (kann), die Lernkrise der Menschheit zu meistern« (99). Wegen der Verkürzung der Lernzeiten und wegen der Kostengünstigkeit dieser Methode könne sie Entscheidendes nur dann leisten, wenn gleichzeitig »die Bildung« gestärkt wird. Die freigesetzte Zeit müsse genutzt werden zum Aufbau eines Orientierungshorizontes und zur Entwicklung der Erfahrungs- und Erlebnisfähigkeit« (101) der Schüler. Durch diese Umschichtung bisherigen Lernens könne auch der Freiraum zur Stärkung konzipierenden Lernens genutzt werden. Einschränkend gelte allerdings, daß die bisherige Software für eine sinnvolle Computerlehre noch nicht zufriedenstellend entwickelt worden sei.

Sacher schwankt zwischen der Anpassung an diese neuen Möglichkeiten und der Kritik daran: einerseits ist er fasziniert von den Chancen, sieht aber andererseits ebenfalls Risiken und Gefahren. Dieses Dilemma, das jedem Informatiker geläufig ist, versucht er dadurch zu lösen, daß er die realen Probleme auf aktuelle Unzulänglichkeiten der Entwicklung abzuschieben bereit ist, während er – durch die Trennung von menschenwürdigem und menschenunwürdigem Lernen und Lehren – eine Zweiteilung entwickelt, die einen Einsatz dieser Technologie pädagogisch sinnvoll erscheinen läßt.

Hansen versucht in seiner 1988 in Hamburg eingereichten Dissertation ein Modell einer kritisch-historischen Aufklärung des Computereinsatzes zu finden. »die überwiegend folgenlose Addition sozialer Lernziele – ausgedrückt durch Formulierungen wie 'Computer und Gesellschaft' – durch eine Integration (ersetzt) ... , bei der die Computertechnik als spezifische Form gesellschaftlichen Handelns hervortritt« (20). Sein an Horkheimer/Adorno orientierter Begriff der »Dialektik der Aufklärung« entwickelt einen Technikbegriff, der sich auf den jeweils historisch-

spezifischen Formen gesellschaftlicher Arbeit begründet. Technik »unterliegt einem Verdinglichungsprozeß, wenn sie verwissenschaftlicht und den Anwendern nur noch als Ware entgegentritt« (69).

In seinem empirischen Teil berichtet Hansen über die Interviews mit insgesamt 110 Schüler/innen in einem Gymnasium in Schleswig-Holstein. Ihnen wurden fünf Bilderpaare vorgelegt: Herstellung und Wartung mechanischer und elektronischer Geräte; Sekretariat gestern und heute; Revolverdrehbank und CNC-Fräsmaschine; Taschenrechner und Computer; Schach gegen einen Computer bzw. Menschen. Durch die Auswahl der Bilder soll erreicht werden, daß die Schüler an ihren eigenen Erfahrungshorizont anknüpfen und darüber hinaus weiterführende Fragen zur gesellschaftlichen Verantwortung technischer Neuerungen entwickeln können.

Die Interviews wurden offen geführt und wörtlich protokolliert; die differenzierte qualitative und quantitative Inhaltsanalyse der Schüleräußerungen zeigte zwispaltige Erfahrungen der Jugendlichen: »einerseits sehen sie sich als passives Objekt informationstechnischer Veränderungen, andererseits glauben sie, daß ihnen die neue Technik neue Handlungsmöglichkeiten verschafft« (189).

Mit seiner Analyse und Konstruktion eines Fallbeispiels – die Geschichte des ENIAC-Rechners, des ersten Großrechners auf der Grundlage der Röhrentechnik – versucht Hansen seine bisherigen Erkenntnisse praktisch werden zu lassen. Er schlägt vor, im Sinne des genetischen Lernens die Geschichte der Entwicklung des ENIAC-Rechners unter der Leitfrage zu betrachten, ob »bestimmte Entwicklungen zu einer Zeit nahezu parallel und nicht als isolierte Erscheinungen« (243) auftreten. Im Rahmen eines technik-historischen Rollenspiels könnten solche Thesen überprüft werden. Hierbei erhielten die Schüler einen wesentlich tieferen Einblick in die Geschichte der Technik als in rein adaptiven Darstellungen von Rechengeschwindigkeit und Prozessortechnik. Gerade militärische Zusammenhänge ließen sich mit der historisch-genetischen Methode am wirkungsvollsten bearbeiten. Militärische Motive ermöglichten die Entwicklung dieses Rechners, um Geschöb bahnen in den vierziger Jahren schneller und exakter berechnen zu können. Nach 1945 leistete er im Rahmen des Manhattan-Projekts bei der Entwicklung der ersten Atombombe nützliche Dienste, bevor er dann als universal einsetzbarer, frei programmierbarer Rechner die Entwicklungsstadien bis zum Personalcomputer unserer Tage durchlief. Hansen räumt ein, daß hierzu eine umfangreiche Vorbereitung von seiten des Lehrers und ein entsprechender Zeitpool im Schuljahr zur Verfügung stehen müsse. Auch könnten wegen der Quellenlage hier erhebliche Probleme entstehen. Sein Fallbeispiel kann nur teilweise überzeugen: aus der Sicht der Schule wäre eine besser dokumentierte technische Entwicklung – z.B. Manhattan-Projekt und Hiroshima-Bombe – vielleicht weiterführender gewesen, gerade wenn die Verantwortung der Wissenschaft, der Zusammenhang zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung und die Konsequenzen daraus in den Blickwinkel von Unterricht gestellt werden sollen, wäre es wichtig gewesen, mit einem möglichst praktikablen Beispiel seine allgemeinen Überlegungen abzuschließen. Unabhängig davon gibt das Buch vielfältige Anregungen zu Fragen historisch-genetischen Lernens im naturwissenschaftlichen Unterricht. Es wäre zu wünschen, wenn diese Dissertation in gestraffter Form einem größeren Teil der naturwissenschaftlichen Lehrer bekannt gemacht würde.

Hartfrid Krause (Darmstadt)

Fischer, Gero, u.a.: Geordnete Welten. Neues Lernen mit dem Computer? Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1989 (286 S., br., 29,- DM)

Den Hauptteil der Aufsatzsammlung bildet eine fast monografische Abhandlung von Fischer über Künstliche Intelligenz und Sprachunterricht (81-219). Davon wiederum umfaßt ein kritisches Referat über Künstliche Intelligenz allein 82 Seiten. Da der Beitrag bereits 1988 abgeschlossen wurde, konnte Fischer die neuen Entwicklungen z.B. im Bereich der neuronalen Netze nur kurz erwähnen, aber nicht systematisch berücksichtigen. Anschließend diskutiert er den Ansatz computergestützten Sprachunterrichts (CALL), wie er vor allem von Hope/Taylor/Pusack (1985) vertreten wurde. Sein Fazit lautet, daß Computer im Sprachunterricht prinzipiell höchstens unterstützende Funktionen haben können, während alle anderen Erwartungen bereits aus computerinhärenten bzw. sprachtheoretischen Erwägungen fehlschlagen müssen.

Diesem Beitrag voran gehen zwei technikkritische Beiträge, die die bekannten Befürchtungen der Mechanisierung des Denkens und des Verlusts menschlicher Kreativität und Kommunikation wiederholen (3-41; 42-60) und eine Zusammenfassung von Untersuchungen über Schülerinnen und Computer (61-80). Im ersten Beitrag wird überdies ein Überblick über die konfuse Einführungsversuche der EDV ins österreichische Schulsystem gegeben.

Für Lehrer sicher interessanter sind die Analysen über den Computereinsatz im Geschichtsunterricht (220-242; 243-271) und im Fach Physik (272-284). Vor allem die beiden differenzierten Aufsätze über Computer im Geschichtsunterricht – den man wohl am wenigsten mit EDV verbindet – zeigen, daß das neue Medium mit entsprechender Software (historische Simulationen, sozialgeschichtliche Datensätze) durchaus sinnvoll und erkenntnisträchtig im Unterricht eingesetzt werden kann.

Die beiden Beiträge über EDV im Geschichtsunterricht und der kritische Abriß der Diskussion um die künstliche Intelligenz wären für mich Gründe, das Buch zu lesen. Ansonsten führt mir das Buch auch vor Augen, wie schnell eine affektive Technikkritik zu Simplifizierungen neigt, die den vergessenen Technikeuphorien eines Haefner nicht nachstehen. Daß eine Anzeige der Firma Apple die letzte Seite des Buches füllt, nimmt sich so als sanfte Ironie des Schicksals aus.

Wilfried Kunstmann (Marl)

Sarcinelli, Ulrich, u.a.: Politikvermittlung und Politische Bildung. Herausforderungen für die außerschulische politische Bildung. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn/Obb. 1990 (186 S., br., 17,- DM)

Die Menschen bekommen von Politik immer mehr mit, verstehen aber immer weniger davon. Mit dieser Formel läßt sich die objektive Notwendigkeit intensivierter institutionalisierter außerschulischer politischer Bildung begründen. Die subjektive Nachfrage sinkt jedoch. Dieses zwiespältige Phänomen hat vor allem gesamtgesellschaftliche Ursachen, die nicht zuletzt im zunehmenden Warencharakter von Politik zu suchen sind. Gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge wie dieser werden in diesem von der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes herausgegebenen Sammelband nur ungenügend ausgeleuchtet. Trotzdem werden viele aufschlußreiche Einsichten vermittelt.

Sarcinelli analysiert »Politikvermittlung im Blickfeld politischer Bildung« unter kommunikationstheoretischen Prämissen. Er blendet allerdings den Warencharakter massenmedial vermittelter kommunikativer Inhalte ebenso aus wie gesamtgesellschaftliche Interessenzusammenhänge, wenn es in einer These nur heißt: »Politikvermittlung ist in hohem Maße zu begreifen als 'kommunikatives Kunstprodukt' und

als 'kommunikatives Loyalitätsmanagement'« (45). Dementsprechend wird politisches Handeln unter Ausklammerung der Auseinandersetzung um Macht- und Herrschaftsverteilung bloß als »Durchsetzungs- und Inszenierungsproblem, als Entscheidungs- und als Darstellungs- bzw. Vermittlungsaufgabe« (45) definiert. Andererseits diagnostiziert Sarcinelli zutreffend, »daß die Demokratie kommunikationsabhängiger wird« (60).

Hans Tietgens sieht überall Lernanlässe für politische Bildung. Gefragt sind Aktualität und Kontinuität. Ziel und Inhalt politischer Bildung ist Demokratie als umfassendes Gestaltungsprinzip. In der politischen Bildung sind in den letzten Jahren Veränderungen eingetreten. Politikfelder haben sich zu Ungunsten der Auseinandersetzung mit politischen Prozessen und Strukturen in den Vordergrund geschoben. Sogar okkulte Strömungen, die nach Tietgens als Identitätsagenturen wirken, gewinnen an Boden und lassen politische Bildung hilflos aussehen. Die Programme der Volkshochschulen sind für Tietgens mit Recht »Seismograph für die Entwicklung« (96).

Für Willy Klawe liegt dagegen eine Aufgabe politischer Bildung in der Reflexion des Alltags der Rezipienten, den sie widerspiegeln muß, will sie »zu verantwortlichem politischen Handeln motivieren« (106), wobei diese Kategorie nicht näher bestimmt wird. Klawe analysiert Ursachen für ein vorherrschendes »apolitisches Bewußtsein« (110), aus dem enorme Gefahren wie die Tendenz zur Vereinfachung gesellschaftlicher Sachverhalte und, daraus resultierend, die Anfälligkeit für populistische und nationalistische Appelle erwachsen. Die Inhalte politischer Bildung müssen sich an ihrem »Gebrauchswert« für den Alltag der Teilnehmer messen lassen.

Im Kontrast dazu thematisiert Klaus-Peter Hufer die Bedeutung der »neuen Subjektivität« für politische Bildung und schließt sich jenen an, die bereits eine »subjektivistische Wende« (125) konstatieren und kritisieren. Eine Folge des Subjektivismus ist die Abkoppelung der Politikwissenschaft von der politischen Bildung. Entscheidend ist jedoch die Lösung des Problems der Transformation zwischen Alltags- und wissenschaftlichem Wissen.

Wolfgang Sander analysiert »Neue Wege des politischen Lernens angesichts neuer Technologien und neuer gesellschaftlicher Entwicklungen«. Er plädiert für eine institutionelle Stärkung der Erwachsenenbildung. Das dringlichste Erfordernis vor dem die »politischen Bildner« derzeit stehen, ist »das bildungspolitische Engagement für die politische Bildung« (154).

Detlef Kuchta und Carl-B. Schwabe gehen auf Möglichkeiten des Bildungsurlaubs ein. Langfristiges Lernen in Internatsform kann einen Beitrag zu demokratischer Politik und Kultur leisten. Die Wirkungsmöglichkeiten werden »durch das Versagen oder das Funktionieren der sonstigen Träger und Agenturen politischer Kultur« (171) abgesteckt.

Im abschließenden Beitrag »Sachverstand und soziale Praxiskompetenz« diagnostiziert Jürgen Heinen-Tenrich grundsätzliche Schwächen politischer Bildung, die in der Regel so tut, als ob sie von ihren Adressaten etwas will. Damit bleibt ihr Gebrauchswert gering. Demgegenüber sollten ihr selbstbestimmter Gebrauch und ihr Eigenwert vor gesellschaftlich Verordnetes treten.

Insgesamt durchzieht den trotz der Einwände lesenswerten Band eine gewisse Ratlosigkeit im Hinblick auf Perspektiven politischer Bildung. Angeboten werden punktuelle Ansätze. Damit spiegelt der Band aktuelle politisch-gesellschaftliche Befindlichkeiten wider, die gegenwärtig wohl nur utopisches Denken zu überschreiten in der Lage wäre.

Wilhelm Filla (Wien)

Keim, Wolfgang (Hrsg.): Erziehungswissenschaft und Nationalsozialismus. Eine kritische Positionsbestimmung. Forum Wissenschaft, Marburg 1990, Studienheft Nr.9 (145 S., br., 18,- DM)

Die bundesdeutsche Erziehungswissenschaft hat ihre NS-Vergangenheit hartnäckig verdrängt. Vielleicht mehr als in anderen Bereichen ist hier die personelle Kontinuität ungebrochen. So kann es nicht verwundern, daß erste Kritiker aus den eigenen Reihen, wie Hans-Jochen Gamm und Karl Christoph Lingelbach, in den sechziger und siebziger Jahren als »Nestbeschmutzer« diffamiert wurden.

Beide gehören zum Autorenkreis einer Aufsatzsammlung, in der die noch immer in den Kinderschuhen steckende Auseinandersetzung mit dem NS-Erbe vorangetrieben wird. Der Band enthält Grundsatzbeiträge zur aktuellen Auseinandersetzung über das Verhältnis von Pädagogik und NS (H.-J. Gamm, W. Keim, G. Koneffke), beleuchtet die Rolle konservativer Pädagogik im Nazismus (K. Himmelstein, K. Beutler), nimmt sich Vertretern der widerständigen, vertriebenen und nach 1945 weitgehend verdrängten Pädagogik an (F. Pöggeler, G. Radde), behandelt die Restauration konservativer Pädagogik nach 1945 am Beispiel der von Hermann Nohl gegründeten Zeitschrift *Die Sammlung* (H. Zimmer) und enthält schließlich Aufsätze zur Methodendiskussion (K.Ch. Lingelbach, K. Beutler).

Die Beiträge von Gamm (»Über die Schwierigkeiten, von einer deutschen Pädagogik zu sprechen«) und Koneffke (»Auschwitz und die Pädagogik, Zur Auseinandersetzung der Pädagogen über die gegenwärtige Vergangenheit ihrer Disziplin« im ersten Kapitel sind vom Ansatz her vergleichbar. Beide begreifen die Erziehungspraxis im Nazismus als Negierung von Aufklärung und humanistischem Erbe: Spricht Gamm von einem »Rückfall in die Barbarei«, der »Zerstörung der Vernunft« und der Vernichtung der »abendländischen Zivilisation durch die faschistische Ideologie« (7), so auch Koneffke von einem »offenen Bruch mit der Zivilisation« (32). Koneffke reflektiert im Anschluß an die Kritische Theorie die Dialektik aufklärerischer Pädagogik, nämlich einerseits das Ziel einer »mündigen Menschheit« (35) zu verfolgen und doch andererseits stets mit Herrschaft verstrickt zu sein. Der dritte, vom Herausgeber Keim verfaßte Beitrag bietet einen verlässlichen Forschungsbericht und skizziert die sich heute gegenüberstehenden Positionen: Betonen U. Herrmann und H.-E. Tenorth grundsätzlich die Autonomie der Erziehungswissenschaft, so gehen Lingelbach, Gamm, A. Rang u.a. sozialhistorisch und ideologiekritisch vor und fragen nach dem Zusammenhang zwischen pädagogischen Theorien, politischem Denken und der Machtposition einzelner Pädagogen »innerhalb des Weimarer Staates, des NS-Systems wie auch der Adenauer-Ära« (24).

Im zweiten Teil untersucht Himmelstein zunächst das Verhältnis Eduard Sprangers zum deutschen Faschismus. Er orientiert sich an den Ideologietheorien von Marx, Gramsci, Laclau und dem Projekt Ideologietheorie (PIT). Spranger wird als »organischer Intellektueller« (Gramsci) der nationalen konservativen Eliten seit dem Kaiserreich bis hinein in die Frühgeschichte der BRD begriffen. Materialreich führt Himmelstein vor, wie Spranger stets an der Konstitution eines gesellschaftliche Widersprüche überwölbenden »Einheitsbewußtseins« (48) bei »gleichzeitiger Wahrung der ideologischen Strukturierung von oben« (57) arbeitete, um die Hegemonie seiner Klasse zu sichern. Gegen Tenorths These, Spranger sei von den politischen Versprechungen der Nazis »verführt« worden, stellt ihn Himmelstein als »aktive(n) Mitgestalter der politischen und ideologischen Vorgänge in der deutschen Gesellschaft der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts« (56) vor. Seltener als die Rolle Sprangers ist bisher diejenige Erich Wenigers diskutiert worden. Beutlers Beitrag über die »militärpädagogischen Aspekte« im Werk dieses konservativen Pädagogen schließt

eine Forschungslücke. Freilich fehlt ihm ein theoretisches Instrumentarium, mit dem begrifflich zu fassen wäre, wie Wenigers Militärpädagogik nicht nur die Erziehung bloß passiver Befehlsempfänger, sondern die Konstitution aktiver ideologischer Subjekte der Kriegsführung betrieb.

Auch Zimmer arbeitet – im vierten Kapitel – mit Gramsci: Er untersucht in seinem Beitrag über »Pädagogische Intelligenz und Neuanfang 1945« Herrmann Nohls »Sammlung« als »Faktor innerhalb der hegemonialen Auseinandersetzungen dieser Zeit« (104). Entscheidend an Zimmers Beitrag ist der Nachweis, daß der »Verdrängungsvorwurf« zu kurz greift. Durchaus nämlich setzte sich die »Sammlung« mit dem Nazismus auseinander, allerdings nicht in soziologischen oder politischen, sondern in ethischen und lebensphilosophischen Kategorien. Gerade im Medium impliziter Faschismusdeutungen wurde hier politisch gegen sozialistische Perspektiven gekämpft. Überkommene ideologische Werte wie »Volk«, »Nation« oder »deutscher Geist«, in deren Namen einst Bücherverbrennungen und Menschenvernichtungen stattfanden, blieben die Eckpfeiler neuer restaurativer Projekte. Letztlich ging es der »Sammlung«, so Zimmer, um »geistige Erneuerung« bei gleichzeitiger Verhinderung einer grundlegenden Neuordnung der postfaschistischen Gesellschaft in Politik und Ökonomie.

In den abschließenden Beiträgen zu methodischen Fragen werden von Lingelbach die systemtheoretischen Positionen Tenorths kritisch analysiert und von Beutler die hermeneutischen Unzulänglichkeiten U. Herrmanns in seiner Auseinandersetzung mit A. Rang um die Haltungen Sprangers und W. Flitners zum Nazismus herausgearbeitet. Dabei fällt Lingelbachs Tenorth-Kritik, die die funktionalistische Betrachtungsweise der Systemtheorie zurückweist, mitunter in die Sprache eines idealistischen, »hilflosen Antifaschismus« (W.F. Haug) zurück; so z.B. wenn er – mit Blankertz – die Erziehungsmaßnahmen im NS als »Un-Pädagogik«, als »Pervertierung« oder gar als »Unterdrückung« von Erziehung überhaupt bezeichnet (133).

Der Band betritt zum Teil Neuland und bietet Denkanstöße sowie Material für weitere Forschung. Besonders die theoretisch fundierten Materialstudien überzeugen. Hervorzuheben ist auch die gemeinsame Frontstellung: Alle Beiträge rekonstruieren die Genese, Rolle und Funktion erziehungswissenschaftlicher Konzepte und pädagogischer Maßnahmen sozialhistorisch. Deutlich wird so besonders die politische Dimension der Betonung der Autonomie der (geisteswissenschaftlichen) Pädagogik in der gegenwärtigen Fachdiskussion. Sie fungiert als Mittel der Ausblendung politischer Implikationen pädagogischer Theorie und Praxis und ermöglicht Kritik an den politischen Optionen einzelner Pädagogen bei gleichzeitiger Rettung ihrer pädagogischen Konzepte.

Thomas Alkemeyer (Berlin)

Schmoldt, Benno (Hrsg.): Das Schulwesen in Berlin seit 1945. Beiträge zur Entwicklung der Berliner Schule. Unter Mitarbeit von Joseph Jacquemoth. Verlag Schmengler, Berlin 1990 (204 S., br., 35,- DM)

In dem Sammelband sind zunächst Auszüge aus dem Berliner Schulgesetz von 1948 und 1980 zusammengestellt. Es folgen zwei Beiträge des Herausgebers. Dem Aufsatz zur »Methodologie der Bildungsforschung« ist zu entnehmen, daß die Berliner Schulentwicklung in der Literatur unterschiedlich eingeschätzt wird. Sein Literaturbericht aus dem Jahre 1985 über Forschungen zur »schulpädagogischen Zeitgeschichte« 1945 bis 1968 muß Schmoldt so gut gefallen, daß er ihn in diesem Band zum dritten Mal veröffentlicht. Auch die Beiträge von Henze über »Partizipation im Berliner Schulwesen« und von Grothe über die Geschichte der Berliner Grundschule stammen aus dem Jahre 1985.

Gretzmacher hat sich »als seit fünfzehn Jahren im Zweiten Bildungsweg Tätiger ... mit den Entwicklungen und Problemen desselben befaßt und Materialien, die vier (Berliner) ZBW-Institute betreffend, beim Senator für Schulwesen und den Einzelinstituten gesammelt« (119). In einem Arbeitsbericht gibt er darüber Auskunft.

Das Berliner Schulgesetz vom Juni 1948 sah eine Einheitsschule vor, die mit dem Kindergarten beginnt und mit der »Reifeprüfung« endet. Die Einheitsschule war der CDU und konservativen Lehrer- und Elternverbänden ein Dorn im Auge. 1951 wurde sie endgültig demontiert. Über diese Auseinandersetzung und eine Ausnahme, die Fritz-Karsen-Schule in Berlin-Neukölln, informiert ein Vortrag von *Radde* (aus dem Jahr 1988). Er ist über weite Strecken identisch mit einem Beitrag des Autors, der 1989 in dem von Schmoltdt herausgegebenen Band »Schule in Berlin« erschien (vgl. *Argument* 179).

Der Band schließt mit populärwissenschaftlichen Vorträgen von *Jacquemoth*, *Kledzik* und *Evers* aus dem Jahre 1988, die mit unterschiedlichen Schwerpunkten zwanzig Jahre Gesamtschule in Berlin bilanzieren.

Kenner/innen der Berliner Schulgeschichte erfahren im Band 8 der »Materialien und Studien zur Geschichte der Berliner Schule nach 1945« nichts neues. Für einen ersten Einstieg in die Materie ist er ungeeignet, da er weder Grundinformationen noch Zusammenhangswissen vermittelt.

Norbert Franck (Bonn)

Psychologie

Kristeva, Julia: Geschichten von der Liebe. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1989 (407 S., br., 20,- DM)

Die französische Psychoanalytikerin möchte »eine Art Liebesphilosophie unterbreiten«, denn Liebe setze Metaphern frei, sie sei Literatur (9). »Die Liebe, diese Entfesselung, deren Absolutheit bis zum Verbrechen am Geliebten gehen kann und die denn auch als *wahnsinnig* apostrophiert wird, verträgt sich aber durchaus mit einem scharfen, überichthaften, klaren Verstand, den sie allerdings als einzige vorübergehend ausschalten kann.« (9) Kristeva setzt bei Freud an und transformiert dessen »Primat der Sexualität« in den Bereich Liebe. Für sie hat die Liebe eine »verwirrende Dynamik« und bildet die »höchste Gewähr für Erneuerung« (24).

Kristeva verknüpft über das Phänomen Liebe das Symbolische, die Herausforderung des Diskurses, mit der konkreten Alltagspraxis der AnalytikerInnen. Bedeutsam in der Psychoanalyse sei die »Übertragungsliebe«. Eigentlich müßte jede tiefere Analyse, zumindest in einem Moment des Verlaufs, dorthin führen, daß sich der Patient in den Analytiker verliebt (17). Und Liebe sei Voraussetzung der Analyse auch bei Freud (35). Wer nicht geliebt wird, wird krank, behauptet die Autorin. Schließlich seien Seele und Liebe »unmittelbar am Ausgangspunkt des philosophischen Diskurses untrennbar miteinander verwoben« (65). Die geschriebene Geschichte der Liebe beginne in Platons Gastmahl mit den Androgynen, die den Himmel erklimmen und die Götter angreifen wollten und zur Strafe in zwei Teile geschnitten wurden. Die Ursache des Leidens in der Liebe entziffert Kristeva in der Geschichte von Narziß. Sie geht der Vorstellung von Narziß, seiner Entwicklung und Verwandlung seit den Metamorphosen von Ovid in vielen Darstellungen nach (im Alten und Neuen Testament, bei griechischen Philosophen wie Platon, in den Minneliedern des 12. Jahrhunderts, in den klassischen Dramen: Don Juan, Romeo und Julia) und fragt nach dem Verbleib von Narziß heute. Der in sein flüchtiges Abbild Verliebte sei jemand, der keinen Raum habe, der nichts liebe, weil er nichts

sei, aber durch den »spekulativen Geist des Denkens« entschädigt werde (362). Im Laufe der geschriebenen Geschichte sei Narziß immer wieder verwandelt bzw. ersetzt worden, zunächst durch die im Gebet gefalteten Hände, durch das Alleinsein mit sich selbst. So bestünde bei Aquin und Augustinus die »gute Art zu lieben« darin, sich »angesichts und um Gottes willen zu lieben« (363). Allerdings gäbe es keinen Platz mehr für Narziß in unserer modernen Welt, daraus folge Leiden, das nicht mehr artikuliert werden könne. Kristeva folgert, daß nicht nur Analytiker/innen für ihre Arbeit, sondern alle lernen sollten, die Leere zu sehen und zu akzeptieren. Das Leiden solle nicht durch Installieren eines neuen Codes überwunden, sondern durch die Ermöglichung von Diskursen überhaupt gemildert werden. Weil wir keinen Code für die Liebe mehr hätten, gäbe es auch keinen für das daraus resultierende Leid.

Die von Kristeva nachgezeichnete Geschichte der Liebe läßt sich als männliche entziffern, da fast alle Romane, Lieder, Diskurse und Konstruktionen von Männern geschaffen sind, und Frauen als Selbstbestimmte nicht vorkommen, auch wenn sie in den männlichen Diskursen idealisiert oder mit Autorität oder Allmacht bekleidet werden. Zu lernen ist, die Geschichte der Konstruktion von Liebe ist eine, die die Frauen unterwirft. So konstatiert Kristeva, daß Sulamith im Hohen Lied Salomons als erste Frau über die Liebe spreche, aber als Gattin bereits unterworfen sei (101). Doch diese Stränge verfolgt sie nicht weiter, die Literaturlage ist mager, die Vorstellungen von Frauen sind kaum verschriftlicht worden. Ab und zu versucht Kristeva, diese männliche Geschichtsschreibung durch Hinweise auf Frauen zu ergänzen. Z.B. schlägt sie vor, die Quelle, in der Narziß sich spiegelt, als weibliche zu betrachten; oder sie entlarvt Frauen wie Diotima als Drahtzieherinnen des männlichen Geschehens (77). Freuds »Vater der Vorzeit« verwandelt sie in einen symbolischen, weil die realen Väter in der Regel nicht die Personen seien, mit denen sich die Kinder zuerst identifizierten. Daraus schließt Kristeva, Freud müsse die Eltern gemeint haben (32). Doch durch geschlechtsneutrale Umdefinierungen männlicher Gesetze werden diese nicht für beide Geschlechter verallgemeinerbar. Die männliche Orientierung ist ebenso fortsetzbar wie die Unterwerfung der Frauen. Letztlich akzeptiert Kristeva, auf den Spuren Narziß' wandelnd, die bloßen männlichen Konstruktionen und gibt sich mit dem leeren Raum zufrieden, der durch einen Mangel an Diskursen für Liebe und damit verbundenem Leid entstehe.

Spannend ist die aufgearbeitete Fülle von Literatur, die zum Nachlesen lockt. Gut auch die Verschiebung der Freudschen Sexualität zur »Liebe«. Denn meines Erachtens ist Liebe als Bereich weiter faßbar als Sexualität. Hier hätte die Chance gelegen, das Soziale einzubauen, subjektive Biographie und individuelles Leid in den Kontext von Lebensbedingungen, d.h. auch Geschlechterverhältnissen, zu stellen. Leider bleibt diese Möglichkeit ungenutzt. Selbst in ihren Beispielen aus der Analyse geraten die Verhältnisse aus dem Blick. Es bleiben die Übertragungen, die Kindheits-erlebnisse mit den Eltern als relevant für heutige Probleme, z.B. »hysterischen« Erstickenanfällen beim Steuern eines Autos (55ff.). Doch sind nicht die Frauen mindestens so ortlos in der heutigen Gesellschaft wie Narziß? Was ist mit dem Leiden der Frauen in der Liebe, das aus der Herrschaft des einen Geschlechtes über das andere resultiert oder aus den schlechteren ökonomischen Bedingungen, den eingeschränkten Berufsperspektiven, den mit Liebe verkleisterten persönlichen und existenziellen Abhängigkeiten von Männern? Können wir zulassen, daß die einzelnen ihre inneren leeren Räume bloß akzeptieren und mit ihrer Orientierungslosigkeit entlassen werden in eine zunehmend utopiearme Gesellschaft, die kaum noch andere Orientierungen bietet, als das Leiden durch Diskurse zu therapieren? So wird ein

Zirkel installiert, aus dem die Leidenden auf Dauer nicht wieder herauskommen, weil für jedes erneute Leid ein Diskurs in Gang gesetzt wird, der die konkreten Handlungsräume der Frauen und Männer außer acht läßt.

Barbara Ketelhut (Hamburg)

Schön, Bärbel (Hrsg.): Emanzipation und Mutterschaft. Erfahrungen und Untersuchungen über Lebensentwürfe und mütterliche Praxis. Juventa Verlag, Weinheim und München 1988 (272 S., br., 34,80 DM)

Mutterschaft als widersprüchliche Lebensrealität von Frauen zu erforschen, ist das Anliegen der 15 Wissenschaftlerinnen (12 von ihnen sind Mütter).

In elf Beiträgen sollen theoretische und empirische Diskussionsansätze zur Lebenssituation von Müttern geliefert werden, die in feministischen Diskursen bisher nicht eingegangen seien. Die meisten der Beiträge resultieren aus einer Tagung, die im März 1989 an der Gesamthochschule Essen unter dem Titel »Mütterlichkeit – Mütteralltag – Mütterbilder als Entwicklungsmöglichkeiten und/oder -behinderungen von Frauen« stattfand. Die ersten drei Beiträge stellen eine theoretische Annäherung an das Thema »Emanzipation und Mutterschaft« dar. Bärbel Schön fragt »wie denn mütterliche Praxis angemessen begriffen werden kann« (14). Dabei führt sie vor, daß die Mutter immer wieder vor dem Dilemma des Abwägens zwischen den Interessen des Kindes, ihren Interessen in bezug auf das Kind und ihren Interessen an Erwerbstätigkeit und gesellschaftlicher Teilhabe stehe. Sie problematisiert sowohl die Individualisierung dieses Konfliktes als auch die Glorifizierung der Mutter-Kind-Beziehung und geht auf das Verhältnis zwischen mütterlicher Praxis und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung ein, wobei sie »die Verknüpfung biologischer und sozialer Mutterschaft« (25) im herrschenden Diskurs als Festschreibung der bestehenden Arbeitsteilung skandalisiert. Sara Ruddik beschreibt »Mütterliches Denken« (33) als eine Tätigkeit, die sich aus den Anforderungen des Lebens mit dem Kind ergebe (33f.). Neben der Einbeziehung der Männer in die Kinderbetreuung ist für sie das wichtigste soziale Ziel, »ein transformiertes mütterliches Denken in den öffentlichen Bereich einzubringen, um die Erhaltung und das Wachstum aller Kinder zum Gegenstand des öffentlichen Bewußtseins und der Gesetzgebung zu machen« (51). Ursula Müller untersucht die Entstehung und Funktion von Mutterbildern und fordert im Ergebnis, Mütterrealität und Mütterbilder als Forschungs- und als politisches Problem zu begreifen. Das heißt für sie, Fragen der »Humanisierung des Arbeitslebens« und der »Vereinbarkeit von Familie und Beruf« in wissenschaftlichen Untersuchungen und politischen Programmen zusammenhängend zu behandeln, um strukturelle Barrieren zu überwinden (79).

Unter »Empirische Untersuchungen und Erfahrungen« sind weitere acht Beiträge zusammengefaßt. Den thematischen Schwerpunkt bilden darin drei Beiträge über die Lebenssituation von Studentinnen mit Kindern aus Untersuchungen in verschiedenen deutschen Hochschulen. Marion Göhler und Wilma Grossman liefern eine Menge an Daten und Fakten z.B. über die Organisation und Bewältigung der Studienanforderungen und die Arbeitsteilung zu Hause, Wohnverhältnisse, Studienvoraussetzungen und Studienwahl, finanzielle und familiäre Situation, Unterbringungsmöglichkeiten für Kinder u.v.m. Tamara Frankenberger u.a. konzentrieren sich in ihrer Studie auf die lebensgeschichtlichen Konflikte und die beschriebenen Widersprüche der Studentinnen, die sich aus der »Gratwanderung« zwischen Studium und familiären Anforderungen ergeben. Die Unterschiedlichkeit im methodischen Vorgehen, teils wurde quantitativ, teils qualitativ geforscht und ausgewertet, produzierte Ergebnisse, die im Vergleich bedenkenswerte Übereinstimmungen und Divergenzen

aufzeigen. Die drei Studien im Zusammenhang produktiv weiterzubearbeiten, könnte spannende Perspektiven eröffnen. Überraschend an den Ergebnissen fand ich, daß bei den Vielfachbelastungen der Mütter und der geringen Unterstützung der Studierenden mit Kindern an der Hochschule durch die Partner oder gesellschaftliche Versorgungsmöglichkeiten die meisten Befragten eine positive Lebensbilanz zogen und nicht »tauschen wollen«. Interessant fände ich hier herauszuarbeiten, wie die Zumutung täglicher struktureller Widersprüche individuell lebbar gemacht werden.

Gisela Notz und Solveig Braecker berichten in ihrem Beitrag von einer noch un abgeschlossenen Studie über die Veränderungen der realen Lebenssituation von Müttern und Vätern, die durch die Geburt des ersten Kindes bedingt sind, sowie deren subjektive Bewertung. Deutlich wird, daß individuelle Lösungsversuche zwischen Frau und Mann sowohl an der Haltung der Partner (z.B. bei der Frage der Verantwortlichkeit für die Organisation der Arbeitsteilung zu Hause) als auch an der zeitlichen Struktur der Arbeitsplätze scheitern müssen. Sabine Hebenstreit-Müller und Ingrid Helbrecht-Jordan schreiben über junge Mütter auf dem Land und verfolgen die These, »daß das spezifisch Neue (für Frauen) insbesondere in dem Grad zu sehen ist, in dem Frauen ihre Lebenssituation gewählt bzw. prinzipiell wählbar betrachten« (83). Daraus folge, daß vor allem dem nachzuspüren sei, wie die Frauen mit ihrer Lebenssituation umgehen und nicht so sehr, in welcher sie sich aktuell befänden (ebd.). Christa Händle untersucht den Zusammenhang zwischen der Lebenspraxis als Mutter oder Vater und der Qualifizierung für den Lehrerberuf (203f.). An Hand von Fallstudien versucht sie nachzuweisen, daß Erfahrungen mit eigenen Kindern zur Freisetzung positiver Potentiale für die Arbeit mit Schülern führen können. Im Ergebnis ließ sich allerdings die angenommene These von der professionellen Qualifizierung durch Familienphasen nicht belegen. Gabrielle Pott hast und Monika Jaeckel beklagen, daß die Diskussionsansätze zur Situation von Müttern im feministischen Diskurs eher wie Sternschnuppen auftauchten und nicht »tragfähig für ein bereits frauenbewegtes Bündnis« seien, »in dem die umfassenden Lebensentwürfe von Frauen Platz gehabt hätten« (225). Sie berichten über die Arbeit der Mütterzentren und deren Möglichkeiten, die Isolation der Hausfrauen zu durchbrechen. Abgeschlossen wird der Band durch ein Märchen von Hedwig Ortmann über die »warmen Schmuser«.

Der Nutzen des Bandes liegt vor allem in den konkreten forschungs-, familien-, hochschulpolitischen und gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen, die fast jeder Beitrag am Schluß entwickelt, und die in frauenpolitischen Zusammenhängen aufgegriffen und weiterdiskutiert werden könnten. Des weiteren ist das Buch meines Erachtens für Frauen interessant, die eine theoretische Position zum Verhältnis von Mutterschaft und Frauenbefreiung entwickeln wollen.

Evelin Gottwalz (Hamburg)

Pass-Weingartz, Dorothee und Gisela Erler (Hrsg.): Mütter an die Macht. Die neue Frauen-Bewegung. Rowohlt Verlag. Reinbek 1989 (224 S., br., 10,80 DM)

Gemeinsam mit anderen organisierten die Autorinnen 1987 einen Mütterkongreß, dessen Forderungen als Müttermanifest durch Presse und Frauenbewegung gingen. Ziel des Kongresses waren die Veröffentlichung der Erfahrungen von Müttern in einer weitgehend kinderfeindlichen Gesellschaft und die Demonstration einer anderen politischen Kultur, in der Kinder nicht wegorganisiert werden müssen, sondern dazugehören. »In begeisterter Selbstüberforderung, immer mit Kindern auf dem Schoß oder am Bein, stellten wir einen Kongreß auf die Beine, der trotz der 200

Kleinkinder, die gut betreut sein wollten, 500 Frauen eine ziemlich ungestörte Diskussion und Reflexion über ihre Lebenswirklichkeit als Mütter erlaubte.« (8) Schon in diesem Zitat klingt an, was an vielen Stellen im Buch deutlich wird: den Mütterbewegungsmüttern sind die Kinder nie Last, sondern beständig Lust.

Die Beiträge sind sehr unterschiedlich. Ein Drittel des Buches besteht aus kurzen Erfahrungsberichten (z.B. zum Leben mit einem behinderten Kind, zur Adoptionsfreigabe eines Kindes, zum Versuch des teilzeitigen Wiedereinstiegs in einen qualifizierten Beruf); am Ende finden sich Adressen und Informationen (von und über Mütterzentren u.ä.). Den Hauptteil bilden Texte, in denen der Kritik am Müttermanifest widersprochen wird. Zunächst wird nochmal benannt, welche Not mit einer eigenständigen Mütterpolitik gewendet werden soll. Mütter- und Kinderfeindlichkeit der Gesellschaft und die ungerechte Geringschätzung von Müttern mit Folgen für ihr Selbstwertgefühl werden angeprangert. Gleichzeitig sei die Arbeit der Mütter unverzichtbar und werde gesellschaftlich stillschweigend ausgenutzt. So beschreibt Enders-Drägässer die selbstverständliche Einbeziehung der Mütter in die Hausaufgabenbetreuung und das Abwälzen der Verantwortung für Schulerfolg und -versagen der Kinder auf sie. Sodann folgt die Auseinandersetzung mit der Neuen Frauenbewegung, in der die Mütterinteressen nicht vertreten, sondern im Gegenteil Mütter und Mütterlichkeit von Anbeginn bekämpft worden seien, und die Abschaffung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zum »Glaubensbekenntnis« (Erler) der Befreiung erhoben worden sei. Nicht benannt werden Positionen, gegen die die Neue Frauenbewegung antrat: die Weiblichkeitsideologie, die für jede Frau die Mutterschaft vorsah und ihr gesellschaftlich kaum andere Lebensalternativen eröffnete sowie die alleinige Zuständigkeit der Frauen für die Reproduktionsarbeiten.

Den Autorinnen geht es darum, den Mütteralltag zu verbessern. Sie sprechen für Frauen, die gerne Mütter sind, allerdings das Schöne daran nicht erleben können, weil die Bedingungen so schlecht sind. Aus den Beiträgen geht hervor, daß alle Autorinnen ihre Mutterpflichten ohne männliche Unterstützung erledigten. Entweder sind/waren sie alleinerziehend oder sie leb(ten) in Partnerschaften mit herkömmlicher geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Eine Gesellschaftsutopie, in der die Interessen der Mütter zufriedenstellend berücksichtigt wären, wird leider nicht entworfen, statt dessen wird gegen die »Forderung nach einer paritätischen Aufteilung aller Lebensbereiche zwischen Männern und Frauen« (Erler, 52) mit Vokabeln wie »Partnerschaftlichkeitswahn« (Potthast), »Fata Morgana der Partnerschaft« (Jaeckel) polemisiert. Die Begründungen sind sowohl resignativ als auch widerständig: 1. Alle bisherigen Untersuchungen zum »neuen Mann« hätten belegt, daß es noch lange dauern wird, bevor partnerschaftliche Modelle zur herrschenden Geschlechterkultur werden. Hilfe sei aber sofort erforderlich (Erler). 2. Das Zurückverweisen der Frauen an ihre Männer falle hinter grundlegende Frauenbewegungsziele wie Autonomie, Frauensolidarität, Frauenkultur und -räume zurück (Jaeckel). 3. Eine solche Position folge der herrschenden Ideologie, indem sie selbst die Mütterarbeit geringschätze und sie aus diesem Grund auf die Männer abwälzen wolle.

Immer wieder fragte ich mich, wieso feministische Forderungen in der Mütterbewegung so aufgegriffen werden, daß beide Bewegungen sich blockieren oder gar bekämpfen. Daß Zentren für Mütter gegründet werden, muß nicht im Gegensatz zur Frauenemanzipation stehen. Und im Versuch der Befreiung der Frau liegen doch nicht die Ursachen für die nichtgesellschaftliche Regelung der Produktion des Lebens mit all den Nachteilen für die Frauen, die diese Arbeit leisten. Im Gegenteil, gingen von hier die Forderungen nach Aufwertung, Bezahlung, Neuorganisierung

aus. Voraussetzung dafür ist und bleibt die Veränderung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in allen Bereichen. Die hier versammelten Autorinnen denken die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht als auch gesellschaftliche Struktur, sondern ausschließlich als Verhältnis einzelner Personen, und so wird die Forderung nach Beteiligung der Väter an der Kinderbetreuung als neue Abhängigkeit zwischen Frau X und Herrn Y aufgefaßt. Dagegen wird die bessere Lebbarkeit des Privatverhältnisses von Mutter und Kind gefordert.

Sofortige Lösungen für die Kinderfrage sind tatsächlich schwer zu finden. Insofern sind Mütterzentren zur gegenseitigen Unterstützung und Bestärkung sehr wichtig. Sie können die grundlegende Neuverteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit jedoch nicht ersetzen. Die Verbesserung des Mütterlebens, die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Arbeit, findet doch gerade in der privaten Form, in der sie geleistet wird, ihre Grenze. So bleiben die Mutterzentrums-Erfahrungen auf eine Nische beschränkt. Und auch die Diskriminierung von Frauen – als tatsächliche oder potentielle Mütter – im Erwerbsleben läßt sich so nicht abschaffen. Wie aussichtslos es gegenwärtig ist, einen *qualifizierten* Arbeitsplatz in Teilzeit zu finden, der die Verbindung von Kind und Beruf ermöglicht, beschreibt Lüllwitz.

Stoehr zeigt in ihrem Beitrag die Bedeutung der Mütterfrage in der Politik der Ersten Frauenbewegung von 1900 bis 1933 auf und vergleicht sie mit der aktuellen Mütterpolitik. Während in der Vergangenheit das Konzept der »geistigen Mütterlichkeit« (75) das Dach bildete, unter dem sich alle Frauen zusammenfinden konnten, organisieren sich Mütter heute in einer neuen eigenen Bewegung. Stoehr sieht hierin den Vorteil, daß keine Pseudo-Einheit für alle Frauen behauptet werde und Mütter so vielleicht eher zur Vertretung ihrer eigenen Interessen zu gewinnen seien. Sie bedenkt nicht, daß auch Mütter keine einheitliche Gruppe sind. In der Art und Weise, wie der Mütterbewegung in diesem Buch Stimme verschafft wird, werden manchmal die Frauen vergessen, die zwar Kinder haben, jedoch nicht allein im Muttersein aufgehen wollen.

Sünne Andresen (Berlin)

Katz Rothmann, Barbara: Schwangerschaft auf Abruf. Vorgeburtliche Diagnose und die Zukunft der Mutterschaft. Metropolis-Verlag, Marburg 1989 (278 S., br., 29,80 DM)

Die New Yorker Soziologie-Professorin will einen Beitrag zur Diskussion um Reproduktionstechnologien leisten. Dabei geht es ihr hauptsächlich um die Auswirkungen der Pränataldiagnose (vorgeburtliche Fötusuntersuchung) auf betroffene Frauen.

Sie interviewte rund 120 Schwangere, von denen sich die eine Hälfte für und die andere gegen Amniozentese (Fruchtwasseruntersuchung) ausgesprochen hatte. Amniozentese wird von der Autorin als Teil der Reproduktionstechnologien bestimmt. Sie diene der Selektion »defekter«, d.h. behinderter Föten. Frauen erlangten damit die Möglichkeit, über die Qualität ihrer »Produkte der Empfängnis« zu bestimmen, statt ihre Kinder zu akzeptieren, wie sie sind.

Wie gehen die einzelnen Frauen mit dieser Möglichkeit um? Fast alle Befragten gerieten in Konflikte: erstens, ob sie die Fruchtwasseruntersuchung vornehmen lassen sollen, und zweitens, wie sie sich zu dem möglichen Ergebnis verhalten sollen, daß ihr Fötus Defekte aufweist. Dabei wäre für die wenigsten Frauen eine Abtreibung die einfachste Lösung.

Generell zieht Katz Rothman den Schluß, daß sich mit der Amniozentese die Einstellungen besonders der Ärzte, aber auch der Frauen dahingehend verändern, daß eine Schwangerschaft zu einer »Schwangerschaft auf Abruf« wird, bei der die

Abtreibung von Anfang an mitgedacht wird. Dies steht allerdings im Widerspruch zu den Aussagen einiger Frauen, in denen deutlich wird, daß die Schwangeren gefühlsmäßige Bindungen zu ihren Föten eingehen und Trauer empfinden bei der Vorstellung, daß sie abtreiben müßten oder es sogar tun: »Es tut weh, daß ich sie nie im Arm halten konnte.« (204) Oder: »Wir werden ihre Asche im Frühling in den Wind streuen oder beerdigen, vielleicht auch einen Baum pflanzen. Es ist noch zu früh, um mich ganz von ihr zu trennen.« (Ebd.)

Die Autorin sieht die positiven Aspekte der neuen Technologie darin, daß sie ermögliche, »Zufall und Risiko« in der Reproduktion zu begrenzen und zu kontrollieren. Doch liege genau hierin auch die Gefahr, daß das Ziel der Kontrolle der »perfekte« Mensch sein könnte. Letztendlich läuft ihre Argumentation auf den moralischen Grundsatz hinaus, daß Menschenleben nicht kommerzialisiert werden, nicht bestimmten »Qualitätsmaßstäben« unterworfen werden dürfen.

Einerseits scheint Katz Rothman der Überzeugung zu sein, daß Schwangerschaft und Mutterschaft durch die Gerätemedizin wie Ultraschall und Amniozentese an »Natürlichkeit« verloren haben. Andererseits verweist sie unkritisch auf die Möglichkeiten der Samenspende oder Leihmutterschaft für erkrankte Paare, ohne darauf einzugehen, daß diese Formen der Fortpflanzung einen noch viel größeren Eingriff des Menschen in die biologische Reproduktion darstellen.

Obwohl Katz Rothman von den Erfahrungen der Frauen ausgeht, ist ihr Standpunkt nicht feministisch. Vielmehr unterstützt ihr Buch die (patriarchale) Mystifizierung von Mutterschaft, die das zentrale Ereignis im Leben einer Frau sei. »Eltern zu sein verlangt unsere totale Hingabe.« (14) Eltern anstelle von Mutter zu setzen, verschleiert aber die Tatsache, daß es auf Grund der geschlechtlichen Arbeitsteilung die Frauen sind, die die Hauptverantwortung für die Kinder tragen und Einbußen im Beruf hinnehmen müssen, weil z.B. Kindertagesplätze fehlen.

Katz Rothman gelangt zu einem unentschiedenen »sowohl-als-auch«-Ansatz, der die Frage, ob behinderte Kinder abgetrieben werden sollen oder nicht, individualisiert. Ihr Versuch, das Thema darüber hinaus historisch, gesellschaftlich und moralisch einzukreisen, führt zu einer Verwischung der Ebenen, weil ihr Strukturkategorien fehlen. Das erzeugt eine komplexartige Aufbereitung, die von Wiederholungen und bloßen Behauptungen gekennzeichnet ist. Somit bleibt die Leserin zurück mit dem Eindruck, daß an (schwängere) Frauen die verschiedensten Erwartungen gestellt werden, die scheinbar alle ihre Berechtigung haben und nur individuell abgewogen werden können.

Gaby Brüßow (Marburg)

Geschichte

Wood, Ellen Meiksins: Peasant, Citizen & Slave. The Foundations of Athenian Democracy. Verso-Verlag, London, New York 1989 (210 S., br., 9,95 £)

Die Autorin, Dozentin an der York-University in Toronto und Redaktionsmitglied des *New Left Review*, ist seit ihrer Kritik an dem neuen »wahren Sozialismus« in »The Retreat from Class« (vgl. *Argument*, Rezensionen-Beiheft 1987) im englischsprachigen Raum keine Unbekannte mehr. Auch in ihrem neuen Buch geht es Wood um Klassentheorien – allerdings in einem etwas anderen Kontext. Zur Debatte stehen alte und neue Forschungsprogramme innerhalb der marxistischen Klassenanalyse. Warum »neu« und »alt« zugleich? »Alt« zunächst insofern, weil Wood in einer Tradition des englischen Marxismus und einer Auffassung von Klassenkampf steht, die sich schon immer mehr für historische Ereignisse und Strukturen interessierte, als

beispielsweise für eine Sozial- und Geschichtsphilosophie, wie sie etwa in der Bundesrepublik von der Kritischen Theorie betrieben worden ist. Die Namen von Edward P. Thompson und Perry Anderson seien trotz der voneinander abweichenden Positionen hier gemeinsam für diese Richtung stellvertretend genannt. Schwerpunkt ihrer Kritik war immer, daß so etwas wie eine die geschichtliche Realität fast erschlagende Konzeption marxistischer Begrifflichkeiten existiere. Gegen eine solche Überdeterminierung von seiten der Theorie wird von den Kritikern der Kern der Methode des Historischen Materialismus betont: Die zentralen Marxschen Begriffe wie »Klassenkampf« und »Ausbeutung« müssen sich gleichsam am konkreten historischen Material reiben und ihre Aussagekraft immer wieder neu unter Beweis stellen.

»Neu« ist der Ansatz insofern, weil er sich auf eine Diskussion bezieht, die unter dem Namen »Brenner-Debatte« bekannt geworden ist. In dieser Debatte geht es im Kern um Schwierigkeiten bei der Anwendung der Marxschen Theorie auf konkrete gesellschaftliche Verhältnisse, die vorkapitalistisch und zumeist agrarisch geprägt sind. Diskutiert wird die Frage: Ist es nicht gleichsam ein »Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit« (A. Kluge), wenn die Methode der Kritik der politischen Ökonomie auf vorkapitalistische Gesellschaften einfach ausgedehnt wird? Und führt diese Art der Analyse nicht dazu, einen quasi automatischen, ja teleologischen Verlauf der Geschichte anzunehmen, der dann zwangsläufig in der kapitalistischen Gegenwart endet?

Diese kritischen Anfragen finden sich in der einen oder anderen Form auch in Woods neuem Buch wieder. So geht es der Autorin im ersten Teil ihrer Arbeit sowohl um die Abgrenzung von bekannten marxistischen als auch von konservativen Positionen. Dies geschieht nicht durch vordergründige Ideologiekritik. Zunächst versucht die Autorin sogar, diese Positionen ernstzunehmen, ja im Zweifelsfall noch argumentativ zuzuspitzen und stark zu machen. Um so radikaler fällt allerdings hinterher die Kritik aus. Deutlich wird herausgestellt, wie sich im Prinzip konservative und linke Argumentationsmuster gleichen, wenn sie die genaue empirische Analyse vernachlässigen. Im Fall der griechischen Polis sieht es dann so aus, daß innerhalb der marxistischen Theorie die politische Klasse nur deshalb existiert, weil sie durch Sklavenarbeit von notwendiger Arbeit befreit ist; die Konservativen begreifen diesen Umstand gleichsam als Naturgesetz und folgern, daß der »Mob« eben keine demokratischen Rechte ausüben dürfe.

In den beiden folgenden Teilen des Buches versucht Wood nun ausführlich zu zeigen, daß linke und konservative Argumentationen dieser Art auf falschen empirischen Analysen beruhen. Das diskutierte empirische Material mache vielmehr deutlich, daß es einen engen Zusammenhang zwischen kleinen agrarischen Produzenten und der Polis-Bürgerschaft gegeben habe. Es sei dieser besonderen historischen Konstellation zu verdanken – und hier spielt die Autorin auf die Brenner-Debatte an –, die den materiellen und ideellen Reichtum der athenischen Polis begünstigt habe. Anders als in anderen vorkapitalistisch-agrarischen Gesellschaften sei es in Athen so gewesen, daß die Bürgerschaft – eben mehrheitlich Bauern-Bürger – der Aneignung des produzierten Surplus durch den Staat enge Grenzen gesetzt habe.

Im letzten Teil ihrer Studie kommt Wood zu allgemeinen Schlußfolgerungen, die sich aus der Beschäftigung mit vorkapitalistisch-agrarischen Gesellschaften und hier insbesondere mit der Polis ergeben. Wood kritisiert an Marx und an der marxistischen Theoriebildung im allgemeinen, daß sie der Frage der Bauern in vorkapitalistischen Verhältnissen zu wenig Beachtung geschenkt hätten. Die kleinen agrarischen Produzenten seien häufig als zurückgebliebene, konservative Klasse

begriffen worden. Gegen eine solche Auffassung argumentiert die Autorin, daß es gerade die Ideale der Autonomie, des Selbst-Erwirtschaftens frei von Abhängigkeit, gewesen seien, die u.a. so zentral für die athenische Kultur waren, und die letztlich auf die spezifische Erfahrung des kleinen agrarischen Produzenten, den Bauern-Bürger zurückgehen. Auch diejenigen, die kein spezielles Interesse an der Geschichte der athenischen Demokratie haben, sollten diese Studie zur Hand nehmen, denn hier wird eine Berufung auf Marx deutlich, die nicht buchstabengetreu alte Wahrheiten rezipiert, sondern dazu einlädt, sich eigene Gedanken zu machen und eigene historisch-empirische Forschung zu betreiben. Andreas Hess (Essen)

Brakelmann, Günter, und Martin Rosowski (Hrsg.): Antisemitismus. Von religiöser Judenfeindschaft zur Rassenideologie. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1989 (203 S., br., 21,80 DM)

Nicht erst im Dritten Reich, sondern bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und vor allem in der Weimarer Republik wurde der Antisemitismus als Mittel der Tagespolitik verwandt. Dies wird heute vielfach übersehen. Die Untersuchung der religiös-konfessionellen, der politisch-gesellschaftlichen und der ökonomisch-sozialen »Voraussetzungen für die Entstehung, Entwicklung und für die Auswirkungen des modernen Antisemitismus« ist daher zweifelsohne eine notwendige Aufgabe, um »einer isolierten Konzentration auf die nationalsozialistische Judenpolitik entgegenzuarbeiten«, wie die beiden Herausgeber, Günter Brakelmann und Martin Rosowski, zu Recht betonen. Der informative Sammelband enthält neun Beiträge, wobei sich jeweils drei mit den Wünschen, den Formen und schließlich mit den Funktionen des Antisemitismus beschäftigen. Die einzelnen Beiträge sind aus einem Vortragszyklus hervorgegangen, der anlässlich einer Ausstellung des »Vereins zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets« im Herbst 1988 veranstaltet wurde.

Möglichen Anknüpfungspunkten in der hebräischen Bibel für antisemitische Argumente geht Dieter Vetter in seinem Beitrag »Hebräische Bibel – antisemitischer Mißbrauch« nach. Deutlich wird herausgearbeitet, daß die traditionelle Judenfeindschaft und damit verbunden der Mißbrauch der hebräischen Bibel »viele Christen für die NS-Propaganda aufnahmebereit gemacht« (23) hat. In seinem wichtigen Aufsatz »Protestantischer Antisemitismus in Wilhelminischer Zeit. Das Beispiel des Hofpredigers Adolf Stoecker« zeigt Martin Greschat auf, daß Stoeckers Antisemitismus das »exakte Gegenbild zu der von ihm ersehnten und erstrebten nationalen und christlichen Gesellschaft« war (30). Im modernen Judentum sah er die Kräfte versammelt, die diese erstrebte Gesellschaft bedrohten und für die ökonomischen, politischen und kulturellen Krisen des zweiten deutschen Kaiserreichs verantwortlich waren, wie »der wirtschaftliche Liberalismus und Kapitalismus; der Geist des auf politische Emanzipation drängenden Linksliberalismus; schließlich die revolutionäre Sozialdemokratie« (30). Dabei orientierte Stoecker sich weitgehend an vorindustriellen Wertmustern, d.h. sein Antisemitismus war Ausdruck eines antimodernistischen Kampfes gegen den Liberalismus, den Kapitalismus, den Sozialismus und nicht zuletzt auch gegen die Säkularisierung. Bei ihm ist der alte Antijudaismus mit einem modernen Antisemitismus verbunden, wobei auch eine gewisse Offenheit für den Rassenantisemitismus vorhanden ist. In ihrem Beitrag »Protestantische Universitätstheologie und Rassenideologie in der Zeit des Nationalsozialismus« untersucht Leonore Siegele-Wenschkewitz Gerhard Kittels Vortrag »Die Entstehung des Judentums und die Entstehung der Judenfrage« von 1936. Die Autorin arbeitet überzeugend heraus, daß Kittel, Professor für Neues Testament in Tübingen

und seit 1933 einer der akademischen Wortführer der Deutschen Christen, den Nationalsozialisten gewichtige Argumentationshilfen für ihren Kampf gegen das Judentum geliefert hat. Den Reaktionen der Arbeiterbewegung auf den Antisemitismus geht Rosemarie Leuschen-Seppel nach. Für die Sozialdemokraten war der Antisemitismus »eine Krisenideologie der bürgerlichen Gesellschaft« (86). Daher kritisierten sie in den 1880er Jahren vor allem den von Stoecker vertretenen Antisemitismus scharf. Auch nach der Jahrhundertwende ist diese ablehnende Haltung gegenüber dem Antisemitismus von der SPD weiter vertreten worden. Zentrales Gewicht in dem Sammelband kommt den beiden Beiträgen von Günter van Norden »Die evangelische Kirche und die Juden im Dritten Reich« und Konrad Reppen »1938 – Judenpogrom und katholischer Kirchenkampf« zu, in denen der Umgang der beiden großen Kirchen mit dem Phänomen des Antisemitismus dargestellt wird. Für van Norden war die evangelische Volkskirche, »die sich den Herausforderungen der Bekennenden Kirche nach 1935 immer deutlicher entzog, ... kein Störfaktor im Getriebe des 3. Reiches« (105f.). Dies gilt auch für den nationalsozialistischen Rassenantisemitismus. Den Grund für das fehlende Eintreten für das Judentum sieht der Verfasser in den traditionellen christlich-antijudaistischen Vorurteilen begründet, die zu einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der jüdischen Bevölkerung geführt haben. Nach Reppen war für die katholische Kirche der Kampf gegen die Rassenideologie der zentrale Punkt ihres Widerstandes gegen das NS-Regime. Innerhalb der Kirche hat dieser Kampf zu einer Immunisierung gegenüber der Rassenideologie, allerdings nicht zu einer von weiten Kreisen getragenen Verurteilung der Taten des 9. Novembers 1938 geführt.

Der »Funktion des Antisemitismus in der Weimarer Republik« geht Werner Jochmann in seinem Beitrag nach, während Hans Mommsen am Beispiel des Novemberpogroms die »Funktion des Antisemitismus im Dritten Reich« untersucht. Der letzte Beitrag des Bandes, der von Rita Thalmann stammt, behandelt schließlich die Ereignisse des 9. Novembers 1938.

Dirk Fleischer (Reken)

Soziale Bewegungen und Politik

Bergmann, Theodor, und Gert Schäfer (Hrsg.): »Liebling der Partei«. Nikolai Bucharin – Theoretiker des Sozialismus. VSA-Verlag, Hamburg 1989 (430 S., br., 44,- DM)

Bucharin, 1888 geboren, von Lenin als »Liebling der Partei« apostrophiert, nach dessen Tod bis 1928/29 einer der mächtigsten Männer in der Sowjetunion, 1938 im 3. Moskauer Prozeß verurteilt und hingerichtet, 1988 rehabilitiert und posthum wieder in die Partei aufgenommen, ist neben Trotzki der in seiner Zeit wichtigste Vertreter eines zum Stalinismus alternativen Entwicklungsmodells für die UdSSR. Seine Bedeutung als Theoretiker des Sozialismus war Thema eines Internationalen Bucharin-Symposiums in Wuppertal (1988); von den Beiträgen zu diesem Symposium sind im vorliegenden Band rund dreißig abgedruckt. Das Spektrum der Meinungen ist äußerst breit: Trotzlisten sind ebenso vertreten wie Anhänger der Perestrojka, Verfechter eines Reformkommunismus in Osteuropa oder China wie Vertreter des »westlichen Marxismus«.

Angesichts der Lebensgeschichte Bucharins ist es nur logisch, daß eine Fragestellung den impliziten oder expliziten Hintergrund nahezu aller Einzelbeiträge abgibt: Was wäre geschehen, wenn sich in dem Machtkampf von 1928/29 nicht Stalin, sondern Bucharin durchgesetzt hätte? Klar scheint zu sein: Die NÖP wäre

noch für eine lange Zeit fortgesetzt worden, die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft hätte nicht stattgefunden und die Industrialisierung wäre nicht in dem Maß beschleunigt worden wie unter Stalin. Danach beginnen schon die Fragezeichen.

Hätte Bucharins Konzept der schrittweisen und freiwilligen Transformation der Landwirtschaft durch genossenschaftliche Organisation eine Chance gehabt? Bucharin geht davon aus, daß die Kleinbauern in der Konkurrenz mit den Kulaken über Absatzgenossenschaften dazu motiviert werden könnten, auch Produktionsgenossenschaften zu gründen. Stephan Merl (272) weist demgegenüber darauf hin, daß es keine historischen Beispiele für einen solchen Übergang von der Absatz- zur Produktionsgenossenschaft gebe. Bucharin hätte darauf wohl geantwortet, daß die Natur der Genossenschaften von der Natur der dominanten Produktionsverhältnisse abhängt, und daß Beispiele aus kapitalistischen Ländern deshalb nichts über die Entwicklungsmöglichkeiten des Genossenschaftswesens in der UdSSR aussagen würden (vgl. Yu Dazhang, 259f.). Vielleicht ist dem so, aber der Beweis für die Gangbarkeit des Bucharinschen Weges steht trotzdem noch aus.

Was das Tempo der Industrialisierung angeht, so kann man annehmen, daß Bucharin eine etwas realistischere Politik betrieben hätte als Stalin. Aber sein Konzept der »ausgewogenen« oder »gleichgewichtigen« Entwicklung von Industrie und Landwirtschaft bleibt doch ziemlich vage – wie sein »Gleichgewichts«-Begriff überhaupt, der nach einigen Autoren (Shkarenkow, Kosta, Kühne, Schmid u.a.) im Zentrum seines theoretischen Denkens steht, aber leider kaum kritisch analysiert wird. Gegenstand der Spekulation bleibt in jedem Fall, wie stark der von der Basis der Partei und der von der internationalen Rivalität ausgehende Druck auf beschleunigte Industrialisierung unter einem siegreichen Bucharin gewesen wäre.

Nicht gerade umwerfend alternativ erscheinen mir die in dem Band darüber hinaus noch vorgetragenen Grundkonzeptionen Bucharins. Sein System-Begriff nimmt für Selucky wie für Schmid Kybernetik, moderne Systemtheorie und Strukturalismus vorweg. Ob eine systemtheoretische Betrachtungsweise notwendigerweise progressiver ist als eine klassenkampftheoretische, ob sie gar mit dem Stalinschen Entwicklungsmodell unvereinbar gewesen wäre, ist aber sehr die Frage. Seine Bürokratie-Kritik und das in ihr implizierte Räte-Modell – die er bezeichnenderweise in den Jahren 1923-1928, als er selbst im Zentrum der Macht stand, aussetzte (Mandel 316f.) – sind zwar sympathisch und sicher auch ehrlich; die systemischen Zwänge, die zur Bürokratisierung führen, analysiert er aber nur unzureichend.

Gerhard Hauck (Landau)

Nach Revolution und Bürgerkrieg entstand zu Beginn der zwanziger Jahre eine Situation, vor der Trotzki immer gewarnt hatte: Rußland blieb mit dem bolschewistischen Experiment isoliert und von einem Gürtel feindlicher Staaten umgeben. Das durch Bürgerkrieg und ausländische Intervention zerrüttete Riesensland mußte ohne fremde Hilfe eine neue Gesellschaft aufbauen. Bei der Organisation des Aufbaus wurde die Staats- und Parteibürokratie immer wichtiger. Sie zeigte nicht nur Charakteristika jenes »Leviathan-Staates«, die Bucharin in der Kriegswirtschaft kapitalistischer Staaten im Ersten Weltkrieg beobachtet hatte, worauf verschiedene Beiträge verweisen (vgl. Moshe Lewin, 307; Su Shaozi, 335f.; Karl Kühne, 204). Sie ersetzte vielmehr allmählich die Sowjets als Interessenvertreter des Volkes und brachte damit Lenins politische Konzeption zu Fall. Bucharin entging bis zum Ende der zwanziger Jahre diese unheilvolle Entwicklung, in deren Verlauf die Angehörigen der Bürokratschicht ihre Sonderinteressen auch gegen den Willen des Volkes durchsetzten

und schließlich ein Netzwerk von Sonderregelungen und Privilegien zur Sicherung ihrer Herrschaft schufen: das Nomenklatura-System. Die Gründe für Bucharins zu späte Einsicht in diesen Verlauf der Geschichte sieht Pierre Broué in Bucharins Loyalität zur monolithischen Partei (49ff.). Andere Autoren, wie Alexander M. Vacic (147ff.) und Silvio Pons (325ff.), verweisen auf die von Bucharin als unüberbrückbar angesehenen Differenzen mit der Linken Opposition um Trotzki in der Agrarfrage. Theodor Bergmann hebt hervor, daß die führenden revolutionären Marxisten zwar ein klares und situationsgerechtes Verständnis der Agrarfrage vor der Revolution besaßen und daher die Unterstützung der Klein- und Mittelbauern gewinnen konnten; sie verfügten jedoch über kein genaues Konzept von der Agrarpolitik nach der Revolution. Dieses allgemeine Problem verdeutlicht Bergmann durch einen Vergleich der Konzepte von Bucharin, Liu Shaoqi und Edvard Kardelj (278ff.).

Um den industriellen Aufbau zu beschleunigen, erzwangen Stalins Wirtschaftsplaner die Organisierung der Bauern in Produktionsgenossenschaften. Dies schuf nicht nur eine unüberbrückbare Kluft zwischen Regime und Bauernschaft (vgl. Nathan Steinberger, 241ff.; Alessandro Stanziani 244ff.; Yu Dazhang, 254ff.; Theodor Bergmann, bes. 83), sondern führte auch zum vollständigen Abbruch der als Neue Ökonomische Politik bezeichneten Strategie einer systematischen, plan- und marktwirtschaftliche Elemente verbindenden Wirtschaftsentwicklung.

Die NÖP wird daher in einer Vielzahl der im Band vorgestellten Beiträge thematisiert. Juri A. Poljakow hebt hervor, daß »die NÖP ... von der Partei gebilligt ..., aber nur als Atempause oder vorübergehender Rückzug angesehen« und entsprechend kurzatmig vorbereitet wurde (44). Andere Beiträge verweisen dagegen auf die langfristigen Inhalte, die Bucharin mit Begriff und Strategie der NÖP verband (vgl. u.a. Marjan Britovšek, 61; Kenneth R. Tarbuck, 180ff.). Die Bestimmung eines korrekten Kurses der Wirtschaftspolitik, die nach Bucharin den Vorrang vor voluntaristischen politischen Entscheidungen haben sollte, brachte Bucharin schließlich auf die Seite von Stalins Gegnern, worauf Ernest Mandel (314ff.) verweist.

Bucharin als geistiger Erbe Lenins? Vor allem die sowjetischen Beiträge betonen dies immer wieder. Hingegen interpretiert der Kanadier Radoslav Selucki das Leninische Modell von Staat und Partei polemisch als »bürokratisches Monster«, das »mit Auswahl statt demokratischer Wahl der Parteifunktionäre, mit dem Fraktionsverbot 1921, mit dem Fehlen jeder Gewaltentrennung und aller Kontrollen und Gegengewichte« jede demokratische Entwicklung von vornherein ausschloß (177). »Diese Organisationsprinzipien waren gut für ihn [Lenin; Anm.d.Rez.], als seine Partei um die Macht kämpfte. Aber einmal an der Macht, wurde das System dysfunktional vom Standpunkt der erklärten ideologischen Ideale und Werte.« (177f.) Sind diese Überlegungen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, so erscheint Seluckis summarische Feststellung, wonach Bucharin »eine erregende Alternative zu Stalinismus und Trotzkiismus [!; Anm.d.Rez.] formulierte« (179), doch etwas kurzschlüssig.

Divergenzen gab es auf der Tagung auch hinsichtlich der Beurteilung Bucharins in der Komintern, an deren Spitze er von 1926 bis 1928 stand. Es war die Zeit, an deren Ende die Wendung der Komintern ins Ultrasektierertum stand und die internationale Arbeiterbewegung die strategische Initiative gegenüber der Bourgeoisie verlor. Keine Meinungsverschiedenheiten gab es bezüglich der mitentscheidenden Rolle Bucharins beim Zustandekommen einer Politik der sogenannten »Dritten Periode« revolutionärer Kriege und von Revolutionen in der Komintern. Doch an der damit zusammenhängenden Frage der Stalinisierung der Organisation scheiden sich – was die Rolle Bucharins betrifft – die Meinungen: Während Bernhard H. Bayerlein die

Auffassung vertritt, daß Bucharin »in zentralen politischen Fragen, Einheitsfront, Opposition, auch der innerparteilichen Demokratie ... in entscheidenden Phasen der innerparteilichen Auseinandersetzung keine prinzipiell von der Stalins verschiedene Auffassung« vertrat (95), betont Alexander J. Watlin, daß Bucharins »Blick auf den Kapitalismus als integriertes Weltsystem« ihm die Möglichkeit eröffnet habe, eine »breitere Analyse der Situation« vorzunehmen (73). Die »Linkswende« in der Komintern, die Bucharin mit veranlaßt habe, ohne sich über ihre Folgen voll im klaren zu sein, sei durch Stalin dann vollzogen worden, als er sich Bucharins entledigen wollte. Gerade bei den Diskussionen um die Komintern wird der Mangel an eindeutig verifizierbaren Quellen für den Forscher schmerzlich sichtbar. Ein kooperativer Meinungsstreit von Sozialwissenschaftlern aller Disziplinen, die mit der Geschichte und den Folgen des Stalinismus befaßt sind, dürfte auch in Zukunft unverzichtbar sein. Der Sammelband bietet dafür ein nachahmenswertes Beispiel.

Mario Keßler (Berlin)

Just, Gustav: Zeuge in eigener Sache. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt/M. 1990 (222 S., kt., 28,- DM)

Als Zeuge in eigener Sache schildert der ehemalige stellvertretende Chefredakteur des *Sonntag* den Versuch, gegen die herrschende Parteilinie für einen humanistisch-libertären Sozialismus zu werben. Er dokumentiert das vergebliche und letztlich naive Engagement einer kleinen Anzahl von SED-Intellektuellen um Wolfgang Harich und Walter Janka, die nach dem 20. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 glaubten, die Enthüllungen Nikita Chruschtschows leiteten eine Neuorientierung auch innerhalb der SED ein. Bestärkt fühlten sie sich durch die relativ offenen Diskussionen in Polen, der CSSR und Ungarn. Insbesondere der neue polnische KP-Generalsekretär Gomulka war für sie die Inkarnation einer personellen und inhaltlichen Erneuerung, die viele Intellektuelle ebenfalls für die DDR forderten. Gerade weil der »Neue Kurs« durch die Juni-Ereignisse 1953 abrupt gestoppt wurde und innenpolitisch eine restaurative Wendung zur Folge hatte, entstand ein Meinungs-vakuum, das für die Partei gefährlich werden konnte.

Mit der scheinbaren Rückendeckung des damaligen Kulturministers Johannes R. Becher und der Sympathie von Ernst Bloch, Bert Brecht, Anna Seghers und anderen prominenten Schriftstellern, Kulturschaffenden und Wissenschaftlern versuchten Janka, als Leiter des Aufbau-Verlages in einflußreicher Position, Harich, neben Bloch einer der Herausgeber der renommierten *Deutschen Zeitschrift für Philosophie*, und Just, kritischen Autoren Raum für neues Denken zu geben, was sie schließlich in Konflikt mit der Partei-Orthodoxie bringen sollte. Autoren wie Stefan Hermlin, Günter Kunert, Gerhard Zwernoz und viele andere begannen in ihren Essays und Gedichten, Gedanken aus einer ganz anderen Welt als der der offiziellen Ideologie zu formulieren. Ausgerechnet die »Ungarischen Ereignisse« sollten jedoch jenen Beharrungskräften in der SED Auftrieb geben, denen die gesamte Entstalinisierung zuwider war. Die Niederschlagung des ungarischen Volksaufstandes durch sowjetische Panzer im Oktober 1956 nutzten die Hardliner in der SED-Führung zur De-legitimierung und Repression der kritischen Intellektuellen. Nicht die Verbrechen des stalinistischen Rakosi-Regimes, sondern die wilde negative Kritik der Intellektuellen des Petöfi Kreises (203) habe die Krise in Ungarn hervorgerufen. Demnach konnten abweichende Meinungen von der Parteilinie nicht mehr geduldet werden. Just schildert akzentuiert diesen Prozeß am Beispiel des *Sonntag*. »Ihr habt die falsche Linie! (...) Ihr habt noch nicht begriffen, daß der Neue Kurs zu Ende ist«, belehrte ihn Ulbricht während eines Empfangs. Die Konsequenz: Auf Anweisung

von Becher wurde Klaus Gysi, der Vater des jetzigen PDS-Vorsitzenden, als »Berater«, sprich Zensor, dem *Sonntag* zugeteilt. Gysis »Beraterfunktion« bestand darin, jede Seite des Blattes zu kontrollieren – wenn auch, nach Justs Aussage, widerstrebend.

Der anschließende Versuch, die Kritik in die Partei zu tragen, scheiterte ebenfalls. Anschaulich beschreibt Just die naive Hoffnung mit der Formulierung eines »anderen« Sozialismus, der sich im wesentlichen auf eine Demokratisierung und Pluralisierung der Gesellschaft konzentrieren würde, Gehör zu finden. Nach Gesprächen W. Harichs mit Ulbricht und dem damaligen sowjetischen Botschafter, Puschkin, hätten Just und seine Freunde erkennen müssen, daß es keine Chance für eine »Wende« gab, deren Erfolg die Geschichte der DDR sicherlich anders geprägt hätte, worauf Just mit Bedauern hinweist. So ist es keine Überraschung, daß Just die Verhaftung Harichs »und später Jankas für ein »Versehen« hielt, einen »Übergriff ewig Gestriger, die die Zeichen der Zeit (!) nicht verstanden hatten«. »Wahrheitsgemäß« wollte er im Harich-Prozeß am 7.3.1957 als Zeuge aussagen. Einen Tag später wurde er noch im Gerichtssaal verhaftet (152). Vier Jahre Zuchthaus lautete das Urteil im Prozeß gegen Just, Janka »und andere« – verurteilt nicht nach dem Strafgesetzbuch, sondern »auf Grund eines Verfassungsartikels [Art.6; J.B.], der Mord-, Kriegs-, Rassen- und Boykotttete verbietet« (167).

»Zeuge in eigener Sache« ist ein lakonisches Buch. Eine Abrechnung mit Opportunismus von Genossinnen und Genossen (Anna Seghers, Helene Weigel u.a. saßen schweigend im Gerichtssaal, Johannes R. Becher beugte sich der Parteiraison), mit der Willkürherrschaft eines erstarrten Regimes und der eigenen Naivität.

Dennoch ist sich Just treu geblieben. Die Hoffnung auf einen neuen, besseren Sozialismus hat er nicht aufgegeben. Jens Becker (Dietzenbach)

Bermbach, Udo, Bernhard Blanke und Carl Böhret (Hrsg.): Spaltungen der Gesellschaft und die Zukunft des Sozialstaates. Leske + Budrich, Opladen 1990 (279 S., br., 33,- DM)

Der Band enthält Beiträge eines Symposiums, das im November 1988 aus Anlaß des 60. Geburtstages von Hans-Hermann Hartwich stattfand. Hartwichs Studie »Sozialstaatspostulat und gesellschaftlicher status quo« (erschieden 1970) bildete den Scheitelpunkt einer wissenschaftlichen Diskussion um eine normativ begründete Definition des Sozialstaats. *M. Th. Greven* (25-38) argumentiert, daß diese Diskussion um Sozialstaatsprinzipien, die mit einem »gesamtgesellschaftlichen, ordnungspolitischen, aktiven Gestaltungswillen« (26) verknüpft war, seit den siebziger Jahren durch eine vor allem empirisch und vergleichend gewendete »policy analysis« ersetzt wurde. In der neuen Forschungsperspektive gehe es um die Analyse »der prozessuralen und institutionellen Bedingungsfaktoren, mit denen die im synchronen wie diachronen Vergleich zu beobachtende Varianz sozialpolitischer Versorgungsleistungen erklärt werden sollte« (27). Ein Beispiel für eine derartige Untersuchung ist *M.G. Schmidts* Beitrag (113-32). Schmidt kommt zu dem Ergebnis, daß die Sozialleistungsquote (»öffentliche Sozialausgaben in Prozent des Bruttoinlandsproduktes«) in 39 Ländern zu 74 Prozent (!) durch sozioökonomische Faktoren erklärt werden kann: »Die Sozialleistungsquote im Jahre 1980 ist um so höher, je höher die Vorperiode – 1960 – war, je stärker die Wirtschaft in den 20 Jahren zwischen 1960 und 1980 wuchs, und je höher die Arbeitnehmerquote ist« (119). Die restlichen 26 Prozent lassen sich über politische »Schlüssel-Variablen« wie »Machtverteilung zwischen Parteien und zwischen Arbeit und Kapital, Traditionen politischer Führungsstile, Struktur und Prozeß des Wählerstimmenmarktes sowie Größe und Konfliktfähigkeit

von Anhängern und Gegnern des Wohlfahrtsstaates« erklären (113). Auf die erkenntnistheoretischen Grenzen derartiger Systemvergleiche, die nur auf aggregierten Daten beruhen und auf eine gesamtgesellschaftliche Analyse verzichten, macht *B. Schäfers* aufmerksam (133-6). Für *Greven* ist ein derartiger Empirismus deshalb problematisch, weil er nur das aktualitätsbezogene *politische* Problemlösungsverhalten *wissenschaftlich* nachvollzieht. Angesichts einer reaktiven Politik, deren Zeithorizont die Länge einer Legislaturperiode nicht überschreitet und die deshalb nicht in der Lage ist, längerfristig sich verschärfende Problemlagen (z.B. Alterssicherungssystem, Ökologie) zu bearbeiten, bedarf es einer Umorientierung der Politikwissenschaft. Es gehe darum, »im wissenschaftlichen Diskurs ... längerfristige gesellschaftliche Ordnungspolitik, die rationale Bestimmung von Systementwürfen für aktiv gestalteten gesellschaftlichen Wandel und insgesamt ein über die Information von Alltagspolitik hinausgehendes Praxisverständnis der Politikwissenschaft zu re-etablieren« (38).

J. Fijalkowskis Beitrag (201-15) geht einen Schritt in die von *Greven* geforderte Richtung. Die sozialpolitische Lage der ethnischen Minderheiten in der BRD ist für ihn der Anlaß, auf die Gefahren nationaler Verengung und Abbremsung der Staatsentwicklung aufmerksam zu machen. Sozialleistungsansprüche im Nationalstaat sind *Staatsbürger-*, nicht *Menschenrechte*. Der Nationalstaat als politisches Organisationsprinzip marginalisiert daher notwendigerweise ethnische Minderheitengruppen. Angesichts transnationaler Migrationen muß der Ausschließlichkeitscharakter und Totalanspruch, der Staatsbürgerschaft und Nationalstaatstraditionen verbindet, aufgehoben werden: »Nicht auf den Abstammungszusammenhang, sondern auf die Gemeinsamkeit der verfassungspolitischen Zielvorstellungen [d.h. rechts- und sozialstaatliche förderale Demokratie; Anm.d.Verf.] kommt es für die Fundierung der sich ausweitenden Organisation von Citizenship an.« (212) Eine derartige Entwicklung des Sozialstaats ist aber für *H.H. Hartwich* nicht mehr aus dem verfassungsrechtlichen Sozialstaatsprinzip ableitbar. Sie muß vielmehr aus dem *demokratischen* Anspruch aller auf Teilhabe an den Entscheidungsprozessen auf Grund der aus diesen Prozessen hervorgehenden Problemlagen begründet werden. Die »Zwei-Drittel-Gesellschaft« ist für Hartwich ein Ergebnis defizitärer demokratischer Repräsentation, nicht fehlender Sozialstaatlichkeit (19-22).

Diese These findet Unterstützung in *A. Windhoff-Héretiers* Studie über die Sozialpolitik in New York City (147-173). Sie analysiert die sozialpolitischen Konsequenzen, die sich für New York aus seiner Position als Steuerzentrum weltweiter Produktionsprozesse, Standort davon abhängiger Dienstleistungen und Zielpunkt internationaler Migrationsbewegungen ergeben. Wirtschaftlicher Strukturwandel ging mit einer Dualisierung des Arbeitsmarktes und der Sozialstruktur einher. Rassen- und Minderheitenkonflikte sowie die politischen Entscheidungen der U.S. Regierung verschärften die sozialen Problemlagen. Die unternehmensorientierte Sozialpolitik der Stadt – Deregulierung, Privatisierung, Steuererleichterung – konnte auf Grund weitgehend fehlender politischer Partizipation, die aus dem Patronagesystem resultiert, gegen die Betroffenen durchgesetzt werden. Ob eine derartige soziale Polarisierung auch in deutschen Städten eintreten wird, diskutiert *H. Wollmann* (175-181). Er sieht die kommunale (Sozial-)Politik durch die Kostenabwälzung des Bundes auf kommunal zu finanzierende Sozialhilfe und die Ausdifferenzierung der Stadt in drei Strukturen beeinflusst: die international wettbewerbsfähige City, die Arbeits-, Versorgungs- und Wohnstadt der Mittelschicht und die marginalisierte Stadt der Randgruppen. Welche dieser »Städte« kommunal finanziert wird, hänge vom Konfliktpotential und der politischen Repräsentanz der jeweiligen Kräfte ab.

Die Frage demokratischer Repräsentanz ist auch zentral für *J. Raschkes* Analyse der mangelnden politischen Berücksichtigung neuer sozioökonomischer und sozio-kultureller Interessen im bestehenden Parteiensystem (39-54). Für ihn ist die Organisationsform der politischen Willensbildung eine entscheidende Determinante materieller Politiken. So gelangt er zur These, daß eine Erweiterung der Demokratie über das Parteiprinzip hinaus durch direktdemokratische Elemente die Vermittlung neuer (z.B. postmaterieller) Interessen in das politische System verbessere. Demgegenüber argumentieren *Czada* und *Lehmbruch*, daß »kaum systematische Zusammenhänge zwischen Strukturmerkmalen der Interessenvermittlung durch das Parteiensystem ... und materieller Sozialpolitik« bestünden (70). Vielmehr sei der politische Wettbewerb abhängig von vorgelagerten gesellschaftlichen Machtstrukturen: »Darunter fallen die Organisation und Organisierbarkeit von Interessen, Merkmale des Bildungssystems und der Gesellschaftsstruktur, aber auch die Perzeption ökonomischer und politischer Sachzwänge in Wissenschaft und Medien.« (72) Über den Charakter dieser Gesellschaftsstrukturen und die Ressourcen, die für ihren Erhalt mobilisiert werden, machen die Autoren jedoch keine Aussage.

Franz Lehner sieht den Sozialstaat in Gefahr – durch den Sozialstaat selbst (85-106): Sozialstaatliche Maßnahmen verteuern über Lohnnebenkosten die Arbeit; Subventionierung und steuerliche Begünstigung von Investitionen in neue Technologien verbilligen den Einsatz von Kapital und von Rationalisierungstechnologien. Die sich daraus ergebenden negativen Beschäftigungsfolgen verringern die Einkünfte der Sozialversicherungssysteme, solange diese über Beiträge von Arbeitnehmern und Arbeitgebern finanziert werden. Der Sozialstaat konstituiere somit ein beschäftigungsfeindliches Hemmnis für die Anpassungsfähigkeit der Gesellschaft an die modernen Produktionssysteme. Gleichzeitig schaffe er durch seine Politik erst die Probleme (Arbeitslosigkeit), für deren Bewältigung er dann keine Mittel mehr zur Verfügung habe. *Lehner* zieht aus dieser Analyse den Schluß, daß die Privatunternehmen selbst mit der Aufgabe der sozialpolitischen Absicherung des modernen Produktionssystems beauftragt werden sollten. *G. Himmelmann* verweist in seinem Beitrag zurecht darauf, daß betriebswirtschaftliche Entscheidungen das Entstehen des Sozialstaats durch Externalisierung der sozialen Problematik mitveranlaßt hätten. Er verweist dabei aktuell auf den internationalen »Wettbewerb des Sozialdumpings« (107-10).

Zwei Jahre nach dem Abhalten dieses Symposiums stellt sich die Frage nach der Zukunft des Sozialstaats in neuer Dringlichkeit. Die kapitalistische Umwälzung der ehemaligen DDR mit ihren sozialen Konsequenzen sowie die verfestigten sozialpolitischen Interessen der westdeutschen Bevölkerung werden aller Voraussicht nach zu politischen Konfrontationen über die sozialen Verteilungsstrukturen im »neuen Deutschland« führen. Mit *Greven* bleibt zu hoffen, daß die Politikwissenschaft diese Entwicklungen reflektiert und vermittels wissenschaftlicher Diskurse mitgestaltet.

Roland Axtmann (Aberdeen)

Döring, Diether, und Richard Hauser (Hrsg.): Politische Kultur und Sozialpolitik. Ein Vergleich der Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung des Armutsproblems. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1989 (196 S., br., 44,- DM)

Der Band ist aus einer Tagung in Frankfurt vom Sommer 1988 hervorgegangen. Neben einer Darstellung der unterschiedlichen Strukturen und Entwicklungen des sozialen Sicherungssystems beider Länder konzentrieren sich die Beiträge auf die Behandlung der Armutsproblematik und die Rolle von Werthaltungen als Erklärung

der Divergenzen. *Kurt L. Shell* beleuchtet dabei die amerikanische politische Kultur, deren wesentliche Elemente – individuelle Freiheit, Chancengleichheit, Anti-Pateralismus, protestantisches Arbeitsethos und Glauben an den Kapitalismus – das »American Creed« (G. Myrdal) ausmachen. Dies spiegelt sich auch in den Einstellungen vieler Amerikaner wider, denen es an einem »Verständnis für historische und strukturelle, milieubedingte und nicht individuell zu verantwortende Ungleichheit, Mißerfolg oder Armut« (22) fehlt. Freilich werden auch die negativen Konsequenzen eines freien Marktes gesehen und – in Maßen – staatliche Maßnahmen gefordert. Besonders in den Bereichen Bildung und Gesundheit findet staatliche Sozialpolitik eine Legitimation, wobei Schwarze den präsentierten Umfragen zufolge ein höheres und breites Maß an Intervention fordern. *R. Kent Weaver* gibt einen Überblick über die Sozialversicherungen in den USA. Deren Entwicklung, Einrichtung, Leistungsumfang und Finanzierung werden knapp referiert. Im Unterschied zu Shell betont Weaver die Bedeutung der politischen Institutionen: »Es ist nicht die politische Kultur (oder der 'Nationalcharakter') seiner Bürger oder die seiner Wohlfahrtsstaats-Reformer, die die Vereinigten Staaten von Westeuropa unterscheiden, sondern die Schwäche des Staates.« (27f.) Ein fragmentierter Zentralstaat, Föderalismus, starke Interessengruppen und schwache Parteien erzeugen hohe Schwellen bei der Schaffung neuer sozialpolitischer Programme, allerdings auch bei deren Abbau.

Diether Döring beschreibt die Geschichte und die Struktur des deutschen Sozialstaates und verweist auf drei Merkmale, nämlich die Orientierung am abhängig beschäftigten Arbeitnehmer, die hohe Verrechtlichung und Zentralisierung sowie eine Tendenz zur personellen, sachlichen und finanziellen Ausweitung, der in den achtziger Jahren aber deutliche Leistungseinschnitte gegenüberstehen. Veränderungen der Armutsproblematik untersuchen *Richard V. Burkhauser* im amerikanischen und *Richard Hauser* im deutschen Fall. Die Programme zur Bekämpfung der Armut in den USA haben zunächst Erfolge gebracht: die Armutsquote sank zwischen 1964 und den späten siebziger Jahren um acht Prozent; seit dem politischen Kurswechsel unter Reagan stieg sie wieder an (100). Besonders betroffen sind alleinstehende Frauen mit Kindern. Hauser verfolgt die Entwicklung der Sozialhilfeempfänger, der – dürftigen – Regelsätze sowie der Ursachen für Armut (wachsende Arbeitslosigkeit und Defizite des sozialen Sicherungssystems). Abschließend bietet *Ingo Fischer* eine übersichtliche Synopse ausgewählter Programme der sozialen Sicherungen mit Angaben zu Voraussetzungen und Leistungen in beiden Ländern.

Die dreifache Aufgabenstellung – internationaler Vergleich, Konzentration auf die Armutsproblematik und eine politisch-kulturelle Erklärungsstrategie – heben das Buch positiv von anderen Veröffentlichungen zum Thema Sozialpolitik und Wohlfahrtsstaat ab. Mehrere Tabellen und Übersichten fassen wichtige Informationen überschaubar zusammen. Bei genauerer Betrachtung des Bandes sind es nicht nur zwei Faktoren, die das System, den Sozialstaat und die Politik der Armut in beiden Ländern prägen. Erstens sind es die spezifischen – durchaus »gesellschaftlich konstruierten« (Berger/Luckmann) sozialen Problemlagen; zweitens wirkt die Struktur der politischen Institutionen; drittens üben die politische Kultur sowie viertens das jeweils existierende System der sozialen Sicherung und seine Regelungen Einflüsse aus.

Josef Schmid (Bochum)

West, Harry: Fraud. The Growth Industry. Veröffentlicht in Zusammenarbeit mit dem British Institute of Management. Kogan Page, London 1988 (122 S., Ln., 8,95 £)

Der Autor ist englischer Polizeiexperte für die Aufklärung von Wirtschaftsbetrug. Sein Buch über »die Wachstumsindustrie Betrug« erwuchs aus der Sorge, daß sich

einerseits vielfältige Formen betrügerischen Handelns immer stärker im Marktgeschehen als auch innerhalb der Unternehmen ausweiten, andererseits aber kaum angemessene polizeiliche bzw. staatliche Strukturen zur ausreichenden Erfassung und Aufklärung von Wirtschaftsvergehen existieren. West bezieht sich ausschließlich auf die Entwicklung in England und erstellt an Hand zahlreicher ausgewählter Fälle eine Anatomie des Wirtschaftsbetrugs und eine Taxonomie der verschiedenen Formen. Stil und Aufmachung des Buches entsprechen seiner Ausrichtung als Ratgeber für das Management.

Erst seit Ende der sechziger Jahre wurden systematisch für das gesamte Territorium Englands Polizeiabteilungen für Wirtschaftsbetrug aufgebaut und innerhalb des Handels- und Industrieministeriums eine Abteilung zur Ermittlung solcher Vergehen eingerichtet. 1984 seien offiziell über 40 Prozent aller großen britischen Firmen um einen Betrag von über einer Milliarde Pfund geschädigt worden (davon 687 Millionen allein im Finanzzentrum London). Im Unterschied zu Italien etwa bestehe in England kein *mafia-artiges* Problem des Betrugers (7). Oft veranlasse »der moderne Wettbewerbsdruck« Unternehmen dazu, auf bisherige Vertrauensstandards bei ökonomischen Leistungen zu verzichten, um konkurrierende Firmen zu unterbieten, was insgesamt betrügerisches Handeln erleichtere, das oft in einer Grauzone zwischen legalen und illegalen Praktiken entstehe. Daher sei auch keine einfache Zuordnung zum Bereich des Zivil- bzw. Strafrechts möglich.

Der interessanteste Problembereich für die Entwicklung neuartiger Sicherheitsdispositive in der Wirtschaft ist der Bereich des EDV-Betrugs (89ff.). Computerbezogene Delikte bildeten mittlerweile wahrscheinlich die größte »Wachstums«industrie betrügerischer Praktiken (91). Für West ist es vor allem die Wissenskluft zwischen Management und Computerspezialisten innerhalb der Betriebe, die neuartige Formen der Überwachung des Firmenpersonals notwendig machen. Ins Zentrum des Überwachungsinteresses des Firmenmanagements sollten daher seinem Vorschlag nach einerseits »verdrossene Angestellte mit hohem Wissensstand« gerückt werden; andererseits schlägt er generell einen »genaueren Blick auf die Arbeit der Person, des Lebensstils und die Kontakte vor« (115). Auch im Fall der Computerdelikte handele es sich in England nicht um »organisiertes Verbrechen«, sondern um Vergehen von *Computer freaks* (102). Der polizeiliche Blick des Autors richtet sich hier auf Probleme, die durch das Eindringen in firmeninterne Informationssysteme entstehen. Er kritisiert, daß das Geschäftsmanagement der von Computerhackern geschädigten Firmen sich meist an private Sicherheitsberater statt an speziell dafür zuständige Polizeistellen wendet. West sieht hier einen Mangel an Vertrauen in die professionelle Fähigkeit der Polizei, gegen technisch orientierte Betrugsformen vorgehen zu können (117). Um das Vertrauen der Geschäftswelt zu gewinnen, plädiert er für eine bessere Ausbildung der britischen Polizei und Justiz auf dem Gebiet der Informationstechnologie. Er bezieht sich hierbei auf die Pionierrolle der USA, wo das Problem der »electronic frauds« am weitesten analysiert und innerhalb des FBI neue institutionelle Strukturen geschaffen wurden, die den Vorteil eines einheitlichen polizeilichen Ermittlungssystems mit sich brächten (97f., 120). Am Schluß weist West auf die Kehrseite der im Oktober 1987 nach dem »big bang« erfolgten Aufhebung staatlicher Restriktionen auf dem Londoner Finanzmarkt hin; der Bedarf an Sicherheit und Überwachung der Geschäftspraktiken seitens der Unternehmen sei noch gewachsen.

Norbert Neumann (Frankfurt/M.)

Frauenbewegungen in der Welt, Band 3



Band 3:
Außereuropäische
kapitalistische Länder
Australien, Canada, Israel, Japan,
Neuseeland/Aotearoa, USA
Autonome Frauenredaktion
(Hrsg.)
AS 176, DM 18,50/15,50 für Studierende

Nach den ersten beiden Bänden *Westeuropa* und »*Dritte Welt*« berichten wir nun über die Frauenbewegungen in den *außereuropäischen kapitalistischen Ländern*. Der Vergleich der Beiträge aus Australien, Canada, Israel, Japan, Neuseeland/Aotearoa und den USA zeigt einmal mehr, daß die Produktionsweise nicht das allein Bestimmende ist; Lebensweise,

Religion, Kultur und Regierungsform weben mit am Netz der Frauenunterdrückung.

Gewisse Ähnlichkeiten mit den Ländern des europäischen Kapitalismus verwundern nicht, handelt es sich doch mit Ausnahme Israels und Japans um Kolonialländer mit importierten europäischen Kulturen. Zwar brachte die Kolonialisierung in einigen Fällen Vorteile für die einwandernden Frauen, indem die Gleichberechtigung der Geschlechter von Anfang an gesetzlich verankert wurde, war aber deshalb nicht weniger verheerend für alle nicht-weißen ethnischen Gruppen.

Vieles wurde erreicht, doch ähnlich wie in Westeuropa ist eine gewisse Stagnation der Bewegungen nicht zu übersehen. Die Verstaatlichungen von Frauenfragen haben auch hier lähmend gewirkt. Fast alle Beiträge zeigen auf, wie schwer es ist, die unterschiedlichen feministischen Bewegungen und Gruppierungen mit ihren vielen Fragen, Problemen, Erfolgen und Mißerfolgen zu bündeln. Um so mehr stellt sich überall die Aufgabe, der nachwachsenden Generation die Frauenbewegung und ihre politischen Traditionen zugänglicher zu machen.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

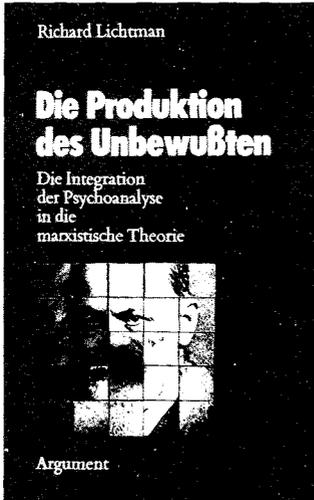
VerfasserInnen

A: = Arbeitsgebiete, V: = Veröffentlichungen, M: = Mitgliedschaften

- Ahrens, Matthias*, 1961; Dipl.-Theol., Doktorand an der Univ. Hamburg. A: Neues Testament, Zivildienst/Kriegsdienstverweigerung
- Alkemeyer, Thomas*, 1955; wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: »Brüder zur Sonne, zur Freiheit ...« *Soziale Utopien in den Massenfestspielen der Arbeiterkulturbewegung* (1989); *Olympia-Berlin. Gewalt und Mythos in den Olympischen Spielen von Berlin 1936* (Mithrsg., 1990). A: Körpertheorie, Soziologie und Philosophie des Sports, Sport im Faschismus
- Anders, Günther* 1902; promovierte 1923 bei E. Husserl; Mitinitiator der internationalen Anti-Atombewegung. V: *Der amerikanische Krieg in Vietnam oder philosophisches Wörterbuch heute*, in *Argument* 45 (1967); *Die Antiquiertheit des Menschen* (Bd.1: 1960; Bd.2: 1980); *Hiroshima ist überall* (1980); *Ketzereien* (1982). M: PEN Wien, Akademie der Künste Berlin
- Andresen, Sünne*, 1958, Dipl.-Soz., Wiss. Mitarb. am FB Polit.Wiss. der FU Berlin; Mitglied der *Argument-Frauenredaktion*. V: *Subjekt Frau*. AS 117 (Mitautorin, 1985); *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mitautorin, 1986). A: Feministische Ökonomie, Gen- und Reproduktionstechnologien; M: ÖTV
- Auernheimer, Georg*, 1939; Prof. für Erziehungswissenschaft an der Univ. Marburg, *Handwörterbuch zur Ausländerarbeit* (Hrsg., 1984); *Der sogenannte Kulturkonflikt* (1988); *Einführung in die interkulturelle Erziehung* (1990). A: Bildungstheorie, interkulturelle Erziehung, Migrationsforschung
- Axtmann, Roland*, 1956; M.A., Lecturer of Politics, Univ. of Aberdeen. A: Vergleichende politische Soziologie, Politische und soziologische Theorie
- Becker, Jens*, 1964; Doktorand (Polit. Wiss.) an der Univ. Frankfurt. A: Internationale Arbeiterbewegung; Osteuropa
- Behrend, Hanna*, 1922; promov. Historikerin, Dozentin für engl. Lit. an der Humboldt Univ. Berlin, seit 1987 im Ruhestand. A: Feministische und Arbeiter-Literatur in Großbritannien und Irland. M: UFV, Sozialistische Fraueninitiative, Zentrum f. interdisz. Frauenforschung an der Humboldt Univ. Berlin
- Bergheim, Brigitte*, 1957; M.A., Wiss. Mitarb. am Inst. für Literaturwiss. der Univ. Karlsruhe. A: Literatur des 20. Jh., Romantheorie
- Boothmann, Derek*, 1944; Dipl.-Phys., Englisch-Dozent an der Univ. Perugia. V: *Further Selections from the Prison Notebooks* (1991)
- Breger, Herbert*, 1964; Dr.phil., Wiss. Angestellter am Leibniz-Archiv. V: *Die Natur als arbeitende Maschine* (1982). A: Wissenschaftsgeschichte und -soziologie, Philosophie
- Brüssow, Gaby*, 1964; Studium der Politikwissenschaft an der Univ. Marburg. V: *Hebammen auf dem Scheiterhaufen – Zur Ausmerzung des Verhütungswissens im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit* (1990). M: Sektion »Frauenforschung« in der DGS
- Buttigieg, Joseph, A.* (1947); Prof. für englische Literatur an der Univ. of Notre Dame, Indiana/USA. V: *A Portrait of the Artist in Different Perspektive* (1987); *The Legacy of Antonio Gramsci* (1990); *Antonio Gramsci: Prison Notebooks* (Hrsg., erscheint 1991)
- Demirović, Alex*, 1952; Dr.phil. V: *Jenseits der Ästhetik. Zur diskursiven Ordnung der marxistischen Ästhetik* (1982); *Philosophie und Staat*, in: *Argument* 152; *Nicos Poulantzas – Eine kritische Auseinandersetzung* (1988). A: Staats-, Kulturtheorie
- Ewert, Michael*, 1955; Doktorand (Germanistik) an der Univ. Marburg. A: Spätaufklärung, Vormärz, Georg Forster
- Fallschessel, Helmut*, 1960; Studium der Philosophie, Ethnologie und Religionswiss. an der FU Berlin
- Filla, Wilhelm*, 1947; Dr., Soziologe, Generalsekretär des Verb. der Österreichischen Volkshochschulen. V.: *Zwischen Integration und Klassenkampf* (1981). A: Erwachsenenbildung, Nationale Minderheiten in Österreich, Geschichte der Arbeiterbewegung
- Fleischer, Dirk*, 1955; M.A., V: *Johann Martin Chladenius: Vernünftige Gedanken von dem Wahrscheinlichen und desselben gefährlichen Mißbrauche* [1748] (Hrsg., 1989); *Johann Lorenz von Mosheim, Kurze Anweisung die Gottesgelahrtheit vernünftig zu erlernen* [1763] (Hrsg., 1990). A: 18. und 19. Jh.
- Franck, Norbert*, 1950; Dr.phil., Pressesprecher. V: *Schulperspektiven*, AS 148 (Mithrsg., 1987); *Schreiben wie ein Profi* (1990). A: Bildungstheorie und -geschichte. M: IG Medien
- Gotwatz, Evelin*, 1955; Studium der Psychologie. V: *Weibliche Lebensperspektiven und Männer*, in: *Der Widerspenstigen Lähmung*. AS 130 (Mitautorin, 1986). A: Biografische Frauenforschung
- Gramlich, Klaus*, 1960; Studium der Philosophie und Germanistik an der FU Berlin

- Grode, Walter*. 1949: Dr.phil., Politologe. V: »Modernisierung« und Destruktion. Zur Kontroverse um die Ökonomie der »Endlösung« (1990). A: Faschistische Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitiken. Deutsche Okkupationspolitik in Osteuropa während des Zweiten Weltkriegs. M: GEW
- Grünefeld, Hans-Dieter*. 1955: VHS-Lehrer für Deutsch als Fremdsprache. Lehrbeauftragter an den Unis Bremen und Oldenburg. V: *The Role of Information in the Realization of the Human Right of Migrant Workers* (Mitauteur. 1988). A: Minderheitenkulturen, Medien und Menschenrechte. M: GEW
- Hauck, Gerhard*. 1939: Dr.phil.habil., Hochschullehrer. V: *Indien* (Mitauteur. 1976); *Von der klassenlosen zur Klassen-Gesellschaft* (1979); *Geschichte der soziologischen Theorie* (1984). A: Soziologische Theorie, Ethnozoziologie, Entwicklungsländer. M: GEW, BdWi
- Hess, Andreas*. 1959: Doktorand. A: Polit. Soziologie, hist. Sozialwissenschaften in USA, Kanada, England
- Jäger, Margret*. 1951: Dipl.-occ., Sprachwissenschaftlerin, Mitarb. am Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS). V: *Das Erschaffen der Frau nach dem Bilde des Mannes* (1989); *Die Demokratie-maschine ächzt und kracht* (Mitautorin. 1990). A: Sexismus, Rassismus, Rechtsextremismus
- Jehle, Peter*. 1954: 2. Staatsexamen Französisch/Deutsch. Redakteur des *Argument*. V: *Der innere Staat des Bürgertums*, AS III (Mitauteur, 1987). A: Deutsche Romanisten im Faschismus
- Kather, Andreas*. 1962: Student der Psychologie an der FU Berlin. A: Kritik der Ethik
- Ketelhut, Barbara*. 1956: Dipl.-Soz., z.Zt. erwerbslos. V: *Küche und Staat* AS 180 (Mitautorin, 1989); *Frauenbewegungen: Außereuropäische kapitalistische Länder* (Mithrsg., 1990). A: Ehe, Familie, Zusammenlebensformen. M: ÖTV, Feminist. Univ. Hamburg
- Keffler, Mario*. 1955: Dr.phil., Wiss. Mitarb. am Inst. für allg. Geschichte der Akad. d. Wissenschaften der DDR. A: Internationale Arbeiterbewegung und politischer Zionismus. Geschichte der Komintern
- Kräke, Stefan*. 1952: Dr., wiss. Ang. an der HdK Berlin. A: Vergleichende Stadtforschung, Stadtökonomie und Wohnungswesen
- Krause, Hartfrid*. 1942: Dr.phil., Studiendirektor an der integrierten Gesamtschule Mainz-Kastel. V: *USPD* (1976). A: Soziale Bewegungen. Informatik. M: GEW
- Kunstmann, Wilfried*. 1949: Dr.rer.pol., wiss. Mitarbeiter, Geschäftsführer. V: *Kritische Theorie von der Geschichtstheologie bis zur Evolutionstheorie* (Hrsg., 1981); *Volkshochschulen zwischen Autonomie und Anpassung* (1986). A: Gesellschaftstheorie, Erwachsenenbildung, Militärpolitik, Neue Technologien, Arbeitslosigkeit
- Laugstien, Thomas*. 1953: Redakteur des *Argument*. V: *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitauteur, 1979); *Deutsche Philosophen 1933*, AS 165 (Mitauteur. 1989); *Philosophieverhältnisse im deutschen Faschismus*, AS 169 (1990)
- Löser, Christian*. 1953: Dr.phil., Ass. an der Sektion Philosophie der KMU Leipzig. V: *Weltanschauung und Dialektik* (Mitauteur, 1985). *Dialektik – Wissenschaft – Politik*, WZ der KMU Leipzig 2/1990 (Mitauteur). A: Geschichtsmethodologie, Zeittheorie
- Mackenbach, Werner*. 1951: Politologe, z.Zt. Verlagslektor und Übersetzer. V: *Das KOR und der »polnische Sommer«* (Hrsg., 1982); *Die Demokratischen Sozialisten* (Mitauteur. 1990). A: Theorie und Geschichte des Marxismus, Osteuropa, Sandinismus. M: IG Medien
- Mackenthun, Gesa*. 1959: M.A., wissenschaftliche Mitarb. am Institut für England- und Amerikastudien der Johann-Wolfgang-Goethe-Univ. Frankfurt. A: Kolonialismus und Literatur, Ethnographie, Reiseberichte (Schwerpunkt Amerika 16.-18. Jh., England 16./17. Jh.)
- Markner, Reinhard*. 1967: Studium der Engl., Germ., Gesch. an der TU Berlin. V: *Finnegans Wake*. (Mitauteur, 1989). A: Moderne englische Literatur. Literaturtheorie
- Maurer, Andrea*. 1962: Dipl.occ., Doktorandin an der Univ. Augsburg. A: Arbeitszeitforschung, Soziale Zeit
- Neumann, Norbert*. 1960. Studium der Politikwissenschaft in Frankfurt/M., Doktorand. A: Staats- und Machttheorie, illegale Ökonomie, Italien
- Schmid, Josef*. 1956: Dr.rer.soc., wiss. Ass. an der RU Bochum. V: *Die CDU* (1990); *Aufbrüche: Zukunftsdiskussion in Parteien, Verbänden und Kirchen* (Mithrsg., 1990). A: Parteien, Verbände, Vgl. Politikforschung, Neue Technologien
- Schwarz, Heinrich*. 1959: Studium der Psychologie. A: Kognitionswissenschaft, Mensch-Computer Verhältnis
- Showstack Sassoon, Anne*. 1944: Dr., lehrt Politische Wissenschaften an der Kingston Polytechnic. London. V: *Gramsci's Politics* (1987); *Women and the State* (Hrsg., 1987)
- Stilla, Gabriele*. 1963: Studium der Philosophie und Germanistik an der FU Berlin. A: Germanistik im dt. Faschismus, Kritik der Ethik
- Waldhubel, Thomas*. 1950: Dipl.-Psych., wiss. Mitarb. an der TU Berlin

Vom Nutzen und Nachteil der Psychoanalyse für die Befreiung der Menschen



Richard Lichtman

Die Produktion des Unbewußten

Die Integration der Psychoanalyse
in die marxistische Theorie

Aus dem Amerikanischen
von Ilse Utz

353 S., br., DM 38,-

Ist die langjährige Debatte um Marx/Freud, um Psychoanalyse vs. Marxismus, um die Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit dieser so heterogenen Ansätze abgeschlossen? Lohnt es sich, sie noch einmal aufzugreifen? Das Buch von Lichtman setzt neue Akzente. In überaus klarer und eindrücklicher Weise, in der sich reine Theorie und empirische Sozialkritik miteinander verbinden, legt der Autor seine Zielvorstellungen dar, diskutiert er die Stärken und Schwächen beider

Theorien und fragt, wie die Psychoanalyse sinnvoll in den Marxismus integriert werden kann.

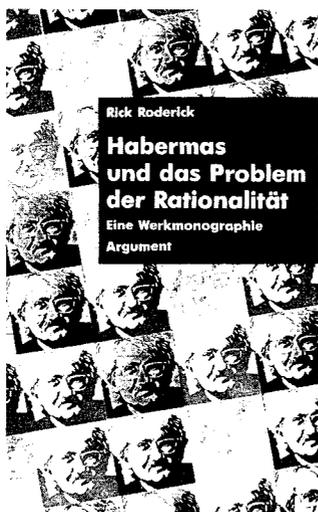
Entscheidend ist dabei die Einsicht, daß die großen Befreiungshoffnungen, die einmal mit dem Marxismus sich verbanden, geschwunden sind und einem tiefgreifenden Pessimismus Platz gemacht haben. Die Menschen, so scheint es, rebellieren weniger gegen ihre Unterdrückung, als daß sie an ihr mitwirken. Um diese Tatsache zu erklären, reicht der Marxismus nicht aus, dafür brauchen wir die Einsichten der psychoanalytischen Theorie.

Der zentrale Gedanke des Buches besteht in der Verbindung zweier verschiedener Konzeptionen des Unbewußten: Marx' Gedanke, daß sich der gesellschaftliche Prozeß hinter dem Rücken der Individuen vollzieht, als Herrschaft der vergegenständlichten Objekte, wird auf Freuds Theorie des individuellen unterdrückten Unbewußten bezogen. Beide Aspekte sind die Seiten einer Medaille. Von daher kann die Befreiung der Individuen auch nicht als vom Prozeß gesellschaftlicher Emanzipation getrennt gedacht werden. Eine auf wirkliche Befreiung zielende Therapie braucht eine soziale Bewegung, die diesen Namen verdient.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Marxismus und kritische Theorie



Rick Roderick
**Habermas und das
Problem der
Rationalität**
Eine Werkmonographie
Aus dem Amerikanischen von
Michael Haupt
ca. 250 S., br., DM 28,-

Jürgen Habermas, der im Juni 1989 60 Jahre alt geworden ist, wird auch in der angloamerikanischen Philosophie und Soziologie, der Habermas nach eigenem Bekunden viele Anregungen verdankt, in zunehmendem Maße als Vertreter einer Gesellschaftstheorie wahrgenommen, deren Wurzeln sowohl in der Philosophie des deutschen Idealismus als auch im Marxismus und der Frankfurter Schule zu finden sind. Kaum ein anderer Theoretiker hat so viele verschiedene, ja einander widersprechende Ansätze aufgenommen, um sie zu einer einheitlichen Theorie der Moderne und des ge-

sellschaftlichen Wandels zu verarbeiten.

Gerade diese Einheitlichkeit will der Marxist Roderick hinterfragen. Am Leitbegriff der Rationalität diskutiert er das sozialphilosophische Werk von Habermas von den frühen Schriften bis zur »*Theorie des kommunikativen Handelns*«. Indem er die verschiedenen Traditionsstränge im Habermas'schen Werk analysiert, verdeutlicht er zugleich die Brüche und Inkonsistenzen, welche die Entwicklung einer radikal-kritischen Gesellschaftstheorie behindern. Dabei wird auch Habermas' Hinwendung zum »linguistic turn« der kritischen Reflexion ausgesetzt: Inwieweit tragen sprachphilosophische und evolutionstheoretische Rekonstruktionen des Historischen Materialismus tatsächlich zu einer Erneuerung marxistisch fundierter Gesellschaftstheorie bei? Radikale Theorie muß, so Roderick, über Habermas hinausgehen, um anhand neuer Untersuchungen zu Staat, Klasse, Ökonomie und Kulturapparaten eine fundamentale Kritik des entwickelten Kapitalismus leisten zu können.

Zusammen mit der Einleitung, die der Autor für die deutsche Ausgabe geschrieben hat, ist der Band nicht nur ein Dokument kritischer Rezeption im angelsächsischen Bereich, sondern, aufgrund der umfassenden Darlegung des historisch-theoretischen Hintergrundes von Habermas' Werk, auch eine gelungene Einführung in die Probleme und Wandlungen kritischer Gesellschaftstheorie.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13



GESCHICHTS WERKSTATT

170 '90/91

Medien in der Dritten Welt

Chile: Die oppositionelle Presse unter Pinochet

Chile: Das Oppositionsblatt Analisis heute

Kolumbien: Die Zeitschrift Opción

Ägypten: Zensur und Selbstzensur

Türkei: Der schwierige Start einer türkisch-kurdischen Wochenzeitung

Die Geschäftsbeziehungen zwischen Osteuropa und Südafrika

Die Kongreßwahlen in Brasilien – Reaktion auf Collors Sanierungsprogramm

Die PFLP und die Golfkrise (Interview)

Dritte Welt Gruppen in der Ex-DDR

Angola: Frieden durch Glasnost und Perestroika

Kaffee-Ökonomie in der Krise

Die ökologische Krise in El Salvador

Neue afrikanische AutorInnengeneration

22 '90

Deserteure. Eine notwendige Debatte

J. Kammler: Deserteure

G. Fahle: Militärjustiz und ungehorsame Soldaten

L. Tietmann: Ingolstadt: Ein Ehrenfriedhof für Deserteure?

F. Soergel: Deserteure-Initiativen

G. Saathoff: Die Opfer der Militärjustiz unter der NS-Herrschaft im Entschädigungsrecht der BRD

A. Herbst: NS-Deserteure in der DDR

Debatte

T. Lindenberger/A. Ludwig: Bismarck als Gesellenstück

Berichte

R. Müller/J. Roth/M. Lemling: Ende des Tabus? Vom Ausgang einer Tagung zum Thema NS-Justiz und Desertation

L. Baumann: An alle Opfer der NS-Justiz

T. Lutz: Zwangsarbeit bei Siemens – Entschädigungsanspruch angeblich verjährt

A. Doßmann: Geschichtswerkstätten in der DDR?

K. Borgmann: Mitgliederversammlung des UHV in der DDR

Einzelheft 6 DM, Jahresabo 48 DM (ermäßigt 40 DM).
Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt,
Postfach 5328, 7800 Freiburg i.Br.

Herausgegeben von der Geschichtswerkstatt e.V., dem bundesweiten Netzwerk von Geschichtswerkstätten. — Erscheint dreimal jährlich. Einzelheft 12 DM, im Jahresabo 9 DM zzgl. Versand. Ergebnisse Verlag, Abendrothsweg 58, 2000 Hamburg 20

Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für
Sozialistische
Politik & Wirtschaft

1 '91

Aktuelles

K. Schacht/K. Hartung: Kommentare zur Wahl

R. Vetter: Präsidentenwahlen in Polen
Gespräch mit Milan Uhde, Kulturminister der Tschechischen Republik

T. Noetzel: Was bleibt vom Thatcherismus?

Thema: Gramsci's Partei

A. Gramsci: Sozialismus und Kultur

P.P. Pasolini: Gramsci's Asche

O. Kallscheuer: Antonio Gramsci's Religion der Moderne

U. Hausmann: KPI zwischen Altersstarrsinn und Neuanfang.

R. Uessler: Demokratie als Weg und Ziel des Sozialismus

M. Mafai: Die Witwen Lenins

Kontrovers

H. Hochgreve: Zu Hickels Zukunftsprogramm Deutschland

D. Horster: Sozialismus und Demokratie

Kultur

L. Rathenow: Neudeutsches Märchen

S. Hissen: Nobelpreis für einen Weltbürger

P.-E. Jansen: Gelebter Nonkonformismus

I. Buhmann: Künstlerinnen der russischen Avantgarde

C.-W. Macke: Das Licht der Welt erblicken

H.-M. Lohmann: Zeitschriften-Forum

38. Jg. 1991

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Holger Börner, Walter Dirks, Günter Grass, Johannes Rau, Carola Stern, Hans-Jochen Vogel. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Ulrike Ackermann, Norbert Seitz (beide verantw.). - Erscheint monatl. Einzelheft 12,80 DM frei Haus; Jahresabo 90 DM frei Haus. - Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

56 '90

Kommentar

O. Brosch/S. Möbbeck: Bundestagswahl 1990

K. Fuchs: Rüstungsmilliarden trotz gigantischer Schuldenlast

J. Goldberg: Globalisierung des Weltmarktes

T. Rausch: Filmbesprechung zu »Longtime Companion«

R. Bäcker: Filmbesprechung zu »Der Himmel über der Wüste«

Pv. Oertzen: Braucht Deutschland eine Hauptstadt?

U. Kremer: Das Ende von '17 – das Erbe von '68

L. Marz: Die Katakomben des Habitus

M. Maching: Zwölf Thesen zu Demokratie und Marxismus

H. Werner: Gibt es ein Bedürfnis nach Demokratie?

R. Katerndahl/D. Scholz: CIM – Demokratisierung von Arbeit und Technik.

B. Zoerner: Feminisierung und Demokratisierung

A. Hilgers/B. Sauer: Notizen zu Konservatismus und Demokratie

A. Fisahn: Zwischen Zeitgeist, Jakobinerherrschaft und Parteibürokratie

13. Jg. 1990

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Oliver Bosch, Jürgen Egert, Katrin Fuchs, Inso Hindols, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Susi Möbbeck, Ursula Pausch-Gruber, Kurt Wand, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann, Birgit Zoerner. - Redaktion: Ingo Arend, Florene Guesnet, Uwe Kremer, Mathias Maching. - Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 51 DM, erm. 42 DM, Ausland 54 DM. Redaktion und Verlag: Kieler Str. 13, 5000 Köln 80

kultuRRevolution

zeitschrift für angewandte diskurstheorie



23 '90

Zahlen Kurven Symbole

P. Friedrich: Die Bilanzierung des Massensterbens. Elias Canettis Kritik der Geschichtsschreibung

C. Gerstner-Link: Leichenberge in der symbolischen Numerik

T. Schwarz: Vergeltung mit magischen Zahlen: Hitlers Äußerungen zum Luftkrieg

J. Tosse: Kollektivsymbolik in den Graphiken der Agentur Globus Kartendienst

J. Link: Wenn die Ökologie im Endspiel steht: Symbol- und diskurstheoretische Überlegungen über »ökologische Kommunikation«

B. Thwaites: Der Wissenschaftsjournalismus im Spiegel

D. Frankenberg: Ein Bhagwan früherer Jahre oder Rudolf Steiners Geisterwelt und Geisterzahlenspiele

V. Flussner: Einführung ins Jude-Sein

Diskurse in Bewegung: DDR

H. Schramm: Abschreckung und Zerstreuungskunst. Plädoyer für eine Geschichte der symbolischen Gewalt

W. Engler: Das peinliche Archiv oder die »Avantgarde« wird geständig

I. Münz-Koenen: Hegemonie und Hierarchie in der DDR nach dem 18. März 1990

J. Link: Kollektivsymbole und aktuelle (De-)Normalisierungsschübe

R. Parr: »Was ist des Deutschen Vaterhaus?«

L. Vogt: Die montierte Realität: Text und Bild in Alexander Kluges Schlachtbeschreibung

Hrsg.: Jürgen Link und Ulla Link-Heer. Redaktion: ruhr-VALK (= Ruhr-Verband angewandte Literatur- und Kulturtheorie). – Erscheint zweimal jährlich. Einzelheft 15 DM. Jahresabo 27 DM. – Redaktion: Kampstraße 11, 4320 Hattingen 16 – Klartext Verlag GmbH, Viehofer Platz 1, 4300 Essen 1

31 '91

Ost-West-Theater

H. Fensch: Die fidelen Stellvertreter. Zur Situation des Kabarettis in der Ex-DDR

M.M. Kohtes: Das Living Theatre. Zur Europatournee 1990

J. Mihan: teater 89. Ein Versuch

R. Schneider: Von mutwilligen Piraten. Eine DT-64-Momentaufnahme

G. Mack: Thomas Brasch. Der Totensänger Europas

D. Hoffmeier: Brecht und Stanislawski

G. Mack: Auf der Schlachtbank der Geschichte. Heiner Müller auf der Experimenta 1990

K. Jansen: Tragikomisches und Absurdes. Das OFF-MOSKAU-Festival in Berlin

J. Rzepa: Das unmögliche Theater. St.I. Witkiewicz aus Zakopane

Du Schwarz, Du Rot, Du Gold. Eine Diskussion am 3.10.1990 im Maxim-Gorki-Theater Berlin

A.T. Paul: Licht am Ende des Tunnels? Kolonialtheater in Uganda

Dv. Hoff: Jenseits der Katharsis. Deutsche Dramatikerinnen um 1800

E. Karstens: Viel Schwingung von Mensch zu Mensch. Die ersten Jahre des ZDF

Herausgegeben vom: Verein zur Erforschung theatraler Verkehrsformen e.V., Berlin. – Erscheint vierteljährlich. Einzelheft 12 DM. Jahresabo 34 DM (Stud. 30 DM) zzgl. Versand. – Bestelladresse: Wochenschau-Verlag, Adoif-Damasschke-Str. 103, 6231 Schwalbach/Ts. – Redaktion: TheaterZeitSchrift, Hauptstraße 56, 1000 Berlin 62

TEXT+KRITIK

WECHSELWIRKUNG

TECHNIK NATURWISSENSCHAFT
GESELLSCHAFT

109 '91

Günter Kunert

G. Kunert: Im Untergrund. Der Visionär. Das Dritte Auge. Radiohören. Solange man redet, lebt man. Kurzprosa

J. Ägypten: Die Aporien des Erinnerns. Zu Günter Kunerts reflexiver Kurzprosa

H.-P. Preusser: Versuchte Modernität. Über einen völlig ungeklärten Begriff und seine rein heuristische Applikation auf einige Texte Günter Kunerts

G. Kunert: Die Legende vom Golem. Versuch des Begreifens. Déjàvu. Wandlungen. Gedichte

H. Puknus: Aufbruch eines bedeutenden Tieres? Fortschrittsglaube und sein Widerruf in der Lyrik Günter Kunerts

T. Buck: Die Spur der »Endlöser«. Lyrische Archäologie in einem Berlin-Gedicht Kunerts

E. Kasper: Günter Kunerts italienische Reise

B. Greiner: Notat zu Günter Kunerts »Leben in Bildern«

I. Heidelberger-Leonard: Von der Gewißheit zur Ungewißheit. Der Leser Günter Kunert zwischen Montaigne und Kleist

Ch. Sahner: Kunert-Rezeption in der DDR? Einige Beobachtungen zu einem Un-Thema

E. Kaiser/N. Riedel: Günter Kunert – Auswahlbibliographie 1950-1990

45/46 '90

Intern

Die WECHSELWIRKUNG in neuen Händen: Rückblick der alten, Vorstellung der neuen Redaktion.

Geist & Gehirn

M. Böckers: Mega-Brain. Ein Streifzug durch das menschliche Zentralorgan

C. Freiberg: Gehirn und Bewußtsein. Über die physiologischen Bedingungen von subjektiven Zuständen

J. Meyer: Neuronale Netzwerke – künstliche Gehirne?

H. Tetens: Geist, Gehirn, Maschine. Philosophischer Versuch über ihren Zusammenhang

Naturwissenschaft & Technik

F. Rubik: Ökologische Produktpolitik und Produktlinienanalyse

E. Hildebrandt: Politische Voraussetzungen und sozioökonomische Folgen von Abrüstung in der Bundesrepublik Deutschland

W. Schulz: Gentherapie auf der Zielgeraden?

W. Hien: Zum neuen Gentechnik-Gesetz

Gesellschaft & Politik

C. Freiberg: Das Prinzip Verantwortung am Arbeitsplatz

H. Matthews: Schering im Gentechsaatgut

H. Kohler/J. Schmid/H. Tiemann: Ulm – Wissenschaftsstadt als höchstes Stadium baden-württembergischer Modernisierungspolitik?

Frauen

L. Glagow-Schicha: Geschlechtsspezifischer Zugang zu Technik

12. Jg. 1990

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold. Redaktionelle Mitarbeiter: Otto Lorenz, Angelika Machinek, Frauke Meyer-Gosau, und Michael Töteberg. – Erscheint viermal jährlich. Abopreis 54 DM zzgl. Versand, Einzelheft 19 DM – Redaktion: Tuckermannweg 10, 3400 Göttingen – Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

Redaktion: Suzanne Wagner, Carsten Freiberg, Rudy Kothe. – Erscheint zweimonatlich. – Einzelheft 8 DM, Jahresabo 48 DM. – Verlag und Redaktion: remember e.G., Mariabrunnstraße 48, 5100 Aachen

Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie
und sozialistische Politik



WIDERSPRUCH

Beiträge zur
sozialistischen Politik

81 '90

S. Bowles/H. Gintis: Umkämpfter Tausch. Eine neue Mikrofundierung der politischen Ökonomie des Kapitalismus

K. Hübner: »Wer Macht hat, kann sich alles erlauben!« Anmerkungen zu den Konzepten Hegemonie – Dominanz – Macht – Kooperation in der globalen Ökonomie

R. Murray: Fordismus und sozialistische Entwicklung

Alexander Tschepurenko: Das Marxbild der Perestrojka: Zusammenbruch oder Krise des Marxismus

K.-D. Tangermann: Avantgarde und Massen in Mittelamerika. Die Fortschritte der Guerrillatheorie seit Ché Guevara

20. Jg. 1990

20 '90

Schweiz-Europa: Strategien

J. Tanner: Die Schweiz und Europa im 20. Jahrhundert.

P. Hug: KSZE, Euromilitarismus und die Schweiz. Perspektiven einer friedensverträglichen Europapolitik

B. Leuthardt: Das Europa der Inneren Sicherheit. Bei der Abschreckung macht die Schweiz voll mit

B. Kappeler: Sich in Europa bewegen

H. Schäppi/V. Pedrina: Europäischer Wirtschaftsraum und EG-Beitritt. Forderungen und Strategien aus gewerkschaftlicher Sicht

W. Schöni: Die Demokratiefrage in der schweizerischen Europapolitik

R. Epple-Gass: Gewaltmonopol & Krise der »Eidgenossenschaft«

H. Meier-Dallach/R. Nef: Nationale Identität in den neunziger Jahren

M. Nadig: Frauen und nationale Identität. Anmerkungen aus ethnopschoanalytischer Sicht

Diskussion

R. Uessler: PCI: Erneuerung oder Transformation?

S. Blättler: Die Normalität des Irrationalen. Hannah Arendt über Deutschland, Antisemitismus und Zionismus

D. Karrer: Norbert Elias (1897-1990)

10. Jg. 1990

Hrsg. v. d. Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. – Redaktion: E. Altwater, H. Ganßmann, M. Heinrich, K. Hübner, B. Mahnkopf, M. Mayer, D. Messner, S. Neckel, K.-D. Tangermann (geschäftsführend). – Erscheint mit 4 Nummern im Jahr. Einzelheft 16 DM, Jahresabo 52 DM – Verlagsadresse: Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30. – Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10.

Herausgegeben vom Redaktionskollektiv Widerspruch: Martin Bondeli, Franz Canannes, Peter Farago, Pierre Franzen, Susi Lindig, Giaco Schiesser, Walter Schöni, Urs Sekinger, Jakob Tanner, Reto Togonna. – Erscheint zweimal jährlich. – Einzelheft 12 Fr. im Abo 2 Hefte pro Jahr: 21 Fr. – Redaktionsanschrift: Redaktionskollektiv Widerspruch, Postfach 652, CH-8026 Zurich

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits-u. Sozialbereich

links

Sozialistische Zeitung

37 '90

VERLUST UND BEFREIUNG.
NACH DEM UMBRUCH IM OSTEN

Redaktion: Schwierige Abschiede. Frag-
mente zu den Erfahrungen der Jahre 1989/90

T. Kunstreich: Demokratische Revolution
und nationale Konterrevolution. Die Fortset-
zung des deutschen Sonderweges

N. Diemer: Was ist links? Nach dem Sturz
des »realen Sozialismus«

Interview mit Wolfgang Feurich: »Wir müs-
sen uns von dem trennen, woran wir lange
geglaubt haben«.

H.M. Nickel: Deutschlands bleiche Schwe-
stern. Ost-Frauen und West-Frauen: Ver-
einigte Uneinigkeit

P. Krahulec: Erziehung nach Wandlitz

H.D. Bamberg: Modell Deutschland?
Gelingt dem Sozialstaat die deutsch-deutsche
Integration?

Magazin

Rezensionen

10. Jg. 1990

Herausgeber: Sozialistisches Büro. Redaktion: N.Diemer,
W.Völker, F.Schütte, B.Hatneger, W.Lochmann, F.Duch-
ting, T.Kunstreich, F.Manke, F.Peters, W.Plum, B.Rose,
H.Dorn, R.Koch-Oehmen, V.Schöneberg, E.Bolav,
G.Pabst, A.Wagner - Jährlich 4 Hefte - Einzelheft 14 DM,
Jahresabo 54 DM + Versand. - Redaktion Widersprüche:
Postf. 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000,
Postfach 102062, 6050 Offenbach

12 '90 / 1 '91

J.Seifert: Wahlniederlage durch Demotivie-
rung der eigenen Wähler

Ch.Görg: Grüne – Ende eines Intermezzos?

V.Heins: Embryonen-Politik

J.Hirsch: Verfestigung des »Modells Deutsch-
land«

S.Schnitzler: Ein neues Gesicht in der
Downing Street

M.Massarrat: Darf man die Marktwirtschaft
überhaupt kritisieren?

H.Conert: Das Desaster der sowjetischen-
Wirtschaft. Gibt es einen Ausweg?

Interview mit Ismail Kadaré: Zur Situaion
in Albanien

J.Kosta: Der schwierige Weg des System-
wandels in der CSFR

I.Szelinyi: Die wirtschaftliche Peripherie
des neuen Deutschland

M.Henry: Peru – ein Schock und seine
Folgen

J.Zaldúa: Die sandinistische Revolution –
nach zehn Jahren passé?

B.Petrich: Die amerikanische Strategie
gegen Fidel Castro

J.Hirsch: Vereinigung auf Amerikanisch

M.Klare: Die USA als Golfpolizei und Welt-
polizei

F.Halliday: Die Krise der Arabischen Welt

21. Jg. 1991

Redaktion: N.Apostolidou, D.Behrens, P.Bonavita-Lind-
loff, H.Burgwinkel, D.Claussen, D.Diner, J.Esser, C.Georg,
H.Grün, J.Hirsch, P.E.Jansen, P.Kern, H.-D.Köhler, E.-
M.Krampe, T.Kunz, I.Lodovico, R.Pusch, S.Reinfeldt,
F.Schneider, R.Staudhammer, A.Werle. – AG Sozialistisches
Büro, PF 10062, 6050 Offenbach 1. – Ersch. mtl.,
Einzelheft 6 DM, Jahresabo 62 DM, incl.Verand. – Verlag
2000 GmbH, Pf 102062, 6050 Offenbach 1



NEUERSCHEINUNGEN/NEUAUFLAGEN 1989/90

B. Zilbergeld

MÄNNLICHE SEXUALITÄT

Dieses »weise und sensible« Buch gilt als »eines der besten Männerbücher überhaupt«.
FORUM 5, 1983, 16. Auflage 1989, XII/276 Seiten, DM 29,- ISBN 3-922686-64-8

DGVT (Hrsg.)

mit Beiträgen von T. Heyden, H. Reinecker, D. Schulte, H. Sorgatz

VERHALTENSTHERAPIE Theorien und Methoden

Das Lehrbuch und Standardwerk.

FORUM 11, 1986, 3. Auflage 1990, DM 34,- ISBN 3-922686-76-1

I. Beerlage/E. M. Fehre (Hrsg.)

PRAXISFORSCHUNG ZWISCHEN INTUITION UND INSTITUTION

FORUM 15, 1989, 220 Seiten, DM 32,- ISBN 3-922686-91-5

G. Wilson, C. Franke, P. Kendall & J. Foreyt

VERHALTENSTHERAPIE IM ÜBERBLICK – Theorie und Praxis – Band 11

FORUM 16, 1989, 380 Seiten, DM 38,- ISBN 3-922686-92-3

Manfred Beck (Hrsg.)

SCHRIFTSPRACHERWERB – LESE/RECHTSCHREIBSCHWÄCHE

Vom (manchmal dornigen) Weg zu einer Kulturtechnik

TÜBINGER REIHE 10, 1989, 150 Seiten, DM 18,80 ISBN 3-922686-93-1

Dirk Zimmer

FRAGEBÖGEN ZU SEXUALITÄT UND PARTNERSCHAFT

DGVT-Materialie Nr. 19, 2., neu ausgestattete Auflage 1989, 44 Seiten, DIN A4, DM 8,50
ISBN 3-922686-96-6

S. Rotering-Steinberg

HYPERTONIE, PRÄVENTION UND THERAPIE

– Gruppenunterstützte Selbstmodifikation von essentiellen Hypertonikern (GSEH) –

DGVT-Materialie Nr. 21, 1989, 106 Seiten, DM 14,- ISBN 3-922686-89-3

Gerd Sommer und Thomas Fydrich

SOZIALE UNTERSTÜTZUNG Konzepte, Diagnostik, F-SOZU

DGVT-Materialie Nr. 22, 96 Seiten, DIN A4, DM 14,- ISBN 3-922686-94-X

DGVT-AG »Frauen in der psychosozialen Versorgung«

ZUR SITUATION VON KLIENTINNEN UND HELFERINNEN

– Eine Dokumentation –

1989, 47 Seiten, DM 9,80 ISBN 3-922686-90-7

Jeffrey K. Zeig (Hrsg.)

PSYCHOTHERAPIE Entwicklungslinien und Geschichte

Gebundene Ausgabe, ca. 600 Seiten, ca. Frühjahr 1990, ca. DM 58,- ISBN 3-922686-97-4

Bitte fordern Sie unseren Gesamtprospekt an.

Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie – Verlagsabteilung
Postfach 1343 · 7400 Tübingen · Telefon (07071) 41211

Science Fiction und das Prinzip Utopie



**tom
moylan**

das unmögliche verlangen



**science
fiction
als
kritische
utopie**

argument

Tom Moylan

das unmögliche verlangen

science fiction als kritische utopie
240 S., br., DM 28,-

Das Genre der SF-Literatur ist — vom Ruch des Trivialen längst befreit — vielfältig, um nicht zu sagen unüberschaubar geworden. Die gesellschaftlichen Konflikte der sechziger Jahre verhalfen zudem einer neuen Spielart utopischer Literatur zum Durchbruch: Mit den Mitteln der Science Fiction wurden Welten entworfen, die ihre Plausibilität aus der Spannung zur realen Gegenwart beziehen konnten. Genau um solche utopischen Entwürfe geht es Tom Moylan in seiner Analyse von vier Romanen (von Joanna Russ, Ursula LeGuin, Marge Piercy und Samuel Delaney), die, bereits in deutscher Übersetzung erschienen, hier wie in den USA Furore gemacht haben. Mit den Mitteln marxistischer, femini-

stischer und poststrukturalistischer Literaturwissenschaft analysiert Moylan die Diskurse einer kritischen Utopie, d.h. einer der Science Fiction verpflichteten Literatur, die nicht einfach die Gegenwart von einer goldenen oder düsteren Zukunft abhebt, sondern die den ProtagonistInnen in verschiedenen Welten verschiedene Erfahrungen ermöglicht. Kaum verwunderlich, daß drei der von ihm untersuchten Romane nicht nur von Autorinnen stammen, sondern direkt feministisch orientiert sind: Die gesellschaftlichen Widersprüche, an denen sich kritische Utopien entzünden, sind wohl nirgendwo, so greifbar wie in der Situation der Frauen.

Moylans Buch richtet sich an eine Science-Fiction-Leserschaft, die, dem technizistischen Fetischismus abhold, an gesellschaftlichen Utopien interessiert ist, welche dem Denken und der Phantasie neue Spielräume ermöglichen. Insofern ist »das unmögliche verlangen« eine brisante Einführung in eine Spielart der SF-Literatur, deren politische Implikationen bisher kaum wahrgenommen worden sind.

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

Summaries

Joseph A. Buttigieg: Gramsci's Method

In this part of his introduction to the complete English edition of Gramsci's *Prison Notebooks* the editor questions the meaning of such a venture. He shows that Gramsci's mode of analysis, the way he proceeded, his manner of reflection is important in itself. The hermeneutic temptation to reconstruct a coherent whole out of fragments must be avoided by examining Gramsci's attention to and care for detail and the specific.

Anne Showstack Sassoon: Equality and Difference

Recent interest in Britain in the concepts of civil society and citizenship has tended to be abstract and unrelated to socio-economic change, such as the complex relationship between individual and state which has developed as the welfare state has expanded and as women have increasingly entered the formal labour market. From a variety of points of view, the meaning of the individual and of citizenship has been transformed in modern conditions. What is becoming more and more evident is the necessity both to fight for equality and to recognize difference. A one-gender world is inconceivable and the pretence of universality simply blinds us to the reality of women living in a world made for men.

Alex Demirović: Civil Society, Public Sphere, Democracy

Taking Gramsci's concept of civil society as a critical background, the author discusses some immanent contradictions of Habermas' theory of public sphere and also of the concept of civil society that, in the recent discussion, is claimed to be a normative concept for the democratization of both west and east european countries. The author argues that because of its normative claims the concept of civil society fails and leads in itself to some undemocratic consequences. Further, he proposes to overcome those inconsequences by resorting to Gramsci's idea of reorganizing the social division of labour and to look for a new form of will-formation that enables the social actors to make societies more complex in a reflexive way.

Derek Boothman: Gramsci as Economist

The author paints a picture of Gramsci whose economic reflections go far beyond known notes on Americanism and Fordism. From a historical perspective, he is interested in the forming of opinions which consider wealth to be a result of human work (Machiavelli as antecedent of physiocrats). His notes on the falling rate of profit are important in itself since they represent the first attempt at an answer to that criticism of Marx which was formulated by Croce in support of marginalism.

Stefan Krätke: The Reconstruction of Cities. Urban Development During a Transition to a Flexible Regime of Accumulation

The current phase of renewal within society is associated with important economic and social processes, also where a texture of space and the hierarchy of cities are concerned. Based on various aspects of urban development, the article discusses different dimensions of the »reconstruction of cities« which concentrate a) on the importance of new production concepts and industrial organisation relations to urban development, or b) on underscoring the hierarchy among big-city financial and commando centres, or c) on processes of polarization within the cities.

Hanna Behrend: Collective Guilt or the Rule of Law?

The author demonstrates with concrete examples that human rights violations of law in the former GDR are not prosecuted by the now Greater German judiciary. As happened after 1945, most culprits within the state apparatus are being spared. Instead, attempts were made to summarize identify and deal with large groups of society, entire organisations and institutions. The application of the thesis of collective guilt would be inconsistent with basic principles of the rule of law.

Psychologie

<i>Kristeva, Julia</i> : Geschichten von der Liebe (<i>B.Kettelhut</i>)	142
<i>Schön, Bärbel</i> (Hrsg.): Emanzipation und Mutterschaft. (<i>E.Gottwald</i>) . . .	144
<i>Pass-Weingartz, Dorothee, und Gisela Erler</i> (Hrsg.): Mütter an die Macht. Die neue Frauenbewegung (<i>S.Andresen</i>)	145
<i>Katz Rothmann, Barbara</i> : Schwangerschaft auf Abruf. Vorgeburtliche Diagnose und die Zukunft der Mutterschaft (<i>G.Brüssow</i>)	147

Geschichte

<i>Wood, Ellen Meiksins</i> : Peasant, Citizen & Slave. The Foundation oft Athenian Democracy (<i>A.Hess</i>)	148
<i>Brakelmann, Günter, und Martin Rosowski</i> (Hrsg.): Antisemitismus. Von religiöser Judenfeindschaft zur Rassenideologie (<i>D.Fleischer</i>)	150

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Wolkogonow, D.</i> : Triumph und Tragödie. Politisches Portrait des J.W. Stalin (<i>Ch.Löser</i>)	71
<i>Bergmann, Theodor, und Gerd Schäfer</i> (Hrsg.): »Liebling der Partei«. Nikolai Bucharin – Theoretiker des Sozialismus (<i>G.Hauck/M. Keßler</i>) . .	151
<i>Just, Gustav</i> : Zeuge in eigener Sache (<i>J.Becker</i>)	154
<i>Bermbach, Udo, u.a.</i> (Hrsg.): Spaltungen der Gesellschaft und die Zukunft des Sozialstaates (<i>R.Axtmann</i>)	155
<i>Döring, Diether, und Richard Hauser</i> (Hrsg.): Politische Kultur und Sozialpolitik (<i>J.Schmid</i>)	157
<i>West, Harry</i> : Fraud. The Groth Industry (<i>N.Neumann</i>)	158

Argument-Rückschau

184: West-Östliches Patriarchat

Ch.Schenk: Experiment Unabhängiger Frauenverband / H.Behrend: Aufbruch und Elend der DDR-Frauen / Ch. Klenner: Die Aneignung weiblicher Reproduktionsarbeit in DDR-Familien / I.Kurz-Scherf: Deutschland – einig Mutterland? / F.Haug: Neue Herausforderungen an einen sozialistischen Feminismus / K.Hauser: Zu Christa Wolf / O.Negt: Sozialismus und das Problem einer Deutschland-Utopie / M.Brie: Vom Ende des »Maulwurfs der Geschichte« / V.Domeyer, M.Funden, L.Voigt-Weber: Bestandsbedingungen einer »alternativen« Ökonomie / Besprechungen: Sinn und Bedeutung; Kulturpolitik; Medienwissenschaft; Mädchen und sexueller Mißbrauch; Linke Perspektiven

183: Sozialpolitik statt Sozialismus; Krise der Perestrojka

M.Krätke: Sozialpolitik im Wohlfahrtsstaat / B.Hansen: Der dänische Sozialstaat aus der Sicht der Frauen / F.O.Wolf: »Arbeitspolitik« und soziale Bewegungen / F.Haug: Erneuerung der Gewerkschaftsarbeit / K.Segbers: Der letzte Parteitag der KPdSU / Th.Sauer: »Krise der Perestrojka« oder Krise der »Mangelwirtschaft«? / J.Busch-Weßlau: Sozialistischer Rechtsstaat und Demokratie / H.-H.Nolte: Perestrojka und Internationales System / J.Ach, A.Gaidt: Kein Diskurs über Abtreibung und »Euthanasie«? / Besprechungen: Computerlinguistik; Patriarchat und Lebensweise; Pädagogische Ethik; Freud; Sucht und Prostitution; NS und Nachkriegszeit; Rassismus, Arbeitszeit; Naher Osten

182: Kampfplatz Philosophie

W.F.Haug: Fragen zur Frage »Was ist Philosophie?«/J.Koivisto: Marx, Labriola, Gramsci / H.-P.Krebs: Gramsci und die Geschichte der Philosophie / H.G.Gadamer zur Philosophie im NS / T.Orozco: Das »Bild der Antike« und der NS-Staat / S.Harding: Feministische Erkenntnis / C.Scherrer: Europa-USA: Handelskrieg oder Kooperation? / P.Ruben: Nach dem »rohen Kommunismus« ... / D.Kramer: Nachdenken über Kulturpolitik / Chr.Pollmann: Im Dschungel der Bekenner / Besprechungen: Heidegger; Ästhetik; Philosophiegeschichte; Elias; Sozialarbeit; Psycho-Politik; Neokonservatismus; EG-Regionalpolitik; Weltwirtschaft; Ökonomische Theorie; Perestrojka

181: Quotierungs-Erfahrungen

F.Haug: Zur politischen Ökonomie der Frauen-Quote / C.Pinl: Abwehrkämpfe der Männer / S.Raasch: Frauenförderung in der Privatwirtschaft / S.v.Wasielewski: Quotierungskämpfe bei Bayer Leverkusen / K.Hildebrandt: Frauen in DDR-Hochschulen / I.Reuter: Diskussionen um einen Frauenförderplan im WSI / I.Wettig-Danielmeier: Wie lebt die SPD mit der Quote? / J.Meyer-Siebert: Quotierung in sozialwissenschaftlichen Zeitschriften / B.Dennerlein: Klassen und Kulturen / Besprechungen: Habermas; Lukács; Politische Philologie; Kulturpolitik; Pädagogisches Handeln; Sozialgeschichte; Französische Revolution: Friedens- und Sozialpolitik; Frauen und Ökonomie

180: Revolution oder Restauration oder ...?

W.F.Haug: Aus dem Tagebuch des Umbruchs / A.G.Frank: Zwölf Lektionen aus der 89er Revolution / P.Ruben: Nicht der Sozialismus stirbt, sondern der »rohe Kommunismus« / K.P.Kisker: Ökonomische Lehren aus dem Scheitern des »Feudozialismus« / K.H.Tjaden: Politische Ökonomie des Sozialismus — außer Spesen nichts gewesen? / E.Stratmann: Wider die Verdrängung der nationalen Frage / F.O.Wolf: Für linke Vernunft im deutsch-deutschen Taumel / I.Merkel, F.Haug, I.Dölling, E.Schäfer: Frauenbewegung in der DDR / Besprechungen: Medienwissenschaft; Bourdieu; Bildungsgeschichte; Frauen — Politik — Bewegung; Schuldenkrise

179: Kulturelle Reproduktion

P.Willis: Erziehung zwischen Reproduktion und kultureller Produktion / K.Maase: Lesen und neue Medien / B.J. Warneken: Bürgerliche Emanzipation und aufrechter Gang / W.F.Haug: Marktsozialismus? / P.Juquin, F.O.Wolf: Perestrojka im Westen / J.Rehmann: Zum Manifest der »Radikalen Linken« / G.Hänel-Ossorio: Armut ist weiblich / J.M.Vogl: Thatcherismus — Kohlismus / M.Morgenstern: Israelische Araber / Besprechungen: Nietzsche; Peter Weiss; Sozialwissenschaftliche Theorie und Praxis; Schulerziehung; 1789 und die Frauen; Sozialismus und deutsche Frage

Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89
Berlin 41 Wahlthatsche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/720 73
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23
Frankfurt Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 0611/77 50 82
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel. 0611/77 73 03
Karl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11; Tel. 069/77 88 07
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/749 34
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/718 50
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/45 36 80
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/44 97 78
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77 70 4
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/42 02 14
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24 787
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/44 926
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13 949
Osnabrück Autonomie-Buchladen, Martinistr. 9
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/5 15 35
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 4; Tel. 0681/3 11 71
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,
Froschaugasse 7; Tel. 01/25 12 674
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74
Österreich Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80
Wien, Frauenzimmer, Langengasse 11; Tel. 0222/42 85 78